Universal-Bibliothek

972–974

Der
Mönch von Santarem

oder

Wanderungen in meinem Vaterland

Von

Almeida-Garrett.

Aus dem Portugiesischen
von
Adolf Seubert.

Leipzig.
Verlag von Philipp Reclam jun.

Der Mönch von Santarem

oder

Wanderungen in meinem Vaterlande.

Von

J. B. de Almeida-Garrett.

Aus dem Portugiesischen

von

Adolf Seubert.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorwort.

Es war bei einem ländlichen Feste, welches der Herzog von Palmella in seiner reizenden Quinta Lumiares bei Lissabon gab, daß ich im Jahre 1852 die Bekanntschaft des damaligen Ministers des Aeußeren Almeida-Garrett machte. Ein gemüthlich dreinschauender, etwas beleibter Herr von frischer Gesichtsfarbe, feurigen Augen, reichem schwarzem Haar und einer geistreichen Physiognomie, aus der zugleich die portugiesische Gutmüthigkeit strahlte, unterhielt er sich mit mir voll Begeisterung über die deutsche Literatur, die er enthusiastisch liebte, aus der er sogar Einiges sehr gelungen übersetzt hatte. Als wir auf seine eigenen Werke zu sprechen kamen, empfahl er mir den vorliegenden Roman (im Portugiesischen unter dem Titel: Wanderungen in meinem Vaterlande), in welchem er gewissermaßen die Quintessenz seines Lebens niedergelegt hatte und der zugleich ein treues Bild von dem früheren und damaligen Portugal gibt. Was ich sonst über Garrett vernahm, war nur Rühmliches; er schien sich als Mensch, Staatsmann und Dichter eine gleich hohe Stellung in den Augen seiner Landsleute erworben und gesichert zu

haben. Leider starb der noch so rüstig aussehende Mann schon zwei Jahre später.

Joao Baptista de Almeida-Garrett war am 4. Februar 1799 in Porto geboren, hatte in Coimbra 1816 studirt und sich an der demokratischen Bewegung von 1820 betheiligt. In diese Zeit fällt sein erster poetischer Versuch, die Tragödie Merope, welcher bald Xerxes, Lucrezia und Catao (1820) folgten, und von welchen namentlich die letztere großen Beifall fand. Doch hielt Garrett in diesen Dichtungen noch den alten klassischen Stil fest. — Nach der Restauration von 1823 wegen seiner chartistischen Gesinnung verbannt, lebte er theils in England, theils in Havre und beschäftigte sich während dieser Zeit vorwiegend mit literarischen Arbeiten. Mit seinem Epos Magriço (1824) war er zu den Romantikern übergegangen. Sein Gedicht Camoes (1825), worin er Leben und Tod des großen portugiesischen Dichters mit patriotischer Begeisterung besang, erregte zuerst die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums. Hieran schließt sich das episch-lyrische Gedicht: Dona Branca oder: die Eroberung von Algarbien (1826). Um diese Zeit gab er auch die poetische Mustersammlung Parnaso lusitano in fünf Bänden in Paris heraus. — Im Jahre 1826 kehrte er in die Heimat zurück und wurde Bureauchef im Ministerium des Innern. Im Jahre 1828 von Dom Miguel eingekerkert, gelang es ihm nach England zu entkommen. Hier dichtete er den Romanzenkranz Adozinda nach vaterländischen Volksliedern (1828) und die Lyrica de Ioao Minimo (1829), womit er die Regeneration der portugiesischen Poesie durchführte. Auch über Erziehungswesen schrieb er um diese Zeit (Tratado de educaçao), sowie über die politische

Stellung Portugals (Portugal na balança de Europa). — Im Jahre 1832 trat er auf Terceira als gemeiner Soldat in die Expeditionsarmee des Dom Pedro und wurde nach der Landung in Porto mit der Organisirung des Ministeriums des Innern betraut. Nach glücklich beendetem Bürgerkriege wurde Garrett Gesandter in Brüssel (1834—36). Als ihm (1836) die Oberleitung über die Theater übertragen wurde, faßte er den Entschluß, der einheimischen dramatischen Literatur durch vaterländische Stücke einen neuen Aufschwung zu geben und schrieb 1838 Um Auto de Gil Vicente, welches Drama am 15. August 1838 im Theater der Rua dos Condes in Lissabon mit großem Beifall gegeben wurde, und welchem dann noch Dona Filippa de Vilhena (1840), der Schwertfeger von Santarem (1841), Frei Luiz de Sousa (1844) und die Nichte des Marquis (1847) folgten.

Schon vorher hatte sich Garrett auch auf den Roman geworfen. Sein eigenes vielbewegtes Leben, die politischen Verhältnisse Portugals, seine innige Hingabe an Alles, was Portugal in politischer und literarischer Beziehung Großes erzeugt hatte, gestaltete sich ihm nun zu dem vorliegenden Roman, der 1837 erstmals unter dem Titel: „Wanderungen in meinem Vaterlande" erschien, und der seiner Zeit dort großes Aufsehen machte. Ihm folgte später der zweite Roman: O Arco de Sant Anna. 1852 gab er noch eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte (Folhas cahidas) und 1851—53 seinen Romanceiro, eine Sammlung portugiesischer Volksromanzen heraus. Garrett war zuletzt noch Minister des Auswärtigen und starb im Januar 1854. — Ohne ein Epoche machender Dichter zu sein, zeigt Garrett doch stets das edle Gemüth, die

holde Phantasie des ächten Poeten, sowie den reichen Geist des gebildeten Sohns seiner Zeit, wie sich dies namentlich auch in dem vorliegenden Werke offenbart, das der Leser nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird, wenn es auch den Anforderungen der jetzigen Zeit und namentlich dem Geschmack der Mode nicht ganz entsprechen mag.

Adolf Seubert.

Qu'il est glorieux d'ouvrir une nouvelle carrière et de paraitre tout-à-coup dans le monde savant, un livre de découvertes à la main, comme une commète inattendue étincelle dans l'espace.

X. de Maistre.

Erstes Kapitel.

Wie der Verfasser dieses gelehrten Buchs sich entschloß, sein Vaterland zu bereisen, nachdem er sein Zimmer bereist hatte; und wie er ferner beschloß, sich dadurch unsterblich zu machen, daß er diese Reisen beschrieb. Er reist nach Santarem, kommt nach dem Terreiro-do-Paço, schifft sich auf dem Dampfer nach Villa nova ein und was ihm dort passirte. — Die chronologische Folgerung und das untere Lissabon. Lord Byron und eine gute Cigarre. Inseln und Ufer binden mit einander an. Die mit den langen Hosen gewinnen es.

Daß Einer eine Rundreise in seinem Zimmer macht, wenn er zur Winterszeit am Saum der Alpen in Turin lebt, wo es gewissermaßen so kalt ist, wie in St. Petersburg, das begreift sich. Aber in diesem Klima, in dieser uns von Gott geschenkten Luft, wo die Orange im Garten wächst und die Gebüsche aus Myrthen bestehen, da würde selbst Xavier de Maistre, wenn er hier schriebe, wenigstens bis in den Hof hinabgehen.

In diesen erstickenden Sommernächten reise ich oftmals nach meinem Fenster, um von dort ein Fleckchen des Tejo zu erblicken, das am Ende der Straße sichtbar wird, und mich mit den grünen Bäumen, die dort mühsam aus dem Schutt von Caes-do-Sodré emporwachsen, einer süßen Täuschung hinzugeben. Allein niemals beschrieb ich diese meine Reisen noch ihre Eindrücke: und doch gab es dabei

so viel zu sehen. Aber meine Feder war immer ehrgeizig; arm und stolz verlangt sie einen größeren Gegenstand. Ich will ihn ihr nun geben. Ich reise nach Santarem, und werde über Alles, was ich sehe und höre, was ich denke und empfinde, ein Tagebuch führen.

Es war schon lange einer meiner schönsten Gedanken, aber mehr Wunsch als Plan, die reichen Ebenen dieses Uferlands kennen zu lernen und von seiner Höhe aus die denkwürdigste und denkmalreichste unserer Städte zu schauen. Die Bitten eines Freundes erschütterten mich und die Albernheiten einer Zeitung, die in Folge von Ohrenbläsereien meiner Reise einen bestimmten politischen Zweck unterschieben wollte, brachten meinen Entschluß zur Reise.

Gerade deshalb ging ich dann wirklich: ich machte mein Pronunciamento.

Es ist der 17. Juli im Jahr der Gnade 1843, ein Montag, somit ein Tag ohne böse Vorbedeutung und guter Reiseanfang. Es schlägt sechs Uhr Morgens in San Paulo und ich wandre nach dem Terreiro-do-Paço.*) Ich komme sehr frühzeitig an und beschäme meine zwei sonst sehr frühe munteren Reisegefährten, welche sich für weit früher aufstehende Menschen als ich gehalten haben. Schon bin ich beinahe am Ende des Platzes, als ich das schwerfällige aber eilige Rasseln einer Kutsche des ancien régime vernehme. Es ist unser Chef und Commandant, der Reisecapitän Herr C. da T., der im Reisestaat anrückt.

Auch die anderen Reisegefährten sind angelangt. Die letzten Töne der Abfahrtsglocke verklingen. Wir fahren ab.

Bei einer Regatta von Dampfern hätte unser Boot gewiß keinen Preis bekommen. Und wenn man im weiteren Verlauf unserer Fortschrittsperiode für diese Art Fahrten neue isthmische oder olympische Spiele einführte und sich für sie ein Pindar fände, der mit Strophen und Anti-

---

*) Schloßplatz am Landungspunkte der Dampfschiffe.

strophen dem Sieger nacheilte, um ihn mit seinen unsterblichen Hymnen zu krönen, so würde unserm müden Renner von Villanova nicht einmal ein dürftiger Nachruf gebühren. Es ist ein ernstes gesetztes Boot, das sich nicht unnöthig in Lauf setzt.

So können wir denn in aller Muße jenes majestätische und malerische Amphitheater des östlichen Lissabon betrachten, von Außen gesehen der schönste und großartigste Theil der Stadt, der noch am meisten Charakter hat und wo man noch da und dort einzelne seltene Züge des alten und guten Lissabon der Chronik bemerkt oder richtiger erräth. Von der Gießerei abwärts wird aber Alles prosaisch und spießbürgerlich, flach, gemein und geschmacklos, wie eine Periode in der „Chronologischen Deduction", und nur hie und da zeigt sich ein Versuch, vom schlechten Geschmack in den großen überzugehen, wie eine etwas weniger elende Octave im „Oriente".

So denkt auch das Volk, welches immer einen besseren und reineren Geschmack besitzt, als jener farblose Schaum, der nur den zehnten Theil der Bevölkerung beträgt, sich aber gleichwol par excellence die Gesellschaft heißt; — seine Lieblingsspaziergänge sind die Madre de Deus, der Beato, Xabregas, Marvilla und die Gärten von Chellas. Auf der einen Seite sehen wir hier die ungeheure Majestät des Tejo in seiner größten Ausdehnung und Gewalt, ein kleines Binnenmeer, auf der andern frische Gärten, schattige Bäume, Paläste, Klöster, lauter Punkte, an die sich große, theure Erinnerungen knüpfen. Welch andere Außenseite Lissabons läßt sich an Schönheit mit dieser vergleichen? Belem ausgenommen, keine. Und selbst Belem ist öder.

Schon begrüßen wir das stierfechtende Alhandra, dann Villafranca, welches einst den Zunamen „die Rothwälsche" hatte, dann den „der Restauration" bekam, bald aber wieder zur Rothwälschen zurückkehrte, als jene Restauration,

wie es allen Restaurationen geht, in solchen Haß und Fluch verfiel, daß nicht einmal ein armes Städtchen seinen Zunamen davon haben wollte.

„Es handelte sich damals nicht darum, ob man restauriren oder nicht restauriren sollte, sondern darum, das Volk von einer Schlummerregierung zu befreien, welches immer die verhaßteste unter allen möglichen Regierungen ist.“

Diese Bemerkung fügte einer unserer Reisegefährten der Betrachtung bei, welche ich unwillkürlich über Villafranca gemacht hatte.

Doch habe ich keinen Haß auf Villafranca, noch auf jene denkwürdige Wachskerze, welche die alte Monarchie hier fertigen ließ. Es war dies etwas, was ganz in der Ordnung der Dinge war und eben geschehen mußte. Jene nothwendige und unvermeidliche Umwälzung, welche durch die Welt geht, braucht viel Zeit und muß noch manche Reaction durchmachen, bis sie sich vollendet hat.

Inzwischen wollen wir unsere Cigarre anzünden und den aristokratischen Bereich des Schiffsspiegels verlassend nach dem Vordertheil gehen, dem Land der freien Cigarre.

Ich erinnere mich nicht, daß Lord Byron das Vergnügen, an Bord zu rauchen, irgendwo verherrlicht hätte. Es ist dies eine merkwürdige Vergeßlichkeit des „verschifftesten“ und seemäßigsten Dichters, den es je gab, der sogar die Seekrankheit besang, diese nüchternste und eklichste Elendigkeit des Lebens. Nun denn, an einem solchen Tage, wo uns eine erfrischende Brise um Gesicht und Haare spielt, die narkotischen Düfte einer guten Havannacigarre einzuathmen, das gehört gewiß zu einem der wenigen wirklich schönen Dinge, die es auf der Welt gibt. Rauchen wir also!

Hier steht ein Landmann, der gravitätisch seine Papiercigarre raucht; er wird mir Feuer geben.

„Ich will's Ihnen geben.“ Mit diesen Worten eilt höflich eine andere Persönlichkeit herbei, deren Züge, Tracht

und Benehmen zu denen der halbarabischen Uferbewohner in scharfem Gegensatz steht.

Die Cigarren werden angezündet und wir wenden uns nun mit größerer Muße der Gesellschaft zu, in welcher wir uns befinden.

Die Gruppe, vor der wir nun standen, war wirklich interessant und der Aufmerksamkeit werth: sie stach malerisch von den übrigen Reisenden ab, welche in Kleidung und Gesichtszügen jenes charakterlose und gewöhnliche Zwitterding zeigten, wie man es so häufig in der Umgebung einer großen See- und Handelsstadt findet. Nicht so jene besondere Gruppe, mit der wir eben zusammengestoßen waren. Sie bestand aus etwa zwölf Männern; fünf davon gehörten jenen berühmten Athleten von Alhandra an, welche alle Sonntage den olympischen Staub des Sanct Annaplatzes einathmen und mit dem stolzen und unwiderstehlichen Ruf: „an die Klaue! an die Klaue! an das Horn!" — sich an edelmüthigeren, doch nicht stärkeren Thieren abmühen, beim Schalle ungeheuern Beifallsklatschens und für die wenigen Geldstücke, wodurch sich die immer lärmende und immer leere Begeisterung der Massen offenbart. Meine fünf Kämpfer kehrten eben jetzt, noch im Costüm der Arena, noch ganz geputzt und voll vom Ruhme des gestrigen Kampfes in ihren Heimatsort zurück. Aber neben diesen Fünfen und im Streite mit ihnen — ich werde gleich sagen, warum — standen sechs bis sieben andere Männer, welche in jeder Beziehung ihre Gegenfüßler zu sein schienen.

Statt der gelben Kniehose und der rohseidenen Jacke, welche den Mann der Heugabel *) charakterisirt, trugen diese den weiten griechischen Rock der Ruderknechte und den verbrämten sicilianischen Ueberrock aus Segeltuch. Der Landmann wie der Saloio **) trägt den Stempel der afrikani-

*) Der portugiesische Stierkämpfer.

**) Einwohner des Dorfs Saló bei Lissabon.

schen Rasse; beide sind von der pelasgischen Familie, mit regelmäßigen beweglichen Zügen und gewandten Formen.

Eben zankten die Leute des Nordens mit denen des Südens; der Disput wurde durch unser Erscheinen am Vordertheil des Schiffes unterbrochen. Aber einer der Inselbewohner, eine schöne und poetische Männergestalt, wendete sich nun gegen uns und bemerkte in seinem eigenthümlichen stark accentuirten Tone: da kommt Jemand, der entscheiden soll. Seht ihr Herren: diese da glauben, daß es Niemand besser verstehe, einen Stier fest zu halten, als sie. Und wenn die Herren von Lissabon sind, so werden sie ihnen Recht geben. Wir aber —

Von uns ist Niemand aus Lissabon, außer dem Herrn, der da eben kommt.

Es war der Graf von T., der herantrat.

Den kenne ich, es ist Einer der Unsrigen, rief Einer der Heugabelredner, sobald er ihn sah. Das ist ein Edelmann nach dem Herzen Gottes. Ich sah ihn zwar noch nie beim Viehzeichnen, *) das ist wahr; aber von Vallada bis Almeirim läuft Niemand mehr als er bei Sonne und Regen herum und darum muß er wissen, was ein echter Stier ist, und was es heißt, mit dem Hornvieh kämpfen.

Hören wir also, um was es sich handelt.

Es handelt sich um nichts, erwiderte der Insulaner, aber wenn der gnädige Herr da nach Almeirim geht, wir gehen auch nach Almeirim, das ehedem eine Wüste war und nun Gott sei Dank! ein Garten ist. Es waren aber nicht die Landleute, welche das thaten, sondern unser Volk hat dort ausgerodet und den Boden angepflanzt und ihn zu dem gemacht, was er jetzt ist, aus einer Sandwüste zu gutem Boden.

— Das ist wahr.

Nein, nein, das will nichts heißen! Es gehört ja nicht

---

*) Nämlich mit glühendem Eisen.

viel dazu, in diesem Schlamm des Tejo Weizen zu bauen, wo es gerade ist, wie wenn man in Butter säte. Diese Arbeit verrichtet Gott höchst eigenhändig, das Wässern und Düngen und Alles. Was aber Gott nicht thut, das thun diese Leute auch nicht. Sie haben es nicht verstanden durch Anpflanzen von Bäumen eine Mauer gegen den Monsonwind zu schaffen. Nur dort oben haben sie einige Bäume hingesetzt und das ist viel zu wenig für den Fluß und das reiche Land, das ihnen die Ueberschwemmungen bringen. Wir aber, die wir einen Fuß in dem Schiff und einen auf dem Lande haben, wir befreien eben so eifrig die Hirse in der Wüste vom Unkraut, wie wir mit dem Ruder an der Brust dahinunter fahren und das Boot durch den Sand ziehen, weil nicht Wasser genug da ist, und kämpfen dabei immer ums Leben.

Es handelt sich um die Kraft, entgegnete der Landmann, um die Frage auf einen Boden hinüber zu spielen, der ihm besser zusagte. Es handelt sich um die Kraft. Unser Einer wirft sich dem Stiere an die Hörner, während eine ganze Gesellschaft von diesen Schiffsleuten ihn, mit Verlaub der Herren, kaum am Schwanz zu fassen wagt.

Diesen Beweis verstärkte der Sprecher noch durch ein triumphirendes Gelächter, das bei den dabei Interessirten, die sich heran gedrängt hatten, um den Wortstreit mit anzuhören, ein gewaltiges Echo fand.

Die Insulaner waren etwas niedergeschlagen; zwar verloren sie das Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit nicht, aber das Geschrei entmuthigte sie doch etwas.

Es war wie die Linke eines Parlaments, wenn die besten Phrasen, die stärksten Beweisgründe ihrer Redner in dem höhnischen Geschrei der ministeriellen Schaaren untergehen.

Aber der Redner vom Wasser war nicht der Mann, um sich so leicht geschlagen zu geben. Er blickte auf die Seinen, wie wenn er sie mit einer ausdrucksvollen Geberde

zugleich zu Rathe ziehen und ermuthigen wollte und wendete sich dann zu uns, während er die Rechte gegen seinen Gegner ausstreckte.

Nun denn, wenn es sich um die Kraft handelt, so möchte ich wissen, und diese Herren wollen es nun sagen, wer stärker ist, ein Stier oder das Meer.

— Jetzt kommen sie damit!

Ja, das möchten wir wissen.

Nun das Meer.

Nun denn, wir kämpfen bei einem Sturm acht bis zehn Tage nach einander von Aveiro bis Lissabon mit dem Meer, und diese hier ringen einen Abend lang mit einem Stier, wer ist nun der Stärkere?

Die Landbewohner ließen den Kopf hängen, das unparteiische Publikum applaudirte dies Mal der Opposition, und der Vouga *) triumphirte über den Tejo.

Zweites Kapitel.

Diese Reise wird für eine typische, symbolische und mythische erklärt. Der Autor singt bescheiden sein eigenes Lob. Vom Gang der Civilisation. Es wird gezeigt, wie dieselbe durch den Ritter Don Quijote de la Mancha und dessen Knappen Sancho Pansa geleitet wird. — Ankunft in Villanova da Rainha. Tantalusqualen. — Die Tugend belohnt sich selbst; ein Sophisma von Jeremias Bentham. — Azambuja.

Diese meine interessante Reise soll ein Werk erster Classe, ein gelehrtes, durch neue Gedanken glänzendes Werk, eine des Jahrhunderts würdige Sache werden. Ich muß das dem Leser sagen, damit er davon zum Voraus unterrichtet ist; er darf nicht fürchten, daß er es mit einer jener Modeschmierereien zu thun bekomme, welche unter dem Titel „Reiseeindrücke" oder einer ähnlichen Firma die europäischen Druckereien ermüden, ohne daß dabei irgend ein Nutzen für die Wissenschaft oder ein Fortschritt für die Menschheit herauskommt.

---

*) Fluß bei Aveiro.

Vor Allem ist mein Werk ein symbolisches, es ist eine Mythe, ein griechisches Wort, von deutscher Mode, das sich heut zu Tage überall eindrängt und mit dem man Alles erklärt, was man nicht zu erklären weiß.

Es ist eine Mythe, weil — weil — hier zerreiße ich den Schleier und erkläre dem geneigten Leser offen die tiefe Idee, welche sich unter dem leichten Umriß eines Reischens verbirgt, das nur zur Unterhaltung gemacht scheint, und sich schließlich als eine ernste, wichtige, so schwer wiegende Sache entpuppt wie ein neues Buch von der Leipziger Messe, nicht wie die Broschüren der Pariser Boulevards.

Vor Jahren lebte ein tiefdenkender, unergründlicher Philosoph von jenseits des Rheins hier, der ein Werk über den Gang der Civilisation, der Aufklärung oder, damit man uns besser verstehe, über den Fortschritt schrieb. Er entdeckte, daß es zwei Weltprincipe gebe: ein geistiges, das, ohne Rücksicht auf den sinnlichen und irdischen Theil dieses Daseins, die Augen fest auf seine großen und abstracten Theorien gerichtet, vorwärts schreitet, ein steifes, trockenes, hartes, unbeugsames Ding, das sich durch jene herrliche Mythe von dem Ritter der Mancha, Don Quijote, sehr gut personificiren, symbolisiren läßt; — und ein materielles, das sich nicht viel aus jenen Theorien macht, nicht an sie glaubt, ihre unmöglichen Anwendungen für eitel Utopien erklärt und in der runden und fetten Gestalt unseres alten Freundes Sancho Pansa seine Verkörperung findet.

Aber wie in der Geschichte des boshaften Cervantes gehen diese beiden so verschiedenen, so entgegengesetzten Principe immer hart neben einander her, bald das Eine mehr zurück, bald das Andere mehr vor, hindern sich oft, unterstützen sich selten, schreiten aber immer vorwärts.

Gerade so ist es mit dem menschlichen Fortschritt.

Da haben wir die Chronik der Vergangenheit, die Geschichte der Gegenwart und das Programm der Zukunft.

Heut zu Tage ist die ganze Welt ein großes Barataria, auf welchem der König Sancho regiert.

Dann wird wieder Don Quijote kommen.

Der gesunde Menschenverstand kommt zuletzt im tausendjährigen Reich, dem Reich der Söhne Gottes.

In meiner Reise Tejo aufwärts ist nun der Gang unseres gesellschaftlichen Fortschritts symbolisirt; ich hoffe, daß der Leser mich jetzt versteht. Ich werde Sorge tragen, ihn von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, denn ich fürchte sehr, daß er es vergessen könnte.

Wir sind an dem traurigen Ausladeort von Villanova da Rainha angelangt, dem häßlichsten Stücke angeschwemmten Landes, auf das ich je den Fuß setzte. Die Sonne brennt, wie sie in diesem Jahre noch nie gebrannt hat.

Eine ungeheure Menge Kutschen, Maulesel, Esel und Eseltreiber erwartet uns in dieser afrikanischen Ebene. Man muß zwischen den zwei Martyrien, Kutsche oder Maulesel wählen. Wir wählen das kleinere Uebel, den letzteren.

Aber dort, o Tantalusqual! sehe ich zwei kräftige und feiste kastilianische Maulthiere an ein Fuhrwerk gespannt, welches mir in dieser Gegend und neben jenen anderen Vehikeln herrlicher erscheint als ein Landauer im Hydepark, eleganter als eine Kalesche in Longchamps, bequemer und elastischer als die luftigste Pritschke der Großfürstin Helene. Trotz alledem, o Zaubergewalt der Verhältnisse! ist es nur eine starke und wohlgeformte Sänfte mit Vorhängen.

Ihr in der Toga einherschreitenden Manen der alten Obertribunalräthe, ihr ehrwürdigen Perrücken mit Ring und Stab, was werdet ihr sagen, ihr hochverehrten Schatten, wenn ihr von jenen luftigen Höhen aus, wo ihr auf die Wiedergeburt des Pegas und des fünften Buches harret, diesen entarteten, unächten Nachkömmling in langen Hosen, grauem Frack, weißem Hut, farbiger Cravatte, mit dem Kautschukpeitschchen in der Hand erblickt, bereit ein kleines Maulthier zu besteigen wie ein Student, und doch

neidische Blicke auf jene natürliche, passende und traditionelle Art tribunalrichterlicher Beförderung werfend? Was werdet ihr dazu sagen? Mit welch gerechter Verachtung werdet ihr auf diese Verkommenheit und Entwürdigung herabsehen!

Ich erging mich im Stillen in diesen ernsten Betrachtungen und erwog im Geiste den mächtigen Zweifel: ob die Ausübung der richterlichen Pflichten wirklich so viel werth sei, daß ein Tribunalrath deshalb zu Fuße gehe! Der Sancho Pansa des Fleisches kämpfte in mir mit dem Don Quijote des Geistes, als die Vorsehung, welche uns in den schwersten Bedrängnissen und Versuchungen nie verläßt, mir das edle Anerbieten eines Freundes und Reisegefährten, des Herrn L. S. zuführte. Ihm gehörte jene beneidete Carrosse und in ihr begab ich mich nun nach Azambuja.

Die Tugend trägt ihren Lohn in sich selbst, sagt ein alter Philosoph, und ich glaube keineswegs, daß nach jenem berühmten Ausspruch Benthams die Weisheit des Alterthums aus Sophismen bestehe. Das Modernste ist gewiß das Aelteste, darüber kann kein Zweifel sein; aber wenn das Alte noch besteht, geschieht es, weil es in der Erfahrung eine Bestätigung gefunden hat, welche das Neue nicht besitzt. Jeremias Bentham stellte auch seine Sophismen auf, so gut wie jeder Andere.

Fahren wir langsam über jenen schlecht construirten Damm, der sich nur wenige Schuh über den niederen und salzigen Boden erhebt. Im Winter wird man ihn nicht ohne Gefahr passiren können; auch jetzt ist die Fahrt eine unbequeme und ängstliche. Wir sind in Villanova und vor der Thüre der langweiligen Karawanserei, des einzigen Asyls der Reisenden an dieser jetzt mehr als je besuchten Straße.

Dieser häßliche Flecken erscheint mir noch verlassener, noch schmutziger und verfallener, seit er eine Station der

Dampfboote besitzt, welche die Bequemlichkeit, das Leben, die Seele des Flußufers sind. Ein Maurendorf in den Schluchten des Atlas ist gewiß reinlicher und bequemer.

O Sancho, Sancho, nicht einmal du wirst bei uns regieren! Der wurmstichige Thron deines Vorgängers, Gegners und manchmal Herren ist gefallen; dein Hintertheil wurde gepeitscht, um die Schöne von Toboso zu entzaubern, du wurdest dann zum König von Barataria ausgerufen, aber in dieser deiner lusitanischen Provinz konnte sich nicht einmal die patriarchalische Regierung deines stumpfen Materialismus zur Lust und zum Wohle des Körpers festsetzen, während die Seele — o die Seele!

Sprechen wir von etwas Anderem!

Entfliehen wir eiligst diesem Misthaufen! Die Straße ist einförmig, sandig und ohne Baumesfrische. Kaum streckt hie und da in langen Zwischenräumen ein verkommener Olivenbaum seinen gekrümmten Stamm, seine verdrehten Arme mit den kränklichen Zweigen in die Höhe, deren von Natur blaßgrüne Blätter noch bleicher und abgestorbener als gewöhnlich aussehen. Und doch ist der Boden mit geringen Ausnahmen trefflich und würde bei nur wenig Arbeit und unbedeutenden Ausgaben eine so schöne Straße ermöglichen, als es nur irgend eine in Europa gibt.

Ein Freund von mir, ein Staatssecretär, pflegte zu sagen, um die Straßen Lissabons gleichmäßig zu verbessern, sollten die Minister alle Vierteljahre in einer anderen Straße und in einem anderen Stadtviertel wohnen müssen. Wenn einmal ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister eingebracht werden wird, was aber noch ad calendas graecas verschoben ist, werde ich den Antrag stellen, daß jeder Minister verpflichtet sein solle, wenigstens einmal im Jahre eine Reise durch Portugal zu machen.

Hier haben wir nun Azambuja, einen kleinen aber keineswegs traurigen Ort, mit sichtlichen Zeichens des Lebens

und reinlichen, wohnlich aussehenden Häusern. Es ist der erste Ort, der Spuren davon zeigt, daß wir uns an den fruchtbaren Ufern des portugiesischen Nil befinden.

Wir eilen vor dem eleganten Anwesen abzusteigen, welches die drei wichtigen Functionen eines Hôtels, eines Speisehauses und eines Cafés in sich vereinigt.

Gerechter Gott! welche Hexe steht da unter der Thüre! welche Räuberhöhle gähnt da drinnen! — Die Feder fällt mir aus der Hand.

Drittes Kapitel.

Der Leser fühlt sich enttäuscht von der prosaischen Aufrichtigkeit des Verfassers dieser Reise. Wie sollte ein Gasthaus in unserer romantischen Aera aussehen? — Die Prüfung dieser wichtigen Frage wird dadurch unterbrochen, daß ein sehr wichtiger Punkt der National-Oekonomie und gesellschaftlichen Moral in Prosa und Versen abgehandelt wird. — Wie viel Seelen muß man dem Teufel überantworten und wie viel Leiber dem Kirchhof einverleiben, um Einen auf dieser Welt zum reichen Mann zu machen? — Wie man zu der Entdeckung kam, daß die Wissenschaft dieses Jahrhunderts eine großartige Albernheit sei. — Ein König nach der That und Einer nach dem Recht. — Schönheit und Lüge gehen nicht in Einen Sack. — Der Verfasser macht sich auf den Weg nach dem Fichtenhain von Azambuja.

Ich stehe im Begriff, den geneigten Leser zu enttäuschen; ich stehe im Begriff, durch meine unselige Aufrichtigkeit das zu verlieren, was ich in den zwei ersten Kapiteln dieser interessanten Reise in seiner Meinung etwa gewonnen habe.

Nun was erwartete er denn auch viel von mir, von mir, der ich es gewagt hatte, mich in dieser Zeit der Romantik, in diesem Jahrhundert der starken Gefühle, der großen und einschneidenden Darstellungen, die tief in die Seele gehen und mit dem Blut in das Herz treten, zum Schriftsteller aufzuwerfen?

Am Ende des vorigen Kapitels sind wir an der Thüre eines Gasthauses stehen geblieben. Wie muß dies Gasthaus aussehen, heute, im Jahr 1843, unter den Augen Victor Hugo's, wo Doctor Faust den Leuten über die

Köpfe wegfegt, und die Mystères de Paris in Jedermanns Händen sind?

Welcher Geschmack erträgt heut zu Tage noch die klassische Posada des Cervantes mit ihrem dicken und gravitätischen Wirthe, mit den Flöhen ihrer Maulthiertreiber, und dem Prellen eines armen Teufels von Sancho! Von Sancho, dem unsichtbaren Könige des Jahrhunderts, in dessen Namen die Könige heut zu Tage regieren und die Gesetzmacher das Recht decretiren und abwägen! Sancho geprellt von der Kraft der Maulthiertreiber! Er ist nicht mehr zeitgemäß!

Mit Klee würd' meinen Degen ich bekränzen,
Mit gelben, weißen Rüben und Luzerne
Um die Harmodiusse zu besingen,
Die vom Tyrannenjoche uns befreiten
Der alten Wissenschaft, der wurmzerfress'nen,
Die, was im Menschen Göttliches besteht,
Hoch von der Erde aufwärts hoben, trugen,
Und seinen Geist vom Fleische löşten, daß
Er große Thaten, Tugenden vermöge.

Nein! pflanze Kartoffeln, du Volk des Dampfes und der Steinkohle, macadamisire Straßen, baue Eisenbahnen, construire Ikarusflügel, um so schnell als möglich diese gezählten Stunden eines ganz materiellen, ekligen und gemeinen Lebens zu durcheilen, wozu du das gemacht hast, das dir Gott in so ganz anderem Zustande schenkte! Geh, brodgierige Rasse, mache Alles zu Zahlen, alle Betrachtungen dieser Welt zu Gleichungen eines materiellen Interesses, kaufe, verkaufe, spiele an der Börse! — Aber was gewinnt schließlich die Menschheit bei dem Allem? Daß es einige Dutzend reicher Leute mehr gibt. Und ich frage die Nationalökonomen, die Moralisten, ob sie schon die Anzahl Menschen berechnet haben, welche zum Elend, zu übermäßiger Arbeit, zur Entsittlichung, zur Schande, zur Unwissenheit und Völlerei, zu unüberwindlichem Mißgeschick, zu äußerster Noth verdammt werden müssen, damit ein Reicher zu Stande kommt? Das englische Parlament

mag es ihnen sagen, wo man durch die vielen Untersuchungscommissionen die Zahl der Seelen wohl gefunden haben wird, die man dem Teufel verkaufen, die Zahl der Leiber, die man vor der Zeit dem Kirchhof überantworten muß, um einen reichen und vornehmen Weber wie Sir Robert Peel, einen Minenbesitzer, einen Bankier, einen Kornbaron oder sei es was es sei, kurz einen Reichen zu Stande zu bringen: jeder Reiche kostet hundert Unglückliche, Elende.

Somit ist also das reichste Volk keineswegs das glücklichste, somit ist das Utilitätsprincip die Säugamme der Ungerechtigkeit und der Verworfenheit, somit

> Gibt es mehr Dinge im Himmel und auf der Erde, Horatio,
> als eure Weltweisheit sich träumen läßt.

Die Wissenschaft dieses Jahrhunderts ist die allergrößte Theorie, und als solche anmaßend und voll von dem Stolz der Dummköpfe. — —

Gehen wir an die Beschreibung des Gasthauses. Es wird keine klassische werden. All jene Birnenköpfe mit Spitzbart und Cigarre, welche von der Pforte des Marrare bis zum Café Moscou in einer hohlen und dunkeln Literatur machen, werden mich auspfeifen.

Hier stehe ich aber vor einem unerklärlichen Widerspruch. Die Gesellschaft ist materialistisch, und die Literatur, welche doch der Ausdruck der Gesellschaft sein soll, ist in ausschweifender, abgeschmackter und ungereimter Weise spiritualistisch. Sancho ist König der That nach und Don Quijote dem Rechte nach!

Es ist wirklich so und es läßt sich erklären. Die Literatur ist eine Heuchlerin, sie hat nur Religion in ihren Gedichten, Christenliebe in ihren Romanen, Glauben in ihren Zeitungsartikeln, wie diejenigen, welche Almosen geben, weil es in die Zeitung kommt, welche Waisen im Tageblatt unterstützen und Wittwen auf den Theaterzetteln Beiträge geben.

Und diese Leute sprechen von Evangelium! Es ist reiner Hohn. Wenn sie jenes lesen, werden sie finden, daß die Linke nicht wissen soll, was die Rechte gibt.

Nun aber zur Beschreibung des Gasthauses und Punktum mit den Abschweifungen.

Es ist klar, daß diese Beschreibung nicht klassisch sein kann. Sie soll also romantisch sein. Aber sie kann auch das nicht. Und warum nicht? Man dürfte ja nur einen Chourineur hineinsetzen, der ein anderthalbschuhlanges Messer wetzt, um, was ihm begegnet, Menschen und Vieh damit umzubringen — eine Fleur de-Marie, welche mit einer rosigen hübschen Kleinen, die leider starb, Albernheiten spricht und macht — und einen heimlichen deutschen Fürsten, der stark im Boxen ist, unermeßlich viel Pfund Sterling besitzt und in die Spitzbubensprache eingeweiht ist — und Azambuja hätte ein Gasthaus, welches das schönste und modernste dieses eleganten, feinen, wahrhaften und natürlichen Jahrhunderts nicht beneiden dürfte.

So mußte ich meine Beschreibung machen, ich weiß das wohl. Aber da ist ein fatales, unüberwindliches Hinderniß — ganz ähnlich jener berühmten Salve, die nie abgegeben wurde — nämlich: es war eben von all Dem nichts da.

Und ich möchte die guten Leute von Azambuja nicht verleumden. Mögen mich daher jene Herren nicht lesen, denn ich gedenke im Glauben Boileau's zu leben und zu sterben:

Rien n'est beau que le vrai!

Schon vor vielen Jahren hat man gesagt, Ehre und Profit gehen nicht in einen und denselben Sack. Ich sage: Schönheit und Lüge ebenfalls nicht, und das ist die beste Uebersetzung, die man nach meiner Ansicht von jenem unsterblichen und evangelischen Verse machen kann. Die meisten Schönheiten der modernen Literatur erinnern mich an jene Huldinnen, welche die heiligen Einsiedler in der The-

bais*) versuchten. Der arme heilige Antonius oder der heilige Pacomius (Pacomius paßt hier noch besser) wurden anfangs übertölpelt, aber das Herz gab ihnen einen Wink und sie sahen jenen nach den Füßen — Verflucht! die Füße konnte der Teufel nicht verbergen. Und beim ersten abrenuntio des Heiligen verschwand die Schöne in einem starken Nebeldampf und der wüste, ziegenböckische schwarze Teufel blieb als das, was er immer ist und war, der Vater der Lüge.

Nichts, nichts da! Wahrheit und nur Wahrheit! Im Gasthaus von Azambuja war nur eine arme alte Frau, die ich Hexe nannte, denn wie hätte ich denn die schmutzige und häßlich gekleidete Alte, die unter der Thüre dieses schmierigen Hauses stand, anders nennen sollen?

Also diese Alte war da und ihre Magd, die allerdings jünger aber nicht weniger ekelhaft anzusehen war wie jene, und endlich ein alter halb lahmer, halb blödsinniger Bursche, der in einer Ecke saß, mit dem ganzen Wesen eines Menschen, der im Wirthshause ausruht, weil er bereits Alles getrunken hat, was dort zu trinken war.

Der Durst verzehrte uns, aber hier Wasser zu trinken, wäre so viel gewesen, wie ein Wechselfieber schlürfen. Der Wein war entsetzlich. Aber Limonade? Es gab weder Citronen noch Zucker. Man schickte Jemand nach einer Kaufbude am Ende des Orts. Es kamen drei Citronen, die mir von denen zu sein schienen, welche schon, wenn ich in die Ferien kam, an der Thüre der berühmten Bude zu Leiria hingen.

Den Zucker hätte man zu der letzten Scene mit Mr. de Pourceaugnac weit besser brauchen können, als zu einer Limonade. Indessen mischte man dies Alles mit dem Fieberwasser. Wir tranken, setzten uns in Marsch und bis jetzt hat es uns nichts gethan, ungeachtet es das abscheulichste,

*) In der ägyptischen Wüste.

widrigste und schmutzigste Getränk war, das man sich denken kann.

Wir wanderten in derselben Ordnung weiter, bis wir an den Fichtenwald von Azambuja kamen.

Viertes Kapitel.

Wie der Verfasser von der Stadt Azambuja nach dem berühmten Fichtenwald des gleichen Namens schlenderte und an was er unterwegs dachte und herumkam. — Von dem griechischen Dichter und Philosophen Demades und von dem englischen Dichter und Philosophen Addison, von dem Rock aus Schaffellen und dem athenienfischen Pallium und andern wichtigen Dingen, wobei der Verfasser seine große Gelehrsamkeit auskramen will. — Die höchst wichtige Frage wird erörtert, ob ein Staatsminister nothwendig unwissend sein müsse. — Wundervolle Betrachtungen im Zickzack, wobei von der re politica und der re amatoria gehandelt wird. — Es kommt endlich heraus, daß der Verfasser in diesem ganzen Kapitel geschlafen hat, weshalb der geneigte Leser gebeten wird, das Blatt zu überschlagen und zu dem folgenden überzugehen.

Unter allen schönen Eigenschaften werde ich immer der Bescheidenheit die erste Stelle einräumen. — Sogar vor der Unschuld? — Sogar vor dieser. Bei der Unschuld genügt ein Fehltritt, um sie zu verlieren; der Bescheidenheit können uns nur schwere Verschuldungen, wirkliche Verbrechen berauben. Ein Zufall kann jene vernichten, diese nur eine eigene, bestimmte und freiwillige Handlung.

Ich erinnere mich wohl der zwei Verse des Dichters Demades, welche als starker Autoritätsbeweis gegen meine Theorie angeführt werden können. Ich habe ja leider das unseligste Gedächtniß. Ich will sie hierher setzen, damit diesem großen Reisewerk das Verdienst der Gelehrsamkeit nicht fehle und man es nicht ein Modebuch nennen kann. Ich bin entschlossen, mit diesem Buch mir einen Namen zu machen:

Der Schönheit und der Tugend Schirm und Wehr
Ist erst die Unschuld und dann — wieder sie.

Ich setze aber Autorität gegen Autorität und Text gegen Text. Und ich trage hier in der Tasche meinen Ad-

dison, eines der wenigen Bücher, die ich nie von mir lasse, und ziele mit dem englischen Philosophen gegen den griechischen, und bleibe Sieger; denn Addison stellt nichts über die Bescheidenheit, und Addison ist trotz seinem Schlafrock von Schaffellen ein weit größerer Philosoph als Demades in seiner Tunica und seinem atheniensischen Pallium war.

Der gelehrte und liebenswürdige Leser soll dies Mal ohne weitere Citate davon kommen; er kaufe aber einen Spectator, ohne welches Buch man ja gar nicht sein kann, und sehe darin nach.

Man sieht, es macht mir ein Vergnügen, etwaigen Entwürfen, die man mir machen könnte, zu begegnen. Ich selbst mache darauf aufmerksam, damit man mir nachher nicht sagen kann: Ah, wir wollen sehen, ob er stecken bleibt! — Nein, meine Herren, das ist nicht meine Art.

Offen also, man könnte mir Folgendes entgegen halten: Addison war Staatssecretär und somit —. Somit, was? Ist etwa kein Staatssecretär denkbar, der Philosoph, kein Minister, der Dichter, eleganter Schriftsteller und voll Anmuth und Talent wäre? Ich weiß, man wird mir mit Nein! darauf antworten. Man hat nun einmal die fixe Idee, daß ein Staatsminister durchaus ein abgeschmackter, schlecht erzogener und unverschämter Mensch sein müsse. Allein dies ist nur in den vorgeschrittenen Ländern der Fall, wo dies ganz gleichgiltig für das allgemeine Beste ist, und es weder für den Fürsten noch für das Volk Werth hat, welchen Händen sie sich anvertrauen, welchen Köpfen sie sich übergeben. In England ist es nicht so, und war auch nicht zur Zeit Addisons. Nur eine Königin Anna konnte in ihr Cabinet vier Lederhosen ohne Erziehung und Bildung eintreten lassen, und zwar nur, weil der Eine gut in den Fonds zu spielen verstand, der Andere gewisse Kunstgriffe besaß um Wahlen durchzusetzen, und der dritte eine wichtige Person bei den Freimaurern war.

Hierin ist offenbar nicht die mindeste Anspielung auf das glückliche System enthalten, welches uns regiert: ich spreche von Bescheidenheit und wir leben in Portugal.

Wenn indessen die Bescheidenheit übertrieben wird und sich jener Blödigkeit nähert, die man in der Welt Mangel an Benehmen nennt, so kann sie bei einem Manne wirklich zum Fehler werden. Beim Weibe bleibt sie immer Tugend, verschönert die Schönen und nimmt denen, die es nicht sind, die Häßlichkeit.

Was mich betrifft, so kenne ich nichts Lieblicheres in der ganzen Natur, nichts Bezaubernderes, nichts Hinreißenderes für den Geist, nichts Entflammenderes für das Herz, als ein junges Mädchen, dem die Bescheidenheit die Röthe in die Wangen treibt, der die Scham die Wimpern sanft niederdrückt. So wenig Feuer dann auch ihr Auge haben mag, so wenig regelmäßig ihre Züge sein mögen, so wenig anmuthig ihre Gestalt, in diesem Augenblicke erscheint sie euch als ein Engel. Und eine bescheidene Jungfrau ist auch wirklich ein Engel, denn in ihrem Antlitz malt sich immer ein Himmel von Tugenden. — Ich kannte eine Schönheit, deren rabenschwarze oder saphirblaue Augen (alte poetische Phrase), deren Milch- und Rosen-Wangen, deren Perlenzähne, Elfenbeinhals und Ebenholzhaare (es wird hier vielerlei gegeben, damit man die Wahl hat) reichen Stoff für ein Dutzend schöner Sonette boten — als die Sonette noch in Mode waren —, und die heutiges Tags zu zahllosen verwirrten und dunkeln Liedern begeistern würden, welche man zur Harfe singen oder zur Cither seufzen könnte — außer der klassischen Leier gilt ja jedes Instrument bis einschließlich der Guitarre gleich viel vor dem Gesetz der Romantik — und dennoch ging jener Schönheit, wegen eines gewissen Modeanstrichs, wegen einer gewissen Keckheit in den Augen, einer ungewaschenen Miene, einer gewissen Freiheit im Benehmen die ganze Grazie, ja

gewissermaßen die Schönheit verloren, womit die Natur sie beschenkt hatte.

Betrachtet einmal diese Lippen von Karmin! Gibt es einen blühenden Mai, der eine reizendere Rosenknospe im Thaue des Morgens aufzuweisen hätte? Aber seht nun auch, wie ein spöttisches Lächeln die Rose so häßlich macht, sie mit einem Mißton entblättert, — der Zauber ist dahin!

Es gab keinen Jüngling, keinen Greis, keinen Weltmann und keinen Weisen, der nicht die Hälfte seiner Freuden, seiner Bücher, seines Lebens für einen einzigen Kuß von jenem Munde hergegeben hätte. Jetzt gewinnen ihr selbst wiederholte Avancen keinen Liebhaber von Profession und Amt mehr. Und sie muß voraus bezahlen, und was für einen Preis! —

Aber was hat all Das mit der Reise von Azambuja nach der Carthause zu schaffen? Nun, es hat die innigste Beziehung dazu, die nur möglich ist. Ich dachte oder träumte nämlich alle diese Dinge den ganzen Weg über, bis ich mich in der Mitte des Fichtenwaldes von Azambuja befand.

Hier hielten wir an und ich wachte auf.

Ich bin zu solchen Zerstreutheiten, solchem wachen Träumen geneigt. Was ist da zu machen? Wandernd und schreibend träume und wandre ich, träume und spreche, träume und schreibe. Offen bekenne ich, daß ich ein Sonnambule bin, ein Somniloquo, ein — nein! es ist besser, wenn ich die griechische Form beibehalte (ich habe heute eine griechische Beule von erstaunlicher Größe); sagen wir also ein Somnilog, ein Somnigraph.

Meine ehrliche und aufrichtige Meinung ist, daß der Leser diese Blätter überschlagen und zu dem folgenden Kapitel übergehen möge, welches wieder eine ganz andere Art Kapitel ist.

Fünftes Kapitel.

Der Verfasser kommt in den Fichtenwald von Azambuja und findet ihn nicht. Er müht sich ab, dieses merkwürdige Phänomen zu erklären. Eine schöne Probe des romantischen Styls. — Recept, um mit wenig Mühe eine Originalliteratur zu Stande zu bringen. — Eine klassische Verwandlung: Orpheus und der Hain von Ménalo. — Der Verfasser steigt von diesen großen und erhabenen Betrachtungen zu den materiellen Wirklichkeiten des Lebens herab; er muß die gastliche Kutsche verlassen und ein trauriges Maulthier besteigen. — Wundervoller Hundetrab dieses Thiers. Memoiren des Marquis von F., welcher für den Hundetrab begeistert war.

Das ist also der Fichtenwald von Azambuja?

Das kann nicht sein!

Das soll jener alte Wald sein, der wie ein Hain der Druiden fast mit religiöser Ehrfurcht betrachtet wurde? Und niemals hörte ich als Knabe die Geschichte des Pedro de Mallas-artes erzählen, ohne ihn rasch in meinen Gedanken hierher zu versetzen! Bei jedem Schritte erwartete ich auf die Höhle des Hauptmanns Roland und der Dame Leonarda zu stoßen. O, daß ich auch noch diese Illusion verlieren mußte!

Bei allen Verwünschungen und Höllen, welche den Styl eines ächten romantischen Schriftstellers zieren, sagt mir, sagt mir, wo sind die finstern Baumgruppen, die furchtbaren Schlupfwinkel dieses Dickichts? Ist es denn möglich? dies wäre der Fichtenwald von Azambuja? Schon hatte ich all die liebenswürdigen Räuber Schillers, die eleganten Verbrecher der Auberge des adrets schön ausgeschnitten bereit, um sie hierher zu verpflanzen, und soll nun meine besten Figuren verlieren! Denn es heißt sie verlieren, wenn man nicht hat, wo man sie hinthun soll.

Ja, lieber Leser, bei diesem Anlaß will ich dir erklären, wie wir heut zu Tage unsere Literatur machen. Ich habe kein Interesse mehr, dies Geheimniß zu bewahren, denn nach diesem Unglück ist mir überhaupt Alles gleichgiltig.

Du sollst also wissen, Leser, wie wir das zubereiten, was wir dir zu lesen geben.

Wenn es sich um einen Roman, ein Drama handelt, glaubst du vielleicht, daß wir die Geschichte, das Wesen, die Denkmäler, die Gemälde, die Gräber, die Gebäude, die Schriften der betreffenden Zeit studiren? Sei doch kein Närrchen, lieber Leser, und glaube aber auch nicht, daß wir eines seien. Charakter und Situationen nach dem Leben zeichnen, sie mit den ächten Farben der Geschichte malen, das ist eine schwere, lange, kitzliche Arbeit, die Studium, Talent und vor Allem Takt verlangt. Nein, mein Herr, die Sache macht sich weit leichter. Ich will es Ihnen erklären.

Zu dem ganzen Drama oder Roman braucht man: eine bis zwei Damen, einen Vater, zwei bis drei Söhne von neunzehn bis dreißig Jahren, einen alten Diener, ein Ungeheuer, welches die Schlechtigkeiten vollbringen muß, verschiedene Figuranten und einige Personen, die man zum Zwischenspiel verwendet.

Nun gut, jetzt mache man sich an die französischen Figuren eines Dumas, Eugène Sue und Victor Hugo, und schneide diejenigen Gestalten von einem Jeden derselben, die man braucht, aus, leime sie auf ein Blatt Modepapier, auf grünes, braunes oder blaues — wie es die englischen Mädchen in ihren Albums und Skizzenbüchern machen, und bilde aus ihnen beliebige Gruppen und Situationen, wenn sie auch mehr oder weniger verrückt aussehen. Dann nehme man die Chroniken vor und ziehe aus ihnen alte Namen und Worte aus; mit den Namen tauft man die Personen, mit den Worten illuminirt man — im Styl eines Sudlers. Auf diese Art wird unsere Originalliteratur fabricirt.

Und diese köstliche Arbeit habe ich jetzt verloren!

Das kann ja gar nicht sein! Einige wenige, elende noch übrig gebliebene Fichten, zwischen welchen durch man

die umliegenden Wein- und Olivengärten sieht! Es ist die vollständigste, größte Enttäuschung, die ich in meinem ganzen Leben erfuhr, ein wahrer Durchfall!

Und doch befindet sich hier das, was geographisch und topographisch gesprochen, der wohlbekannte und beurkundete Fichtenwald von Azambuja ist oder sein sollte.

Ist etwa hier ein Orpheus vorübergekommen, der die Bäume dieses alten und klassischen Menalo der portugiesischen Räuber durch die Zaubermacht seiner Leier hinter sich her gelockt hat?

Es kommt mir nicht darauf an, Wunder anzunehmen, wenn ich die Ereignisse auf keine andere Weise erklären kann. Der Fichtenwald von Azambuja hat sich verändert. Welcher von den vielen Orpheusen, die die Leute hier sehen und hören, das Wunder bewirkt habe, ist schwieriger zu sagen. Es gibt ihrer so Viele und sie singen Alle so schön! Wer weiß! Vielleicht haben sie sich vereinigt, haben eine Actiengesellschaft gegründet und eine harmonische Anleihe gemacht, mittelst welcher sich das Wunder leicht herstellen ließ. So macht sich jetzt ja Alles, so ging das Geld nach der Bank, und die Bank zu den Vertrauensgesellschaften, warum sollte es mit dem Fichtenwald von Azambuja nicht eben so gegangen sein?

Aber wo steht denn jetzt eigentlich der Wald? Haben Sie die Güte, es mir zu sagen.

Ja mein Herr, ich will es Ihnen sagen: er ist consolidirt. Und wenn Sie nicht wissen, was dies heißen soll, so lesen Sie die Gantlisten, sehen Sie sich die Steuerliste an, überblicken Sie die Vertrauensstimmen; und wenn Sie dann noch nicht wissen, wo und wie der Fichtenwald von Azambuja consolidirt wurde, so geben Sie die Geographie auf, welche offenbar nicht Ihre Stärke ist und werfen Sie sich auf die Finanzwissenschaft. Lassen Sie sich hier für Arcozello oder die ewige Stadt wählen, was das Nämliche ist, treten Sie in die Finanzcommission, werden Sie Schatz-

meister, Minister; das ist die richtige Stufenleiter, damit wird nicht einmal die wurmstichige Verfassung von 1838 verletzt, geschweige denn die Charte.

Das Schlimmste war, daß in Mitten der Gefilde, wo Troja stand, in Mitten dieser Sandfläche, wo einst die Furcht vor dem Fichtenwalde von Azambuja Schutz fand, meine liebe und wohlthuende Sänfte mich verließ. Es war mir wie dem guten Xavier de Maistre, als mitten in der Reise um sein Zimmer sein Stuhl das Gleichgewicht verlor und er unbeweglich wie eine Bildsäule zu Boden fiel — oder wenigstens beinahe fiel, ich erinnere mich nicht mehr genau.

Ich war nahe daran, gänzlich entmuthigt zu Boden zu sinken, als ich unser bequemes Fuhrwerk nach Azambuja zurückkehren und vor mir die leibarme Mauleselin sah, die — weh mir Armen! mein Transportmittel von hier nach Santarem sein sollte.

Was aber einmal sein muß, das muß sein, und darin liegt eine große Macht. Von diesem eben so wahren als eleganten Sprichwort getröstet, erhob sich mein Muth auf die Höhe der Situation und ich beschloß mich als starken Geist, der Anstrengungen zu ertragen weiß, zu erproben. Ich schwang mich ergeben auf das grobe und zerlumpte Sattelkissen, nahm die unentwirrbaren Zügel von rohem Leder in die Linke und trieb das Thier in seinen gestrecktesten Trab, welches ein bequemer und höchst lieblicher Hundetrab war, der meinen hochverehrten und excentrischen Freund, den Marquis von F. in das höchste Entzücken versetzt hätte.

Dieser edle Ritter, der letzte Ritter, der hier zu Lande zugleich Schriftsteller war, hatte die Grille, die Leidenschaft, die Wuth kurz zu traben. Er liebte den Hundetrab über alle Maßen. Ich lernte ihn zu Paris in der letzten Zeit seines Lebens kennen, er zählte bereits achtzig Jahre oder nahezu so viel. Dieser Herr ließ seinen englischen Wagen,

der ganz Federn, ganz Bequemlichkeit war, zu Hause stehen, um in einem gewissen Fiaker spazieren zu fahren, den er sich wegen der harten Vertikalbewegung, womit die Leute darin herumgestoßen wurden, gemerkt hatte. Er veranlaßte mich eines Tags, es auch zu versuchen; es war wundervoll! Der Hundetrab der scheußlichen Babieca theilte sich von dem alten Normannenroß aus zuerst den Lannen, und von den Lannen dem Wagenkasten vollständig, ohne alle Abschwächung mit. Ich sah nie etwas Aehnliches. Der Marquis fand darin ein tonisch-purgatives Mittel; mir kam es als eines der heftigsten Gewaltmittel vor.

Dieser Edelmann war einer der außerordentlichsten Menschen und der merkwürdigste Portugiese, den ich gekannt habe.

Er war häßlich wie die Sünde, elegant wie ein Affe und die Weiber beteten ihn an. Als zweiter Sohn lebte er von den Diäten der Missionen, die man ihm immer übertrug, machte ein großes Haus und hinterließ viele Werthpapiere. Er ließ ein Werk von sich drucken, aber nur ein einziges Exemplar davon abziehen; dieses behielt er für sich und zerstörte den Satz. — Ich kann nicht aufhören, wenn ich anfange, die Geschichte des Marquis von F. zu erzählen.

Spornen wir unsere Thiere nach Cartaxo, denn es ist schon spät.

Sechstes Kapitel.

Beweis, daß dem alten Camoens nichts übrig blieb, als die Wunder des Heidenthums mit denen des Christenthums zu mischen. — Man gibt dem Pater Joseph Augustin Recht und macht sich dann davon. — Mitten in diesen akademischliterarischen Streitigkeiten entdeckt der Verfasser, daß man für Alles auf der Welt Glauben haben muß. — Die Lusiaden, Faust und die göttliche Komödie. — Unglück für Camoens, daß er vor der romantischen Zeit geboren wurde. — Es wird gezeigt, daß Styx und Cocytus immer noch bessere Gelegenheiten sind als Hölle und Fegefeuer. — Der Verfasser sucht den Marquis von Pombal und findet ihn auf den seligen Inseln des Dichters Alkäos. — Whistpartie

zwischen berühmten Todten. — Mitleid des Marquis mit den armen Menschen des Richard Smith und des J. B. Say. — Seine und seiner Brille Antwort auf die naseweisen Fragen des Verfassers. — Wiederanlangen auf dieser Welt und in Cartaxo.

Der bedeutendste und ich weiß nicht, ob ich so sagen darf, der am wenigsten zu entschuldigende Fehler, den Kritiker und boshafte Recensenten bis jetzt an der modernen Iliade, den unsterblichen Lusiaden herausfinden konnten, ist deren heterogene und heterodoxe Mischung von Theologie mit Mythologie, von Wunderallegorien des Heidenthums mit den ernsten Symbolen des Christenthums. Die Wahrheit zu sagen, und so sehr man auch den Pater Joseph Augustin verspotten mag — es ist dennoch so! — den Pater Bacchus in Pontificalibus vor dem Altarbild, ich weiß nicht mehr, welches Heiligen stehen sehen, wie er sein dominus vobiscum wahrscheinlich einem Priester des Bacchus oder der Cybele zuruft, der ihm: et cum spiritu tuo erwidert — das geht nicht. Das ist etwas, was wirklich — Und dann jener prächtige Spruch, womit er, würdig des „wiedergeborenen Phönix" schließt:

Den wahren Gott der falsche betet an!

Seitdem ich ein Verständniß habe, seitdem ich lese und die Lusiaden bewundere, habe ich mich in das genialste Werk, das von der göttlichen Komödie an bis zum Faust zur Welt gekommen ist, vertieft, habe es geliebt und war stolz darauf.

Der Italiener glaubte an Gott, der Deutsche an den Skepticismus, der Portugiese an sein Vaterland. Man muß durchaus an Etwas glauben, wenn man groß sein will, nicht nur als Dichter, sondern groß in irgend Etwas. Eine alte Kindsfrau, die ich hatte, als ich klein war, war eine prächtige Märchenerzählerin, weil sie aufrichtig an Hexen glaubte. Napoleon glaubte an seinen Stern; Lafayette an den Republikkönig Louis Philipp; und um auch celebrare domestica facta, alle unsere großen Männer glau-

ben, der Eine an den Creditverein, der Andere an die trägen Klassen, der Dritte an den Meister Adonirao, der Vierte endlich an die Schönheit und Wirklichkeit des constitutionellen Systems, das uns so glücklich regiert.

Aber diese Glauben sind für Solche da, welche durch sie groß werden wollen. Was bleibt nun einem gewöhnlichen armen Menschen zu glauben übrig? Ich glaube trotz den Kritikern noch an unseren Camoens; ich habe immer an ihn geglaubt.

Und trotzdem fühlte ich vom Alter der Unschuld an, wo mich jene Schlachten, jene Abenteuer, jene Liebesgeschichten, jene so natürlichen und so gut gezeichneten Scenen aller Art fesselten, bis zu diesem traurigen Alter der Erfahrung, diesem prosaischen Alter, wo die schönsten Schöpfungen des Geistes gegenüber den Wirklichkeiten der Welt wie Popanze aussehen, und die edelsten Empfindungen des Herzens wie Chimären eines Enthusiasten, bis zu diesem Alter der wehmüthigen Erinnerungen an die Vergangenheit und der Hoffnungen auf die Zukunft, aber ohne den Genuß der Gegenwart — bis nun da die Liebe zum Vaterlande (sollte auch diese ein Wahngebilde sein?) und das tiefe Gefühl des Schönen mir bei der Lectüre der Lusiaden noch ein anderes Vergnügen gewährt, das jedoch nicht geringer ist als dasjenige war, welches ich ehedem daraus entnahm — fühlte ich immer jenen großen Fehler unseres großen Gedichts, und niemals, so sehr ich auch suchte, gelang es mir eine Rechtfertigung, nicht einmal eine Entschuldigung dafür aufzufinden.

Doch man soll bis zum Tode fortfahren zu lernen, sagt das Sprichwort, und so ist es auch. Ebenso ist es ein Satz der Moral, der sich aber auch auf literarische Dinge anwenden läßt: daß, wenn man eine Entschuldigung für die Fehler Anderer finden wolle, man sich in dieselben Verhältnisse versetzen, in dieselben Schwierigkeiten verwickeln müsse.

Heute entschuldige ich nun den armen Camoens vollständig, Willens ihn zu rechtfertigen, und bin bereit (so ist es mit den Liebeswerken dieser Welt!) mit eingelegter Lanze auf jeden Gegner loszustürzen, der ihn an dieser schwachen Seite sollte angreifen wollen, und jene an ihm zu zerbrechen. Und warum das? Weil auch mein Stündlein gekommen ist — und si parva licet componere magnis (die vorherrschende Marotte heutiges Tags ist das Lateinischreden) und ich mich in diesem meinem Kapitel genau in der gleichen Schwierigkeit befinde, wie unser Barde in seinem Gedicht.

Ich habe schon oben etwaigen Anzüglichkeiten vorgebeugt: ich weiß recht gut, wer Camoens war und wer ich bin, aber es handelt sich hier um eine Klemme, die für alle Geklemmten dieselbe ist, mögen sie noch so verschieden sein. Der Verfasser der Lusiaden sah sich eingeklemmt zwischen den Glauben an sein Vaterland und die glänzenden Ueberlieferungen der klassischen Poesie, die er als seine Muster betrachtete.

Damals gab es weder Romantiker noch Romantik, das Jahrhundert war noch sehr zurück. Die Oden Victor Hugo's hatten diejenigen des Horaz noch nicht überflügelt; man hielt die Beschwörungen Canidia's noch für lyrischer und poetischer als die Träume eines zum Tode Verurtheilten; man weinte mit den Tristen des Ovid, weil man noch nicht über die Betrachtungen Larmartine's Thränen vergoß. Andromache, die sich an den Thoren Troja's von Hector verabschiedet, Priamus, der den Mörder seines Sohnes auf den Knieen anfleht, Helena, die mit der Reue über ihr Verbrechen und der Liebe zu Paris kämpft, waren noch nicht durch die Declamationen der Mutter Eva an der Schwelle des irdischen Paradieses in Schatten gestellt. Der Kampf zwischen Achilles und Hector, zwischen den Heeren der Argiver und Trojaner war noch nicht durch die Feldschlachten der guten und der bösen Engel, die sich in den

Wolken kartätschen, beseitigt worden. Dido, die um Aeneas klagt, war noch nicht durch eine Heulerin von Alfama, die um ihren nach Indien gehenden „Manel“ jammert, verdrängt worden.

Das damalige Jahrhundert war in der That noch weit zurück. Milton hatte sich noch nicht an die Stelle Homers, Shakespeare an die des Euripides und Lord Byron noch nicht über sie Alle gesetzt; die Welt war noch nicht englisirt.

So sah sich denn unser Camoens, der Schöpfer des modernen Heldengedichts und, nach Dante, der modernen Poesie überhaupt, in ein Wirrsal verwickelt: vermengte seinen regiliösen Glauben mit seinem poetischen und kam dadurch — tranchons le mot — zu einer Abgeschmacktheit.

Und hier muß ich mit dem Sänger Elmano sprechen:

Camoens, großer Camoens, wie find' ich so ähnlich
Dein mit meinem Geschick, wenn ich sie vergleiche.

Ich bin nämlich im Begriff, in diesem schönen Kapitel meines Erstlingswerks eine ähnliche Abgeschmacktheit zu begehen. Was ist dagegen zu machen? Ich muß mit einem berühmten Todten sprechen, ich muß den Schatten eines großen Geistes heraufrufen, der jetzt bei den Todten wohnt. Und wohin gehe ich zu dem Ende? In die Hölle? Ich hoffe, daß die göttliche Gerechtigkeit sich seiner in seiner letzten Reuestunde erbarmt hat. Also in das Fegefeuer, in den Himmel der Seligen? Trotz dem Beispiel der göttlichen Komödie wage ich es nicht, meine Komödien in eine solche Scenerie zu verlegen, und überdies finde ich kein Vergnügen daran, mit derlei Dingen zu scherzen.

Ich sehe also kein anderes Mittel, als meine Zuflucht zu Elysium, Styx, Cocytus zu nehmen; dies ist ein neutrales Terrain, wo man mit den Todten sprechen kann, ohne sich ernstlich zu compromittiren und —

Da stecke ich nun selber in dem Fehler des Camoens und in den Krallen der Kritiker; und über mir glühen schon die Zangen, weil ich that, was ich that.

Aber, meine Herren, erwägen Sie doch, kommen Sie einmal her: was soll ich denn thun? Ich weiß nicht, welche List Dante anwendete, um dem Publius Virgilius Maro die Taufe beizubringen, so daß er ihm als Führer in der Hölle, im Paradies und im Fegefeuer der Christen dienen konnte, und wie er es zu Stande brachte, daß ihn dafür weder die Inquisition verbrannte, noch die Akademie der Crusca verstümmelte, noch die Censoren verunstalteten, noch die Staatsanwalte wegen Mißbrauchs der Preßfreiheit verfolgten, und vor die würdigen Pairs brachten.

Damals waren die weiten liberalen Aermel noch nicht entdeckt, deren man sich heut zu Tage bedient; und die Charte, welche das Volk besaß, war die mit der Degenspitze gewonnene, die mit viel Muth und wenig Worten, viel Patriotismus und wenig Gesetzen, und noch weniger Berichten erhaltene Freiheit. Es gab in Florenz weder eine Zeitung, welche die Albernheiten der Minister lobte, noch Minister, welche die Albernheiten einer Zeitung bezahlten.

Dante wurde verbannt und geächtet, aber er ließ deshalb das Schreiben nicht bleiben, er that einen Schwertstreich, der sich an den Feinden der Freiheit seines Vaterlandes eine Güte that.

Wer uns doch ein Bataillon Dichter, wie dieser war, verschaffte!

Es wäre aber ein trauriger Poet, der heute im Zeitalter der Aufklärung so schreiben wollte wie Dante im Jahrhundert der Finsterniß. Selbst würden Philosophen schreien: Welch ein Skandal! Atheisten ließen sich über seinen Mangel an Gottesfurcht aus; Leute, die keine Religion haben, nicht einmal die Mahomeds, sprächen sich laut zu Gunsten der Religion aus; sie begönnen damit sich gegenseitig zu verhöhnen, dann aber fielen Alle über den Dichter her, und — wenn sie ihn nicht aufhängen könnten, erklärten sie ihn wenigstens für einen Republikaner, was in ihren Augen eine große Beschimpfung ist.

Nein! es lebe unser Camoens und sein wunderbares Mischwerk, es ist die bequemste Erfindung von der Welt; ich halte es mit ihm, mag die Kritik spotten wie sie will.

Ich will nämlich Niemand Geringeres als den Marquis von Pombal im Schattenreiche aufsuchen; ich will ihm eine ernste Frage vorlegen, ehe ich nach Cartaxo komme. Bereits reiten wir durch die reichen Weingärten, die den Ort mit einem Kranz voll Grün und Heiterkeit umgeben. Hervor mit dem goldenen Stabe, der dem Geiste die verhängnißvollen Pforten öffnet, hervor mit der fetten Brühe, womit ich die drei Mäuler des Höllenhundes besänftigen will. Vorwärts!

Aber in welchem Bezirk jenes Reiches werde ich den ersten Minister des Königs Dom José finden? Etwa da, wo Ixion und Tantalus weilen, wo Sysiphus arbeitet und andere ähnliche Bösewichte? Nein, das ist ein trauriges Viertel und man läuft dabei Gefahr, irgend einen Nothglühenden als Aufseher mit zu bekommen, der Einem die Ohren anbrennt.

Oder etwa im Elysium bei Vater Anchises und ähnlichen klassischen Graubärten? Auch dort nicht. Vielmehr auf jenen glückseligen Inseln, von welchen der Dichter Alkäos spricht und wohin er die Tyrannenmörderseelen Harmodius und Aristogiton versetzte, damit sie sich in ewigem Grün ergehen möchten.

O da muß auch er sein! Sebastian Joseph de Carvalho e Mello, Graf von Oeiras, Marquis von Pombal, in Gesellschaft seiner politischen Feinde. Doch hierin täuscht man sich; es gibt keine politischen Freunde und Feinde mehr, wenn die Macht und die Ansprüche darauf dahin sind. Wenn die Schatten einmal in die Ewigkeit hinüber sind, denken sie wahrlich nicht mehr daran. C. J. X., welcher starb, als er eben einen Executionsbefehl unterzeichnen

wollte, hatte bereits die Feder fallen lassen, als er durch die Prazeres *) dahinkam. Um so mehr!

Der Mann muß auf den glückseligen Inseln sein. Gehen wir dahin. Und da ist er auch! Da sitzt der gute Marquis und macht ein Whist mit dem Baron von Bidenfeld, mit dem Kaiser Leopold und dem Dichter Diniz. Die Parthie muß interessant sein; bisweilen wettet die Menge, all die Manen, die um sie her stehen. Welch ein Gesicht macht der Marquis gegen ein Seelchen, das die Nase in seine Karten steckt. Wer mag das sein? Der Zwischenträger des Herrn von Talleyrand. Er fiel beinahe hinein. Aber er sah nichts, der edle Marquis wußte immer sein Spiel zu verdecken.

Mich hat er bereits gesehen! „Was sagt er? Aha! — — Ja, Herr, ich bin Portugiese, und ich komme eine Frage an Euer Excellenz zu stellen, mich über einen wichtigen Punkt aufzuklären!"

Er drehte die schreckliche Brille gegen mich.

„Weshalb haben Euer Excellenz die Weinreben im Tejothale ausreißen lassen?"

Er steckte die Brille in das Futteral und lächelte.

„Jetzt haben sie sich verhundertfacht und bereits den Fichtenwald von Azambuja überwuchert. Euer Excellenz haben einen unnützen Despotismus ausgeübt, und jetzt" —

Und wer trinkt jetzt all diesen Wein?

Ich wußte ihm nichts darauf zu erwidern. Er schüttelte die Allongeperrücke, drehte mir den Rücken, gab Colbert den Arm, ging an Richard Smith und J. Baptiste Say vorüber, zuckte mitleidig die Achsel und schlug den Weg nach einer blühenden Allee ein, welche durch jene köstlichen Gärten hinführte, und verschwand vor meinen Blicken.

Ich tauchte wieder in die Welt empor und fand mich auf meinem Maulthier vor dem großen Caféhaus von Cartaxo.

---

*) Ein Kirchhof in Lissabon. Wortspiel: Prazeres heißt auch „Lüste".

Siebentes Kapitel.

Wichtige Betrachtungen über das Bois de Boulogne, die Springfederwagen, Tortoni und das Kaffeehaus von Cartaxo. — Von Kaffeehäusern im Allgemeinen, sie sind das charakteristische Merkmal der Civilisation eines Landes. — Der Schwertfeger. — Durch den Verfasser geopferte unfreiwillige Hekatombe. — Geschichte von Cartaxo. — Nachweis, daß Großbritannien stets seine Größe und seinen Ruhm Portugal zu verdanken hatte. — Shakespeare und Laffitte, Milton und Chateau Margot, Nelson und der Prinz von Joinville. — Klarer Beweis, daß Guizot der Ruin Englands und Cartaxo's ist.

Um Mitternacht vom Bois de Boulogne, diesem ersten aller Lusthaine nach Hause fahren, unter Staubwolken durch die lange Allee der elysäischen Felder dahin rollen, im raschen Vorüberfahren den Obelisken von Luxor, die Bäume der Tuilerien, die Vendômesäule, die herrliche Magdalenenkirche an sich vorbeifliehen lassen, und endlich spüren, wie die zwei kräftigen Engländer, welche uns in einem Athem bis zum Boulevard von Gent gebracht, durch einen meisterhaften Zügeldruck angehalten werden, die Augen nun wollüstig halb öffnen, den Körper halb aus den prächtigen Seidepolstern erheben und sagen: „Ach da sind wir ja bei Tortoni, welche Wonne ein Eis bei dieser Hitze!“ — das ist gewiß eines der größten Vergnügen dieser Welt, da fühlt man, daß man lebt, es ist eine halbe Stunde des Daseins, die zehn Jahre Königsein in einem andern Winkel der Welt aufwiegt.

Der geneigte Leser glaube mir also, daß ich etwas von der Lust und Unlust dieser Welt weiß, er vertraue meinem Wort als dem eines erfahrenen Mannes, wenn ich sage: das Vergnügen auf die beschriebene Art am Café Tortoni anzukommen und aus der eleganten Kalesche zu steigen, die sich in den weichsten Federn wiegt, welche englische Kunst aus reinem schwedischen Stahl fabricirte, läßt sich doch nicht mit der Wollust vergleichen, welche ich an Leib und Seele empfand, als ich vor der Thüre des großen

Kaffeehauses von Cartaxo von meinem harttrabenden Maulthier abstieg.

Können Sie sich einen Begriff von dem Kaffeehaus von Cartaxo machen? Nein! Sie können es nicht, meine Herren von Lissabon, wenn Sie nicht reisen, wenn Sie nicht herauskommen, wenn Sie nicht die Welt sehen. Wenn Sie Ihr Leben zwischen dem Chiado, der Straße da Oiro und dem Theater von San Carlos zubringen, wie können Sie da den Kreis Ihrer Kenntnisse erweitern, den Geist entwickeln, auf die Höhe des Jahrhunderts gelangen?

Krönen Sie Ihre Stirnen mit Lattich,*) meine lieben Lissaboner, spielen Sie Billard, machen Sie Sonette auf irgend eine neue Dame, denn Sie taugen ja doch sonst zu nichts, oder besprechen Sie die abgewaschenen Schrecknisse irgend eines Melodrams, welches an der Porte Saint Martin ausgezischt wurde und sich nun nach der Rua dos Condes flüchtete. Auch zu den Stieren mögen Sie gehen, ihre Hörner sind ja mit Leder gefüttert, da hat es keine Gefahr.

Aber reisen? — ja wenn es hoch kommt, bis Cova da Piedade, und zwar an einem Tage, wo es dort Pferdchen zu sehen gibt; denn Sie bleiben Ihr Leben lang Lattichmänner, und glauben, daß alle Plätze der Welt wie der Terreiro do Paço aussehen, alle Straßen wie die rua Augusta und alle Café's wie das von Marrare!

Aber das ist nicht der Fall, nein! und das von Cartaxo weniger als irgend eines.

Das Kaffeehaus ist einer der hervorragendsten Charakterzüge eines Landes. Wenn ein geriebener Reisender irgend wohin kommt, braucht er nur in ein Kaffeehaus zu treten, es zu prüfen, zu studiren und wird dann das Land kennen, in welchem er sich befindet, seine Regierung, seine Gesetze, seine Sitten und seine Religion.

---

*) Man heißt die Lissaboner spottweise Lattichmännchen.

Man bringe mich mit verbundenen Augen, wohin man will, und nehme die Binde erst im Café ab, und ich behaupte, daß ich in weniger als zehn Minuten sagen will, in welchem Lande ich mich befinde, vorausgesetzt, daß es unter dem Monde ist.

Wir traten in das Café von Cartaxo, das große Café von Cartaxo; und nie kreuzte ein Türke auf seidenem Divan im prächtigsten Café Konstantinopels mit solcher Seelenfreude und Leibeslust die Beine, als wir uns auf die harten und rauhen Bretter der schmalen, mit Masern bemalten Bänke setzten, welche diese herrliche plumpe Anstalt zierten. —

Die klassische Einfachheit dieses Lokales läßt sich mit wenig Zeilen beschreiben: es war ein Parallelogramm, wenig größer als mein Alkoven, links zwei tannene Tische, rechts das Glasbüffet, wo die obligaten Flaschen von Mandel-, Zimmt- und Nelkenliqueur paradirten. Von der Decke hing die von einer kunstreichen Scheere mühsam ausgeschnittene Papierschaukel, welche das unruhige Volk der Fliegen zu süßer Ruhe einlud. Es herrschte eine wundervolle Frische in diesem Raum.

Wir setzten uns, schöpften Athem und ließen uns in ein Gespräch mit dem Herrn des Hauses ein, einem Mann von dreißig bis vierzig Jahren, mit klugen und sympathischen Gesichtszügen und ohne eine Spur von dem widrigen Bauernlümmel, den man gewöhnlich in ähnlichen Lokalen unseres Vaterlandes findet.

— Nun, was gibt es Neues in Cartaxo, Herr Wirth?

— Neues? Wir haben hier nur das, was von Lissabon kommt. Hier ist „die Revolution" *) von heute.

— Zeitungen, mein Lieber? Wir haben sie satt. Erzählen Sie uns etwas aus der Gegend. Was macht denn der —

*) Eine Zeitung.

— Der Meister J. P., der Schwertfeger?

— Wieso, Schwertfeger?

— Nun, den Meister J. P. nennt man hier nur den Schwertfeger. Einige Herren von Lissabon, welche hier im Hause des Herrn D. wohnten, schöpften ihm diesen Namen, und die Leute wissen recht gut, was das heißen soll. Deshalb nennt ihn jetzt alle Welt nur den Schwertfeger. Was aber mich betrifft, so glaube ich, daß er kein Schwertfeger ist oder es nicht lange bleiben wird. Nein, er ist keiner. Ich verstehe mich darauf.

Die Unterhaltung hatte nun eine namentlich für mich interessante Wendung genommen. Wir wollten der Sache näher auf den Grund gehen.

— Da sagen Sie uns etwas Neues, Herr Wirth. Sie glauben also, dieser Schwertfeger —

— Ich glaube, was wirklich so ist, — und was aller Welt so erscheinen muß. Und wir wissen hier in Cartaxo, was es damit für eine Bewandtniß hat. Der eigentliche Schwertfeger soll nämlich ein Waffen- oder Messerschmied oder etwas Aehnliches in Ribeira de Santarem gewesen sein, ein gescheidter Mensch, der es mit dem Volke hielt und der nichts von Parteien wissen wollte und der sagte: Es wird immer Könige geben, die uns aufhängen, und Päpste, die uns excommuniciren. Lassen wir also die Anderen zanken; arbeiten wir, gewinnen wir unseren Lebensunterhalt. — Aber die Fremden habe er nicht geliebt und sei der Ansicht gewesen, daß dieses Land das unsrige sei, und durch unsere Leute regiert werden sollte und mehr dergleichen. Und endlich hätten sie ihn als Verräther angegeben und ihm genommen was er hatte. Aber der Connetable habe ihm geholfen und habe nicht geduldet, daß man ihn ruinirte, denn der war ein rechtschaffener Mann und ein Edelmann wie einer sein soll. War es nicht so?

— Allerdings, mein Freund. Aber was folgt daraus?

— Was daraus folgt? Daß, als es Edelleute gab,

wie den heiligen Connetable, es auch Schwertfeger hatte, wie den von Santarem. Weiter nichts.

— Ganz gut. Aber warum nennt man jetzt den Meister P. den Schwertfeger von Cartaxo?

— Das will ich den Herren sagen. Der Mann war weder gesotten noch gebraten. Er sprach gut und machte dem Volk das Maul. In Folge davon wurde er Richter und machte seine Sachen recht. Gott weiß, ob er manchmal auch krumme Wege einschlug! Kurz, er gewann einen Namen beim Volk, und jetzt macht er mit demselben, was er will. Wenn er es immer zum Guten führt, dann ist es gut. — Wollen die Herren nichts nehmen?

Der gute Mann wollte offenbar nicht mit der Sprache heraus; und wir durften ihn nicht in Verlegenheit bringen. Wir opferten eine schöne Anzahl Citronen, welche wir in tiefe Tassen ausdrückten, — man nennt sie gewöhnlich Maßschalen — und brachten dem Genius des Orts unsere Libationen in Limonade.

Leider blieb das Opfer nicht ganz unblutig. Viele Hekatomben von Mirmidonen fielen in die Opferschalen und gaben ihnen einen Geruch und Geschmack, von dem ich nicht weiß, ob er der Gottheit angenehm war, der aber jedenfalls ihren Priestern äußerst übel machte.

Wir gingen nun, um unsern guten Freund, den alten D., die Ehre und Freude der Tejoanwohner, zu besuchen. Er wußte bereits von unserer Ankunft und kam uns entgegen, um uns zu umarmen.

Wir machten mit einander eine Tour durch die Gegend: Das reinliche, heitere Cartaxo gehört unter die reizendsten Orte Portugals; es sieht wie die Vorstadt einer größeren Stadt aus.

Es gibt hier keine Denkmäler, keine alte Geschichte; der Ort ist neu, sein Gedeihen datirt von dreißig bis vierzig Jahren her, seitdem nämlich sein Wein anfing einen Ruf zu bekommen. Obwol durch die Lauheit im Weinhandel

jetzt etwas herabgekommen, ist es doch noch immer der beste Ort der Stromufer.

Ich sagte, es habe keine alte Geschichte; dafür hat es eine sehr wichtige neue.

Welche Erinnerungen aus dem Halbinselkrieg ketten sich daran! Welche ungeheuere Räusche tranken sich hier die berühmtesten Generale, die ausgezeichnetsten Soldaten unseres alten und getreuen Alliirten, welcher damals doch wenigstens noch unsern Wein trank!

Jetzt ist es nicht mehr so! — Jetzt trinkt er den jakobinischen Krätzer von Bordeaux und die saure Limonade von Burgund. Wer hätte das von dem conservativen England geglaubt! Wie kann eine loyale britische Kehle, wenn sie von den herben Demagogen dieser französischen Essige gekratzt wird, ein ordentliches God save the king anstimmen, einen nationalen Toast ausbringen. Wie kann es ein britischer Unterthan wagen, ohne Porto und Madeira, ohne Lissabon und Cartaxo die Stimme in jener harmonischen Dissonanz zu erheben, die ihm eigenthümlich ist und einen Theil seines achtungswerthen Nationalcharakters bildet — man lache nicht, der Engländer singt nur, wenn er trinkt — vielmehr wenn er betrunken ist. Nisi potus ad arma ruisse, lies: nisi potus in cantum prorumpisse. Und wie erhebt er in dieser Trunkenheit die Stimme zu jener erhabenen, furchtbaren Volkshymne des Rule, Britannia!

Trinkt, trinkt immerhin den französischen Krätzer, meine englischen Freunde, trinkt, trinkt und wägt jene Limonaden deutscher Burg- und Markgrafen mit Gold auf; nennt sie, um euch was weiß zu machen Hock, *) nennt sie Hick, nennt sie meinethalb hic, haec, hoc, wie es euch beliebt —

*) Die Engländer nennen bekanntlich allen Rheinwein Hock (Hochheimer).

aber in wenigen Jahren werden wir sehen, daß euer Nationalcharakter in Säure übergegangen ist.

O blindes Volk, das Gott verderben will! seht ihr denn nicht ein, daß ihr nichts ohne uns seid, daß ihr ohne unseren Alkohol, aus dem ihr Geist, Wissen, Muth trankt, unfehlbar in eure alte träge sächsische Rohheit zurücksinken müßt!

Von jenem verrätherischen Gestade Frankreichs, von wo euch gegenwärtig jenes Gift kommt, das euer Gemüth, eure Kraft frißt, wird bald ein neuer Wilhelm der Eroberer zu euch kommen, euch wieder erobern und züchtigen, bis ihr zu spät den verbrecherischen Irrthum bereut, den ihr heute begeht, indem ihr treulosen Insulaner unsere Allianz aufgebt; ja unsere mächtige Allianz, ohne welche ihr nichts seid.

Denn was ist ein Engländer ohne Porto und Madeira, ohne Carcavellos und Cartaxo?

Hätte sich Shakespeare mit Laffitte, Milton mit Château-Margot begeistert, hätte der Kanzler Bacon sich mit Burgunder überschwemmt, und wenn auch mit dem besten, welche sauere Verse hätten jene, welche schwächliche Betrachtungen dieser zu Stande gebracht!

Bei all seiner Mäßigkeit fiel es Newton nie ein, Johannisberger zu trinken, Byron hätte eher Branntwein, ja das Wasser der Themse und des Pamisos *) getrunken als jenen Ablauf von den Sandflächen Bordeaux'.

Nehmt euren Admiralen den Porto, und Niemand wird mehr fürchten, daß euch ein Nelson erstehe. Es gehört mit zu den Plänen des Prinzen von Joinville, daß er euch seinen Krätzer trinken läßt; es sind eben so viele Points, die ihr ihm bei seinem Spiel vorgebt.

Guizot ist es, der England mit seiner Allianz zu Grunde

---

*) Fluß in Thessalien, nach Plinius.

richtet, auch Cartaxo richtet er zu Grunde, und deshalb will ich nichts von den Doctrinairen! — —

Vor zwölf Jahren spielte Cartaxo wieder eine Rolle in der Geschichte Portugals. In den langen und furchtbaren Kämpfen des letzten Erbfolgekriegs war hier längere Zeit das Hauptquartier des Marquez de Saldanha.

Damals entstanden einige Dithyramben; einige Echos der alten bacchischen Gesänge aus der Zeit des Halbinselkriegs ertönten wieder beim Klange constitutioneller Hymnen. Aber es heißt, das liberale System sei, die Zeit der Wahlen ausgenommen, kein großer Gewinn für die Weinindustrie. Ich glaube das jedoch nicht und ich habe dafür meine guten Gründe, die ich für ein ander Mal aufspare.

Achtes Kapitel.

Ausritt aus Cartaxo. — Die Haide. Der Verfasser geräth in die drohende Gefahr Dichter zu werden und Verse zu machen. — Letzte Besichtigung des liberalen Heeres durch Kaiser Dom Pedro. — Schlacht bei Almoster. — Waterloo. — Der Verfasser erklärt feierlich, daß er kein Philosoph sei und gelangt an die Brücke von Asseca.

Es schlug fünf Uhr Abends, die Glut hatte nachgelassen. Wir stiegen wieder zu Pferde und ritten unter den üppigen Weinranken hin, welche der Ruhm, die Schönheit von Cartaxo sind. Die Maulthiere hatten sich erholt, waren muthig geworden, bald befanden wir uns mitten in der Haide.

Eine schöne und weite Ebene! Von den Sonnenstrahlen befreit, hebt sie sich so lieblich am Horizonte ab. Welch ein herrliches wildes Arom hauchen diese herben, lebensvollen Pflanzen aus, die sie bedecken und die trotz der portugiesischen Julisonne grün und üppig bleiben.

Die süße Empfindung, welche uns der erquickende Anblick eines frischen Ackerfelds im Ribatejo *) in den ersten

---

*) Ufergelände des Tejo (sprich Teschu).

Tagen des Aprils einflößt, wenn es im milden Frühlingswinde seine üppigen Wellen schlägt, — die schäferliche Lieblichkeit eines Hirsenfelds am Minho, wenn durch die Spritzregen des Augusts befeuchtet die Stängel im Wasser, das ihnen an die Wurzel geht, emporschießen, mit seiner Einfassung von niederen Eichen, um die sich die von schwarzen Trauben beschwerten Reben in klassischer Anmuth schlingen — das sind Bilder einer so holden, wonniglichen Poesie, daß ich sie selbst in den besten Versen Theokrits oder Virgils, in der besten Prosa Geßners oder des Rodrigues Lobo nicht ganz wieder finden kann.

Die düstere und feierliche Majestät eines alten dichtbelaubten Waldes, das Schweigen und das Dunkel seines Dickichts, die stille Einsamkeit seiner Lichtungen, Alles das ist groß, erhaben, und erweckt erhabene Gedanken. Man wird unwillkührlich zum Nachdenken aufgefordert. Die süße Träumerei, in welche die Sinne verfallen, trennt sie von der Seele, und Gott, die Ewigkeit, die ersten und tiefsten Gedanken des Menschen bemächtigen sich seiner ganz.

Aber ein Felsen, auf den ich mich niederließ, als die Sonne in der wüsten und wilden Fläche versank, welche kaum mit niederem, von den Hunden abgefressenem Futterkraut bekleidet war, sagte mir Dinge von Erde und Himmel, die mir noch kein anderes Schauspiel in der Natur gesagt hatte. Es liegt in diesem Gemälde etwas Weites, Unbestimmtes, Nebelhaftes, das kein anderes besitzt.

Es ist nicht das Erhabene des Gebirgs, nicht das Ehrwürdige des Waldes, nicht das Liebliche des Thals. Es läßt sich nicht bestimmt erkennen, nicht genau ausdrücken, was es ist. Die Einsamkeit ist eine negative Idee.

Aber ich liebe die Haide.

Dennoch bin ich nicht romantisch. Gott behüte mich davor ein Romantiker zu sein, wenigstens das, was man in dem heutigen Kauderwälsch darunter versteht. —

Nun begann die Haide zwischen Cartaxo und Santarem

um die Stunde, da wir sie passirten, den Ton anzunehmen, der ihr in meinen Augen jenen unbeschreiblichen Reiz gab.

Ich fühlte mich geneigt Verse zu machen — worüber? Ich weiß es nicht.

Zum Glück war ich nicht allein, und so entging ich dieser Narrheit.

Aber es war mir gleichwol, als machte ich diese Verse, als hätte ich sie gemacht; denn ich verfiel in einen wahren Zustand poetischer Zerstreuung und Verstummung — mein Leben nach Außen hörte auf und ich fühlte nur noch ein inneres Leben.

Plötzlich riß mich eine Stimme aus meiner Lethargie, die rief: Hier war es! Hier war es, es leidet keinen Zweifel.

Was war hier?

Die letzte Revue des Kaisers.

Die letzte Revue! Wie so die letzte Revue? Wann denn?

Jetzt kam ich wieder vollständig zu mir und erinnerte mich mit bitterer Wehmuth der furchtbaren Opfer, zu denen unsere Generation verurtheilt ist, Gott allein weiß, ob zur Buße für die Sünden unserer Väter oder um damit das Glück unserer Nachkommen zu erkaufen.

Gewiß ist, daß hier wirklich Kaiser Dom Pedro seine letzte Revue über das liberale Heer abhielt. Es war nach der Schlacht bei Almoster, einer der hitzigsten und blutigsten jenes traurigen Krieges.

Jeder Bürgerkrieg ist traurig.

Und es ist schwer zu sagen, für wen er trauriger ist, ob für den Sieger oder den Besiegten.

Lassen wir alle individuellen Fragen bei Seite und gestehen wir uns aufrichtig: bei der großen Masse einer jeden der Parteien, in welche die Nation damals zerfiel, hat der Gewinn, wenn der Sieger einen machte, die Leiden, die Opfer der Vergangenheit und die Verantwortlichkeit für die Zukunft nicht aufgewogen.

Ich bin kein Philosoph. In den Augen des Philosophen ist der Bürgerkrieg wie der Krieg gegen das Ausland verdammenswerth und zwar der eine so gut wie der andere, — wenn nicht etwa Hobbes dieser Philosoph ist, was allerdings die Sache ändern würde.

Aber wie gesagt, ich bin kein Philosoph. Ich besuchte das Schlachtfeld von Waterloo, ich setzte mich am Fuße des Broncelöwen nieder, auf jenen Hügel, der mit dem Blute so vieler Tausende zusammengeknetet ist, ich sah — und es waren doch schon zwanzig Jahre darüber hin — ich sah noch auf dem Felde die weißen Knochen der Schlachtopfer liegen, die sich hier wer weiß für was? würgten. Die Völker sagen, es sei für die Freiheit gewesen, die Könige sagen für die legitime Monarchie. Aber Keine von Beiden gewann viel dabei, und der Sieg hatte keinen nachhaltigen Nutzen.

Doch lassen wir Das. Ich stand dort und das Herz schlug mir höher, als ich jener Zeit gedachte und der großen Thaten, die dort geschahen.

Warum fühle ich hier nur Trauer?

Weil Bruderkämpfe keine andere Empfindung einflößen können, und weil —

Ich vertiefte mich in diese bitteren Betrachtungen und die ganze Schönheit der Haide verschwand.

In dieser peinlichen Gemüthsstimmung kamen wir nach der Brücke von Asseca.

Neuntes Kapitel.

Dramatisch-literarische Abschweifung, die trotz einigem Umweg doch in sehr natürlicher Weise wieder zu den Betrachtungen des vorigen Kapitels zurückführt. — Bücher, welche keine Titel haben sollten, und Titel, die kein Buch hinter sich haben sollten. — Von den Dichtern dieses Jahrhunderts, von Bonaparte, Rothschild und Silvio Pellico. — Wir kommen mit diesen Betrachtungen zu Ende und an die Brücke von Asseca. — Die portugiesische Uebersetzung eines großen Dichters. — Ursprung eines Sprichworts. — Junot auf der Brücke von Asseca. —

Wie der Verfasser dieses Buchs von Kindheit an zum Jakobiner gemacht wurde. — Der böse Blick, der ihn traf. — Die Herzogin von Abrantes. — Endlich Ankunft im Thal von Santarem.

Vor etwa fünfzig bis sechzig Jahren lebte in diesem schönen Lande Portugal ein ausgezeichneter Bursche, der ohne Frage das Talent hatte, nationale dramatische Stoffe zu entdecken, bisweilen sogar die Kunst, sein Gemälde gut zu zeichnen und die Figuren nicht ohne Verdienst zu gruppiren; wenn es sich aber darum handelte, sie handeln zu lassen, ihnen Farbe zu geben, sie sprechen zu lassen — dann gute Nacht! es wurde die äußerste Geschmacklosigkeit.

Er hinterließ eine ungeheuere Menge Theaterstücke, die Niemand oder beinahe Niemand kennt, und deren Darstellung vielleicht Niemand durchmachen würde; aber selten ist eines darunter, welches sich nicht für die Bühne herrichten ließe.

Welch eine reiche und fruchtbare Fundgrube wäre das für irgend ein mittelmäßiges dramatisches Talent! Welche schöne und ächt portugiesische Sachen ließen sich nicht aus den 13 Bänden herausfinden — denn 13 dicke Bände füllen die Theaterstücke des Ennio Manuel de Figueiredo. Einige dieser Stücke würden mit wenig Arbeit, mit einem lebendigeren Dialoge, einem besseren Styl treffliche Komödien abgeben.

Ich erinnere mich folgender:

„Die Heirath an der Kette" — vielleicht heißt das Stück auch anders, aber der Gegenstand ist der genannte. Es ist ein Lustspiel, dessen Charaktere geschickt skizzirt sind, und gründet sich auf eines unser alten Gesetze, wonach gewisse Arrestanten zum Heirathen veranlaßt wurden, um einen erschütterten weiblichen Ruf wieder herzustellen.

„Der Edelmann seines Hauses", eine sehr anmuthige Satyre auf eine bei uns so allgemeine Schwäche.

„Die zwei Erziehungsmethoden" — ein sehr hübsches Sittengemälde. Zwei Jungen, die beide in seltsamer Weise

erzogen werden, der Eine als Franzose, der Andere als Engländer, Keiner von Beiden als Portugiese. Es ist außerordentlich komisch, charakteristisch oder wie man jetzt zu sagen pflegt, „schauderös natürlich".

„Der Eifersüchtige", ein der alten Komödie des Ferreira nachgebildetes Lustspiel, in welchem sich alle Keime der reichsten und originellsten Composition finden.

„Der verschwenderische Geizhals". Schon dieser Titel zeigt das Genie und die Erfindungsgabe des Mannes, der einen solchen Stoff fand, welcher noch von keinem dramatischen Schriftsteller irgend einer Nation bearbeitet wurde, und der doch eine allgemeine Schwäche behandelt, die uns täglich aufstößt.

Außer diesen gibt es noch viele andere Dichtungen dieses höchst fruchtbaren Schriftstellers, welche, wenn sie das Sieb eines reineren Geschmacks passirten und besonders im Styl lebendiger gestaltet würden, ein Repertoire bilden dürften, das der Armuth unserer Theater aufhelfen könnte.

Eines seiner geschmacklosesten Stücke, das die Welt vielleicht für das schlechteste hält, das aber mir wegen seines sympathischen Freimuths, seines melancholischen Tones besonders gefällt, ist dasjenige, welches den Titel führt: „Ein Dichter in Zeiten der Prosa."

Um dieses Stückes willen ließ ich mich zu Anfang des Kapitels zu einer dramatisch-literarischen Abschweifung verleiten; sie klebte mir in der Feder, weil sie mir im Kopfe klebte, und das Kapitel kam entweder gar nicht heraus, oder die Abschweifung mußte ihm vorangehen.

„Ein Dichter in Zeiten der Prosa!" O Figueiredo, Figueiredo, welch ein großer Mann warst du, da du diesen Titel erfandest, der allein schon ein Buch ist! — Es gibt Bücher und ich kenne deren viele, welche keinen Titel haben sollten, oder bei denen der Titel nichts bedeutet.

Man sage mir doch gefälligst, was der Titel „der ewige Jude" an der Spitze jenes endlosen speculativen Romans

bedeuten soll, der ewiger, endloser, unumbringbarer als sein Urbild durch die Welt läuft?

Und dann gibt es auch wieder Titel, welche kein Buch hinter sich haben sollten, weil kein Buch sie so erschöpfen kann, wie sie es verdienten.

„Ein Dichter in Zeiten der Prosa“ gehört darunter.

Ich lese keine von den heut zu Tage seltenen Sachen, die wirklich schön, das heißt einfach, wahr und deshalb erhaben sind, ohne daß ich mit aufrichtigem Leidwesen in meinem Innern ausrufe: „Ein Dichter in Zeiten der Prosa!“

Denn ist dies ein Jahrhundert für Dichter? oder haben wir Dichter für dieses Jahrhundert?

Ja wir haben, und ich kenne deren drei: Bonaparte, Silvio Pellico und den Baron Rothschild.

Der Erste machte seine Iliade mit dem Degen, der Zweite mit der Geduld und der Dritte mit dem Geld.

Das sind die drei wirkenden Kräfte, die drei Größen, die drei Gottheiten der Zeit.

Entweder zuhauen wie Bonaparte, oder kaufen wie Rothschild, oder leiden und dulden wie Silvio Pellico.

Ein Jeder, der in anderer Poesie — und auch in anderer Prosa macht — ist ein Narr.

Diese sehr richtigen Betrachtungen kamen mir aus Anlaß des vorhergehenden Kapitels dieses meines Erstlingswerks, und ich lasse sie hier zur Belehrung und Erbauung des geneigten Lesers los.

Ich war eben damit fertig, als wir an der Brücke von Asseca anlangten.

Ich vergaß noch zu sagen, daß von jenen drei großen Dichtern nur einer ins Portugiesische übersetzt wurde, nämlich Rothschild. Die Uebersetzung ist zwar nicht wörtlich, etwas ungeschliffen und voll Druckfehler; da wir aber keine andere haben, so —

Woher kommt denn dieser Name Asseca? Irgendwo hier in der Nähe muß ein Ort, eine Gegend oder Etwas

der Art sein, das Meca heißt; und daher stammt vielleicht das herrliche portugiesische Sprichwort, das bis jetzt noch nicht so untersucht worden ist, wie es verdiente, und das gewiß irgend einen großen Ausspruch ursprünglicher Moral enthält, das Sprichwort: Von Secca (Asseca) nach Meca und den Olivengärten von Santarem gehen. — Diese Olivengärten liegen gleich dahinter. — Diese Ethymologie ist jedenfalls so gut wie jede andere.

Die Brücke von Asseca geht über eine ungeheure Ebene, die zur Winterszeit Eine große Lache sein muß; selbst jetzt läuft das Wasser nach allen Richtungen darauf ab.

Dieser Punkt hat einige Bedeutung in der modernen Geschichte. Bei einem Zusammenstoß mit den Unsrigen wurde hier Junot schwer verwundet und zwar im Gesicht. Il ne sera plus beau garçon, sagte der französische Parlamentär, der nach dem Gefechte herüberkam, um wegen Austausches der Gefangenen oder einer ähnlichen Sache zu verhandeln. Aber er täuschte sich, Junot blieb auch nachher ein sehr hübscher, artiger Mann.

Es thut mir leid, daß ich weder Junot noch den Maneta,*) die zwei ersten Berühmtheiten, die ich als solche nennen hörte, jemals gesehen habe. Doch ich täusche mich, zuerst hörte ich den Namen Bonaparte. Und ich erinnere mich wohl, daß ich nie glauben konnte, er sei ein so ungeschlachtes und schreckliches Ungeheuer, wie ihn uns damals die Mönche und die alten Weiber malten. Ich dachte mir immer, um so viel Haß und Uebelwollen zu erregen, müsse er nothwendig ein sehr großer Mann sein.

Von klein an war ich Jakobiner; und man wird es gleich sehen, von klein an kam es mich theuer zu stehen. Es trug mir eine gehörige Portion Ohrfeigen von meinem

---

*) So nennt man in Portugal spottweise den General Loison, weil er nur einen Arm hatte, Maneta = Lappen.

Vater ein, daß ich auf dem Jahrmarkt von San Lazaro in Porto statt der Pfeifchen oder Heiligenbilder oder anderer Spielereien, wie sie die meisten Knaben kaufen — ihr könnt euch nicht denken was? — nun, ein Portrait von Bonaparte kaufte.

Der böse Blick habe mich getroffen, sagte eine Dame meiner Bekanntschaft, die an dergleichen glaubte, und es war so, denn er hat mich mein ganzes Leben lang verfolgt, und ich bin ihn noch nicht los.

Wer hätte gedacht, daß ich — als ich wegen dieser ersten politischen Sünde meiner Kindheit, wegen dieser ersten harten — und das verehrte Andenken meines seligen Vaters möge mir verzeihen — höchst ungerechten Bestrafung den Instinkt liberaler Ideeen einsaugte — wer hätte gedacht, daß ich wegen dieser Ideen mein ganzes Leben lang verfolgt werden würde! daß ich kaum den Knabenschuhen entwachsen nach diesem nämlichen Frankreich würde wandern müssen, nach dem Vaterland der Männer und Ideeen, mit denen mein Wesen sympathisirte ohne zu wissen warum, um dort ein Asyl, einen Zufluchtsort zu suchen!?

Damals sah ich fast Keinen von denen, die ich so gerne kennen gelernt hätte. Die Ruinen des großen Kaiserreichs waren verstreut, seine Generale todt, verbannt oder trugen selbstsüchtig und feige die Livrée des Siegers.

Von all den großen Figuren jener Zeit lernte ich nur noch eine Dame kennen, die ein Muster von Anmuth, Liebenswürdigkeit und Geist war. Wir trafen uns nicht oft, aber es genügte, um mich zu bezaubern, um ein Ideal weiblichen Werthes in mir zu erzeugen, das mir sehr übel bekommen sollte.

Es kostete nachher so viel, den Abstand auszufüllen, der sie von Anderen trennte!

Auf folgende Art machte ich ihre Bekanntschaft.

Noch sehe ich ihn, den armen C. do S., den edeln, geistreichen Cavalier, der alle Vorurtheile seiner Kaste, die

er doch wie Keiner besaß, in jener höheren Artigkeit und eleganten Leutseligkeit aufgehen ließ, welche den ächten Edelmann (alten Styls) auszeichnet; noch sehe ich ihn, den sechzigjährigen Mann und mehr als ci-devant jeune homme, den Hals in die unbiegsame Cravatte eingeklemmt, die Füße, wie die Ovids an der Thürschwelle festgewurzelt — aber nicht, weil Begrüßungen sie dort fesselten sondern weil die beginnende Gicht sie nicht losließ — aber voll jugendlichen Geistes, der diese letztere bekämpfte und niederhielt.

— Kommen Sie, sagte er, heute ist es mir gut, ich fühle mich als ein anderer Mensch. Ich will Sie der Frau von Abrantes vorstellen. Sie ist schon so alt! Diese Weiber sind nicht wie wir, es geht sehr schnell mit ihnen bergab.

Und dem Armen zitterten die Beine, und der Husten erstickte ihn fast.

Wir nahmen einen Stadtwagen und fuhren wirklich nach der neuen und eleganten Straße, die nicht unpassend die rue de Londres heißt, wo wir jenen schönen Stern des Kaiserreichs umgeben von dem ganzen Glanze seines Untergangs fanden.

Ich sage nicht, daß es eine Schönheit war, weit entfernt! Weder schön noch jung, noch so anmuthig um Eindruck zu machen, war die Herzogin von Abrantes. Aber in einer halbstündigen Unterhaltung und Begegnung mit ihr enthüllte sich so viel Grazie, soviel Natürlichkeit, Liebenswürdigkeit, ein so wahrer und vollkommener Ausdruck der französischen Frau, dieser anziehendsten Frau der Welt, daß man sich unwillkührlich in seinem Innern sagte: Wie gemüthlich ist es doch hier!

Wir sprachen von Portugal, von Lissabon, vom Kaiserreich, von der Restauration, von der Julirevolution (es war im Jahre 1831), von Lafayette, von Louis Philipp, von Chateaubriand, ihrem großen Freunde, vom Sacré Coeur und dessen eleganten Frommen, wir sprachen von

der Kunst, der Poesie, der Politik, — ich konnte nicht aufhören, mit ihr zu plaudern.

Gütiger und geduldiger Leser, ich habe noch ein Gewissen, einen Rest von Gewissen: diese meine beständigen Abschweifungen sollen und müssen aufhören. Ich weiß, daß ich dich auf der Brücke von Asseca habe warten lassen. Verzeihe mir um des Gegenstandes willen, geben wir den Maulthieren die Sporen und laßt uns dahin jagen, was die Zeit hält.

Da sind wir nun an einem der schönsten, köstlichsten Flecke der Welt: im Thal von Santarem, der Heimat der Nachtigallen und des Geisblatts, umgeben von schönen Buchen und üppigem Lorbeer. Das hat weder Paris, noch Frankreich, noch irgend ein anderes Land des Occidents und das wiegt so viele, viele Dinge auf, die uns fehlen.

Zehntes Kapitel.

Das Thal von Santarem. Der Verfasser verliebt sich in ein Fenster zwischen den Bäumen. — Verschiedene Muthmaßungen in Betreff dieses Fensters. — Aehnlichkeit des Dichters mit einer verliebten Frau, und unzweifelhaft niederere Stufe des Menschen, der kein Dichter ist. — Die Nachtigallen. Erinnerung an Bernardim Ribeiro und seine Klänge der Wehmuth. — Wie der Verfasser seinen Roman beinahe vollendet sieht; nur ein weißes Kleid und schwarze Augen fehlen. — Die Augen stellen sich zu seiner großen Verwunderung als grüne heraus. — Die Muthmaßungen über das geheimnißvolle Fenster werden zur Wahrheit. — Das Mädchen der Nachtigallen. — Die Censur der Damen ist sehr zu fürchten, die Kritik der Elegants sehr lächerlich. — Hier beginnt die erste Episode dieser Odyssee.

Das Thal von Santarem ist einer der von der Natur privilegirten Punkte, einer der lieblichen und ergötzlichen Orte, wo Vegetation, Luft, Lage, kurz Alles in süßer, vollkommener Harmonie zusammenstimmt. Es findet sich hier nichts Großartiges, Erhabenes, wol aber eine gewisse Symmetrie der Farben, der Töne, der Anordnung in Allem, was man sieht und hört, so daß man glaubt, hier könne nur

Frieden, Gesundheit, Ruhe des Geistes und des Herzens wohnen, und ein Reich der Liebe und Güte regieren. Die bösen Leidenschaften, die kleinlichen Gedanken, die Kümmernisse und Erbärmlichkeiten des Lebens müssen weit fortfliehen. Man kann sich denken, daß hier das Eden war, in welchem der erste Mensch in seiner Unschuld, in der Jungfräulichkeit seines Herzens lebte.

Zur Linken des Thales und gegen Norden durch das hier steil abfallende Gebirge geschützt, breitet sich ein dichtes Grün von der schönsten Ueppigkeit und Mannichfaltigkeit aus. Die Buche, die Esche, die Pappel verzweigen die Aeste in freundschaftlicher Umarmung; das Geisblatt, die Bisamrose hängen ihre Ketten und Kränze von einem zum andern, das Immergrün, das Farrnkraut, die Malve bedecken und tapeziren den Boden.

Um die Schönheit des Bildes noch mehr zu heben, blickt durch eine Lichtung der Bäume das halbgeöffnete Fenster eines alterthümlichen, aber keineswegs verfallenen Hauses, das einen gewissen Charakter derber Behäbigkeit trägt, und dem die Zeit und der Südwind eine dunkle Farbe verliehen hat. Das Fenster ist breit, aber nieder; es sieht zierlicher und älter aus, als der Rest des Gebäudes, das man übrigens nicht genau unterscheidet.

Das Fenster interessirte mich.

Wer hat wol den guten Geschmack und das Glück hier zu wohnen?

Ich hielt an und begann mich in das Fenster zu verlieben.

Es entzückte mich, es fesselte mich wie mit Zaubergewalt.

Ich glaubte einen weißen Vorhang zu sehen, und ein Gesicht dahinter. Gewiß nur Einbildung! Wenn aber das Gesicht einem Mädchen gehörte? Dann wäre der Roman fertig.

Wie schön muß es sein, einen Sonnenuntergang von jenem Fenster aus zu bewundern!

Und die Nachtigallen singen zu hören!

Und eine Morgenröthe im Mai zu schauen!

Ob wol Jemand hier wohnt, der dieses köstliche Fenster benutzt? Wer weiß wol die ruhige Lust, die heiligen Freuden der Seele, die hier rings umher die Flügel schlagen, zu würdigen und zu genießen?

Wenn es ein Mann ist, muß er Dichter sein, wenn eine Frau — verliebt.

Es sind dies die zwei Wesen in der Schöpfung, die sich am meisten gleichen, der Dichter und das liebende Weib. Sie sehen, fühlen, denken, sprechen, wie sonst Niemand sieht, fühlt, denkt, spricht.

Die größte Leidenschaft, die veredeltste Neigung des Mannes, der nicht Dichter ist, bleibt immer von einem Stück ordinärer menschlicher Prosa befleckt, ohne diese Beimischung läßt sich auch sein feinstes Gold nicht verarbeiten. Bei dem Weibe ist es anders; das leidenschaftlich liebende Weib schwingt sich wirklich empor, idealisirt sich schnell und ist dann ganz Poesie. Kein körperlicher Schmerz, kein materielles Interesse, keine sinnlichen Genüsse ziehen es zu dem Positiven des prosaischen Daseins herab.

Als ich mich in diese Betrachtungen versenkte, begann eine Nachtigall den reizendsten Gesang, den ich seit langem gehört hatte.

Es war gerade unter jenem Fenster!

Bald antwortete ihr eine andere von der entgegengesetzten Seite; es entspann sich nun zwischen beiden ein regelmäßiger Wettgesang, in abwechselnden so wohl bemessenen, so schön betonten und vollkommenen Strophen, daß ich ganz in meinem Roman aufging. Ich vergaß alles Uebrige.

Ich gedachte der Nachtigall des Bernardim Ribeiro, die sich, als sie des Gesanges müde war, ins Wasser stürzte.

Die Baumgruppe, das Fenster, die Nachtigallen, die abendliche Stunde, was fehlte noch, um meinen Roman zu vollenden?

Ein weibliches Wesen, das sich auf jenem Balkon niederließe, in weißem Gewand — ja weiß müßte es sein! — die Stirne auf die linke Hand gestützt, den rechten Arm herabhängend, die Augen zum Himmel erhoben — Von welcher Farbe müßten die Augen sein? Ich weiß nicht, das thut auch nichts, das hieße auch das Gemälde zu sehr im Detail ausmalen, während es doch in großen, breiten Zügen angelegt sein muß, um romantisch, traumhaft zu sein, sich in dem unbestimmten Raum poetischer Idealität zu bewegen.

Die Augen, die Augen, sagte ich, indem ich in meiner Extase bereits laut dachte, die Augen — schwarz.

Sie waren aber grün!

Die Augen grün? ihre Augen? die des Wesens am Fenster?

Grün wie zwei orientalische Smaragde, durchsichtig, glänzend, unbezahlbar!

Wie? also wirklich? Ist das ein Witz oder gibt es hier wirklich eine Schöne und —?

Hier gibt es Niemand, Niemand, der noch unter den Lebenden wandelt, aber es gab — o es gab einen Engel, der nun im Himmel sein muß.

Ich sagte es ja, daß dies Fenster —

Es ist das Fenster der Nachtigallen.

Die noch dort singen?

Ja noch, wie vor zehn Jahren — es sind dieselben oder andere, aber die Jungfrau der Nachtigallen ging dahin und kehrt nicht wieder.

Die Jungfrau der Nachtigallen? Was ist das für eine Geschichte? So hat also jenes Fenster wirklich eine Geschichte?

Es ist ein ganzer Roman, ein ganz fertiger wie die Franzosen sagen, und erzählt sich in zwei Worten.

Gehen wir daran! Die Jungfrau der Nachtigallen, die

Jungfrau mit den grünen Augen! Es muß höchst interessant sein. Beginnen wir die Geschichte.

— Beginnen wir denn. Aber steigen wir ab und ruhen wir ein wenig aus. — Man hat bereits gemerkt, daß dieses Gespräch zwischen mir und einem meiner Reisegefährten Statt fand.

Wir stiegen wirklich ab, wir setzten uns, und — hier nun die Geschichte der Jungfrau der Nachtigallen, wie man sie mir erzählt hat.

Es ist dies die erste Episode meiner Odyssee; ich fürchte mich, sie zu beginnen, weil die Damen und die Elegants unseres Landes behaupten, das Portugiesische eigne sich nicht so hiefür, wie das Französische, welches ein gewisses Etwas besitze —

Ich glaube, daß die Damen nicht gut berichtet sind, und ich weiß, daß die Elegants Narren sind; aber gleichwol werde ich meine Furcht nicht ganz los, denn schließlich lache ich zwar über die letzteren, aber Poesie oder Roman, Musik oder Drama, wenn sie den Frauen nicht gefallen, taugen sie auch nichts.

Verstehen wir uns also, meine schönen und liebenswürdigen Leserinnen: was ich erzählen will, ist kein Roman, hat keine Abenteuer, keine Verwickelungen, keine spannenden Scenen, keine pikanten Situationen, es ist eine einfache Geschichte, die ich einfach und anspruchslos erzählen werde.

Hier endet das Kapitel der Vorrede, die Sache selbst kommt im nächsten.

Elftes Kapitel.

Dieses handelt von einem, einzig den Poeten zukommenden Privilegium, das auch die Philosophen gerne für sich in Anspruch nehmen möchten, das ihnen aber nicht gewährt wurde; wol aber den Romanschreibern. — Beispiel des Aristoteles und des Anakreon. — Nachdem der Verfasser im neunten Kapitel dieses Werks erklärt hat, daß er kein Philosoph sei, gesteht er hier, gewissermaßen feierlich, er sei ein Poet und will als solcher sein Recht aufrecht halten. — Wie der König von Däne-

mark weniger Verstand hatte als sein Hofnarr Yorick. — Was hieraus folgt. Der Verfasser gründet sein wunderbares System einer überschwenglichen Physiologie und Pathologie des Herzens darauf. — In einer gedrängten und strammen Beweisführung voll zwingender Logik wird nachgewiesen, warum die Dichter das unbeschränkte Recht haben, beständig verliebt zu sein. — Alle diese großen Theorien werden nun auf die gegenwärtige Lage des Verfassers in dem Augenblicke angewendet, wo er die im vorigen Kapitel versprochene Episode beginnen will. — Bescheidenheit und zarte Zurückhaltung nöthigen ihn, einen Zweifel an seiner Befähigung zu Durchführung dieser Aufgabe auszusprechen; er bittet die liebenswürdigen Leserinnen abzustimmen. Er möchte aber, daß die Abstimmung keine namentliche sein sollte, und warum. — Dido und Schwester Annica. — Endlich beginnt die versprochene Geschichte. — Wie die Alte unter der Thüre mit Haspeln beschäftigt war und ihrer Nichte Joanninha rief, als sich ihr das Garn verwirrte.

Die Dichter haben vor der ganzen übrigen Welt das Vorrecht voraus, daß sie bis zu ihrem Tode verliebt sein dürfen. Ein anderes haben sie meines Wissens nicht. Die übrigen Menschen haben ihre gewisse Epochen im Leben, außerhab welcher es ihnen nicht gestattet ist, eine Leidenschaft zu empfinden. Die Philosophen haben die gleiche Wohlthat für sich in Anspruch genommen; sie wurde ihnen jedoch von der Königin „öffentliche Meinung“, welche hierin unumschränkte Herrscherin und oberste Richterin ist, und gegen die es keine Appellation, keine Beschwerde gibt, nicht bewilligt.

Anakreon sang mit weißen Haaren seine Liebeslieder und Niemand hatte etwas dawider. Aristoteles dagegen kam mit seinem graurothen Bart übel weg, als er sich in diesem zum letzten Male verliebte, und bis heute wird er noch deshalb schlecht gemacht.

Nun bin ich gewiß kein Philosoph, wie ich bereits gesagt habe; vom Dichter dagegen habe ich Einiges, ja ich bekam, die Wahrheit zu sagen, einige ziemlich heftige Anfälle von dieser Krankheit, dürfte also gewisse Schwächen des Herzens wol damit entschuldigen. Doch will ich mich auch keineswegs entschuldigen wie Einer, der eine Schuld fühlt,

vielmehr mich vertheidigen, wie Einer, der Recht und Gerechtigkeit für sich hat.

Ich bin wie mein Freund Yorick, der hochgeschätzte Narr des Königs von Dänemark, den Sterne seiner Zeit mit so eleganter Feder wieder von den Todten erweckte, — ja, so bin ich. „Mein ganzes Leben lang," sagte dieser, „war ich bald in diese bald in jene Prinzessin verliebt und so werde ich, wie ich hoffe, bis zu meinem Tode fortmachen, in der festen Ueberzeugung, daß, wenn ich einmal eine niedrige, kleinliche Handlung beging, es nur in der Pause von einer Verliebtheit zur andern gewesen sein kann. In diesen Pausen schließt sich mir das Herz, erkaltet mir das Gefühl, ich finde keine zehn Pfennige, um sie einem Armen zu geben — und deshalb mache ich immer, daß ich möglichst schnell aus diesem Zustande herauskomme, denn kaum bin ich wieder entflammt, so bin ich auch wieder ganz Edelmuth und Wohlwollen."

Yorick hat Recht, er hatte mehr Verstand und Einsicht als sein erlauchter Gebieter, der König von Dänemark. Faßt man dieses Princip allgemein, so wird es unwiderlegbar und ausnahmslos für immer und Alles. Das menschliche Herz ist wie der menschliche Magen: es kann nicht leer sein, es braucht immer Nahrung; wenn es unverdorben und edel ist, kann sie ihm aber nur die Liebe geben. Der Haß, der Neid, kurz jede andere schlimme Leidenschaft reizt es nur, aber nährt es nicht. Wenn nun Vernunft und Moral uns die letzteren Leidenschaften zu ersticken gebieten, philosophische oder andere Trugbilder uns aber auch jene Neigungen verbieten wollten, welche Nahrung sollte man dann dem Herzen geben? was sollte aus ihm werden? Es müßte sich in sich selbst verzehren, das Leben würde ein anderes, die sittliche Auflösung des Daseins würde sich beschleunigen, die Gesundheit der Seele zur Unmöglichkeit.

Wer dann noch leben kann, der lebt um Uebles zu thun oder um Nichts zu thun.

Wer aber nichts liebt, wer nicht leidenschaftlich liebt, sei es nun einen Sohn oder eine Mutter oder ein Weib, die er allen Anderen vorzieht, vor dem schütze mich Gott!

Vor Allem möge er nichts schreiben, er würde ein schrecklicher Langweiler. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb man den Dichtern die unbeschränkte Erlaubniß gegeben hat, immer verliebt zu sein.

Der Romanschreiber hat das gleiche Privilegium und die gleichen Verpflichtungen. Es ist wie mit dem Privilegium des Oberrichters, welches ehedem die Edelleute hatten, damals, als Oberrichter sein noch etwas hieß — und wie viel!

Wie soll ich es nun machen, ich, der ich in diese ernste Odyssee meiner Wanderungen die interessanteste, geheimnißvollste Liebesgeschichte, die je erzählt oder besungen wurde, einflechten soll, wie soll ich es machen, da ich in dieser Welt nichts mehr zum Lieben habe als eine schmerzliche Erinnerung und eine Hoffnung, einen Sohn in der Wiege und ein Weib im Grabe?

Ist dies genug? Sprecht ihr, wohlwollende Leserinnen, kann man damit allein das Leben des Herzens nähren?

Ja.

Nein, man kann es nicht.

Die Ansichten sind verschieden, ich bitte um Abstimmung.

Um eine namentliche Abstimmung?

Nein, nein!

Weshalb nicht?

Weil es viele Dinge gibt, die man denkt, glaubt und in der Unterhaltung auch sagt, die man aber nicht öffentlich zu bekennen wagt, die man nicht gerne mit seinem Namen in der Welt vertritt.

Ach ja, so ist es! Ich verstehe Sie, meine Damen, man muß sich immer einen Ausweg für schwierige Fälle, für außerordentliche Umstände offen halten. Nicht wahr?

Nun, das will ich auch thun.

Gesetzt aber, es wäre mir heute, oder heute vor einem Monat, oder an einem Tag wie heute, an einem in meinem Leben für immer ausgezeichnetem Tage eine Erscheinung geworden, eine himmlische Erscheinung, die meine Seele in einer neuen, wunderbaren Weise ergriffen hätte, von welcher ich nicht sagen könnte, wie die Königin Dido zu Schwester Annica:

Agnosco veteris vestigia flammae,
Alter Flamme Spur erkenn' ich —

und gesetzt, jene Erscheinung wäre vorübergegangen und verschwunden — hätte aber doch die Gewißheit in meiner Seele zurückgelassen, daß — — gesetzt, alles das wäre so, so würde ich doch hierüber zu schweigen wissen, meine Damen. Und dies mag genügen, um zu erkennen, daß ich vollkommen befähigt bin, meine Geschichte zu erzählen. Meine Geschichte ist aber folgende.

Es war im Jahre 1832, an einem Sonnabend, und wie heute ruhig und trocken, aber der Himmel rein und die Luft frisch, als vor der Thüre jenes Hauses dort unter den Bäumen eine alte Frau saß, die wol siebzig Jahre hinter sich hatte, es aber nicht merken ließ. Sie trug eine Art rothe Tunica, welche ein breiter Gürtel von schwarzem Leder um die Hüften fest hielt, und die die weiße Hautfarbe des Gesichts und der langen, fleischlosen Hände noch mehr hervortreten ließ, welch' letztere jedoch nicht knochig waren, wie dies sonst wol bei alten Frauen der Fall ist. Ein Tuch von tadelloser Weiße war nach Art der Nonnen um ihren Kopf geschlungen. Eine eben so weiße Schürze, die sie über der Brust trug und welche gleichfalls an das Scapulier einer Nonne erinnerte, vollendete den sonderbaren Anzug der Alten. Sie saß auf einem niederen Stuhl von höchst klassischer Form. Es war gerade, als ob er Rafael als Modell bei seinem schönen Bilde der Madonna della Sedia gedient hätte.

Als historische Bemerkung und artistische Notiz sei mir beizufügen gestattet, daß ich vor Kurzem zu Lissabon im Hause eines Schuhflickers im Bairro-alto einen ähnlichen Stuhl gesehen habe, mit pyramidalen, einfachen, nicht reichen, aber anmuthigen Formen.

Kehren wir zu der Alten zurück.

Sie saß also auf dem Stuhle und hatte einen Haspel vor sich, der, wenn die Hände an dem Faden zogen, sich regelmäßig drehte und letzteren allmählich zu einem Knäuel aufwickelte.

Dies war das einzige Zeichen von Leben in dem ganzen Bilde. Ohne das hätte man Alte, Stuhl und Haspel für eine anmuthige Sculpturarbeit des Antonio Ferreira oder für eins jener so wahren Gemälde des Majoratsherrn von Setuval nehmen können.

Die gut sichtbare Bewegung des Haspels war regelmäßig und entsprach der fast unmerklichen Bewegung der Hände der Alten. Diese Bewegung war regelmäßig, dauerte eine Minute und machte dann eine Pause, ging hierauf wieder zwei, drei Minuten fort und stockte wieder; und mit diesen regelmäßigen Pausen ging sie weiter wie der Puls eines, der im Fieber zittert.

Aber die Alte zitterte nicht, sie hielt sich im Gegentheile sehr gerade und aufrecht. Das Pausiren mit der Arbeit geschah nur, weil die innere Arbeit des Geistes von Zeit zu Zeit an Stärke zunahm und dann die ganze äußere Bewegung lähmte. Doch diese Unterbrechung war kurz und gemessen, der Wille arbeitete dagegen und der Haspel kam wieder in Gang.

Die Augen der Alten hatten einen eigenthümlichen Ausdruck; sie waren gegen Abend gerichtet und blieben in dieser Richtung, ohne sich irgend wie dem Haspel zuzuwenden, der etwas zur Linken stand. Sie funkelten nicht, und das Blau der Augäpfel, das wol einst glänzend wie ein Saphir war, erschien jetzt glanzlos und ohne Licht.

Plötzlich hörte die Bewegung des Haspels auf, die Alte legte ruhig ihre Hände und den Knäuel in den Schooß und rief in das Haus hinein: Joanninha! *)

Eine sanfte, reine, aber schwungvolle Stimme, eine jener Stimmen, wie man sie selten hört, welche bis in die Seele tönen und die man nicht wieder vergißt, antwortete von Innen:

Ich komme, Großmutter! ich komme!

Das liebe Kind! Wie sie mich gleich gehört hat! — Laß nur, komm wann du kannst. Es hat sich mir nur das Garn verwickelt.

Die Alte war blind, staarblind, aber geduldig und ergeben, wie die göttliche Barmherzigkeit diejenigen fast immer macht, welche sie der schweren Prüfung dieses trostlosen Leidens unterwirft.

Zwölftes Kapitel.

Wie Joanninha das Garn der Großmutter entwirrte und was dann weiter geschah. — Was für eine Art Mädchen Joanninha war. — Der Verfasser gibt einen schlagenden Beweis von seiner Aufrichtigkeit, indem er einen großen Fehler seines Ideals zugesteht. — Er behauptet jedoch, dies sei ein ganz anbetungswürdiger Fehler. — In wiefern eine der Locken entbehrende Frau einem geschorenen Simson gleicht. — Erstaunliche Ungeheuerlichkeiten der Natur, welche den alten Glauben der Perrückenmacher untergraben. — Joanninha's grüne Augen. — Der Verfasser glaubt stark an die schwarzen Augen. Gefahr, in welcher er sich befindet, beim Anblick grüner Augen. — Während Großmutter und Enkelin recht schwesterlich zusammen plaudern, kommt Frei Diniz und unterbricht die Unterhaltung. — Wer Frei Diniz war.

Hier bin ich, liebe Großmutter: ist dein Garn in Unordnung? Ich will es richten, sagte Joanninha, während sie von innen kam und die Arme gegen die Alte streckte. Sie umarmte dieselbe mit inniger Zärtlichkeit, küßte sie

---

*) Schuanninja.

mehrere Male, nahm ihr dann den Knäuel aus der Hand, entwirrte den Faden in einem Nu und gab ihr ihn wieder.

Die Alte lächelte mit jenem zufriedenen Lächeln, in welchem sich die ruhige Freude der Seele ausspricht, und welches zu sagen schien: Wie glücklich bin ich doch, trotzdem ich alt und blind bin. — Gelobt sei Gott!

Dieser letzte Satz, dieses Loblied eines dankbaren Herzens, welches sanft nach dem Himmel emporathmet, wie der Weihrauch des Opfers vom Altare emporsteigt, dieser letzte Satz trat wirklich in Tönen über ihre Lippen:

Gelobt sei Gott, mein Kind, meine Joanninha, meine theure Enkelin! Er segne dich, mein Kind!

Weißt du was, Großmutter? Es ist heute genug gearbeitet, es ist Zeit zum Vespern.

So wollen wir also vespern.

Joanninha ging hinein, brachte ein rundes Tischchen, deckte eine weiße Serviette darüber und stellte Früchte, Brod, Käse, Wein darauf, rückte es dann zu der Alten hin, nahm ihr den Knäuel aus der Hand und schob den Haspel weg. Die Alte aß einige Beeren von einer goldenen Weintraube, welche die Enkelin ihr ausgesucht und in die Hand gegeben hatte, trank einen Schluck Wein und saß dann schweigend und ruhig da, aber ohne jenen Ausdruck des Glücks und der ruhigen Zufriedenheit, der noch eben über ihr Gesicht geleuchtet hatte.

Die belebten Züge Joanninha's spiegelten sympathetisch die gleiche Veränderung wieder.

Joanninha war nicht schön, vielleicht nicht einmal hübsch, aber sie war der Typus der Anmuth, das Ideal der Vergeistigung. In diesem Gesicht, in diesem Körper von sechzehn Jahren lag — schon als ein Geschenk der Natur und als Folge eines bewunderswürdigen Ebenmaßes — die ganze edle Eleganz, die ganze bescheidene Ungezwungenheit, die ganze anmuthige Beweglichkeit, welche Kunst, häufiger Umgang mit dem Hofe und der erlesensten Gesellschaft

einigen wenigen bevorzugten Geschöpfen dieser Welt verliehen haben.

Hier aber war es die Natur, die Alles oder fast Alles gethan hatte, während die Erziehung keinen, oder wenig Antheil daran hatte.

Wenige Frauen befanden sich in einer tieferen Lebensstellung, und doch sah sie so vornehm aus, so zart, so schwungvoll war ihre feine Gestalt.

Es war aber nicht die steife, bleierne Anmuth der senkrechten englischen Miß, die aus einem Stück gegossen zu sein scheint; nein, sie war weich und rund wie ein junges Bäumchen, das wol aufrecht steht, aber sich auch biegt, das noch den ganzen Lebenssaft in sich trägt, und zu elastisch ist, als daß es ein starker Wind brechen könnte.

Sie war weiß, aber nicht von dem unreifen Weiß der Blonden, noch von dem glänzenden, harten, marmornen Weiß der Rothen, sondern von jenem bescheidenen wachsartigen Weiß, das sich mit einem sanften Wiederschein der bengalischen Rose färbt.

Von anderen Rosen aber, von jenen rosenrothen Rosen, welche von der vollen Freiheit eines Bluts zeugen, das unbeengt das Herz durchläuft und nach Belieben durch Adern fließt, über welche die Nerven keine Macht haben, von diesen Rosen zeigte sich nichts in ihrem Gesichte, einem Gesichte, das so heiter war, wie das Meer an einem windstillen Tage. Auch hier schliefen die Leidenschaften.

Aber der sanfte Hauch der leichtesten Brise genügt, um die spiegelglatte Oberfläche des Meeres zu kräuseln.

So wird man, wenn die Seele beim ersten Erwachen der Leidenschaft in die leiseste Bewegung geräth, alsbald schauen, wie die bis dahin so unbewegten Muskeln des ruhigen Gesichts emporschnellen.

Ihre Nase war eine leichte Adlernase; der kleine und feine Mund buhlte weder um ein Lächeln, noch verachtete

er es, sein natürlicher und gewöhnlicher Ausdruck war einfacher Ernst ohne Härte, ohne Pedanterie.

Es gibt gewiß strenge und pedantische Mündchen, welche zu den abscheulichsten und jämmerlichsten Fratzen gehören, die Gott seinen weiblichen Geschöpfen zu schneiden erlaubt.

Nach Farbe, Form und Gehalt in vollkommener Harmonie mit der feinen Anmuth dieser Züge waren die ans Schwarze streifenden kastanienbraunen Haare, welche in langen, ungleichen, schlecht gewickelten Flechten zu beiden Seiten des Gesichts herabfielen und deren wellenförmige Schlangenlinien allmählich flacher wurden, bis sie ganz ausgeglättet den Hals trafen.

Im Kunststyl, das heißt im Styl der ersten und schönsten der schönen Künste, der Toilettenkunst, ist dies ein Fehler, ich weiß es wohl.

Welche heiße Gebete steigen doch am Vorabend vor einem Balle zu dem h. Barometer empor, daß er eine trockene, günstige Luft schicke, damit das kostbare Werk von Kamm und Brenneisen, von Makassar- und Mandelöl, welches so viel Mühe und Zeit, so viel Angst und Sorge gekostet hat, wenigstens bis zum vierten Contretanz halte.

Ich weiß also wohl, daß jenes ein Fehler ist und bleiben wird, aber welch ein anbetungswürdiger Fehler! Welch süße Ideen erregt er von Sichgehenlassen, von ruhigem Vertrauen, von vollständigem Verzicht auf jede Laune, von Verläugnung des eigenen Willens.

Im Allgemeinen scheinen die Frauen den gleichen Glauben an die Haare zu besitzen wie Simson. Fürchten sie nicht das Gleiche, vom Aufgehen der Haare wie er vom Schneiden? Vielleicht ist es auch so, ich möchte es beinahe glauben, denn starre Locke, starres Weib.

Die Friseurs läugnen zwar die Existenz so steifer Locken in rerum natura, sie sagen, sie seien so wenig möglich, wie der Phönix, der daraus entstand, daß unsere Vorfahren kein Griechisch verstanden. Ich bin anderer Ansicht, denn ich

habe leider gesehen, daß sich die Natur in den merkwürdigsten Ungeheuerlichkeiten gefällt.

Doch suspendiren wir die Prüfung dieser tiefen und interessanten Frage, ohne sie abzuschließen. Vertagen wir sie auf ein Kapitel ad hoc und kehren wir zu meiner Joanninha zurück.

Zu beiden Seiten ihres anmuthigen Gesichts fielen jene feinen Ringel herab; der nicht geringe Rest der Haare war in einfacher Eleganz unterhalb dem Wirbel eines kleinen, schmalen Kopfes vom vollkommensten Modell zum Kranz geflochten.

Die gleichfalls beinahe schwarzen Brauen bildeten eine krumme Linie von größter Reinheit; und die langen, seidenen Wimpern warfen ihren Schatten auf das weiße Gesicht.

Aber die Augen — welch sonderbare Grille der Natur, die mitten in diese Harmonie eine Note von so wunderlichem Mißton schleuderte! Wie wenn ein großer und kühner Maestro, mitten in die klassischsten und strengsten Sätze seiner Composition plötzlich einen scharfen, einschneidenden Ton wirft, den Niemand erwartet hat und der Anarchie in den musikalischen Rythmus bringen zu wollen scheint — so daß die Dilettanten schaudern und die Professoren sich bekreuzen, diejenigen aber, die Musik mit dem Herzen hören, und nicht mit dem Kopfe, außer sich gerathen vor Bewunderung und Entzücken. — Die Augen Joanninha's waren grün, nicht von jenem blassen Grün, das die Katzennatur verräth, nicht von jenem schlechten, mißfarbenen Grün, das nichts Anderes ist als ein unvollkommenes Blau, nein! sie waren wirklich grün, und dabei rein und leuchtend, wie die feinsten Smaragden.

Das sind die seltensten und reizendsten Augen, die es gibt.

Ich, der ich mich zu der Religion der schwarzen Augen bekenne, der ich in ihr geboren wurde und in ihr zu sterben hoffe, der ich die wenigen Male, wo ich mich zur ketzerischen Schlechtigkeit der Blauaugenverehrung hinreißen ließ,

das erlitt, was jeder Renegat mit Recht erleidet, ich, der ich heute mehr als je fest und unerschütterlich in meinen Anschauungen und aufrichtig überzeugt bin, daß es außerhalb ihnen keine Seligkeit gibt, ich gestehe dennoch, daß ich ein Mal, das einzige Mal, da ich zwei solche grüne Augen sah, wie geblendet war, meinen Katholicismus in seinen Grundfesten erschüttert fühlte, entsetzt vor mir selbst floh und meinen schwankenden Glauben durch die Betrachtung der ewigen Wahrheiten wieder zu stärken eilte, welche sich einzig und allein da vorfinden, wo alle Treue und aller Glauben ist — nämlich in ein Paar aufrichtig schwarzen Augen.

Aber Joanninha hatte grüne Augen, und die Wirkung dieses seltenen Zuges in jener auf den ersten Anblick so disharmonischen Physiognomie war in der That eine wunderbare. Anfangs fesselte, blendete er, dann rief er eine unerklärliche, unbestimmte Empfindung hervor, die zugleich schmerzte und wohl that; allmählich aber entstand ein so mächtiger, so voller magnetischer Strom, der sich so wenig in seine Theile auflösen wollte, daß die Erinnerung an alles Andere verschwand, und die ganze Willenskraft, die ganze Intelligenz darin versank.

Zur Vervollständigung des Gemäldes brauche ich nur noch ein einfaches dunkelblaues Kleid, einen schwarzen Gürtel mit Schürze und Schuhe mit kothurnartig geschlungenen Bändern hinzuzufügen. Der Fuß war klein und schmal, und was sich vom Bein errathen ließ, wundervoll.

Solcher Art war die ideale und vergeistigte Gestalt, welche nun neben dem Tischchen stand, wo die gute Alte gespeist hatte, und in jenes magere und erloschene Antlitz sah, über das sich allmählich ein unbeschreiblicher Ausdruck der Traurigkeit verbreitete, der dann auch auf das Gesicht der Schauerin überging.

Die Alte seufzte tief, und die Gedanken, die sie betrübten,

gewaltsam zurückdrängend suchte sie mit unsicherer Hand nach dem Fadenknäuel.

Meinen Knäuel, Kind, ich kann nicht sein, ohne Etwas zu thun, es thut mir nicht gut.

Wir wollen plaudern, Großmutter.

Gut, plaudern wir, aber gib mir meinen Knäuel. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber wenn ich nicht arbeite, arbeitet Etwas in mir, das mich noch mehr ermüdet. Man sagt mit Recht, der Müßiggang sei die schlechteste Gattung Arbeit.

Joanninha gab ihr den Knäuel und stellte ihr den Haspel zurecht.

Die Alte fühlte ein gewisses Etwas auf der Hand, hob diese zum Munde, schien sie zu küssen und sagte:

Ich hab es wohl gesehen, Joanninha.

Was, Großmutter? was hast du gesehen?

Ich sah — aber nicht mit den Augen, die Gott mir für immer verschlossen hat — Gelobt sei er für Alles! — ich sah oder fühlte vielmehr diese Thräne, die du auf meine Hand fallen ließest und die nun hier in meiner Brust ist, Joanninha, denn ich habe sie getrunken. O Kind! du fängst viel zu frühe an, überlaß das mir, ich bin daran gewöhnt; aber du mit sechzehn Jahren und ohne Kummer!

Ohne Kummer, Großmutter? Sind wir nicht ganz allein auf der Welt, du in diesem Zustand und ich so jung und —

Und Gott im Himmel, der uns beschützt. Aber was ist das? horch, Joanninha! Ich höre Tritte auf der Straße. Sieh einmal, wer es ist.

Ich sehe Niemand.

Aber ich höre es — Warte! es ist Frei Diniz; ich kenne ihn am Tritt.

Die Alte hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als hinter einigen Olivenbäumen in der Richtung der Straße von Santarem die hagere, hohe und etwas gekrümmte

Gestalt eines Franziskanermönchs hervorkam und auf seinen rohen Stock gestützt, die gelben Schuhe nachschleppend, und die Kapuze auf dem Kopfe gegen sie herschritt.

Es war wirklich Frei Diniz, der gestrenge Guardian von San Francisco de Santarem.

Dreizehntes Kapitel.

Von den Mönchen im Allgemeinen. — Der Mönch moralisch, sozial und künstlerisch betrachtet. — Beweis, daß der Mönch weit poetischer ist als der Edelmann. — Noch einmal Don Quijote und Sancho Pansa. — Was der Edelmann ist — seine Classificirung und Geschlechtsbeschreibung. — Geschichte des Schlosses von Chucherumello. — Handgreiflicher Irrthum von Eugène Sue; Beweis, daß die Jesuiten nicht die Cholera sind, und daß man deshalb den ewigen Juden umändern muß. — Wie der Mönch unsere Zeit nicht verstand, und unsere Zeit den Mönch nicht. — Wie der Edelmann an die Stelle des Mönches trat und wie viel wir dadurch verlieren. — Die einzige Stimme in der gegenwärtigen Wüste der Gesellschaft erheben die Edelleute, indem sie nach Contos de reis schreien. — Wofür man diese Contos will und wer sie bezahlt. — Künstlerische Vorliebe des Verfassers für den Mönch; diese Vorliebe wird eingestanden und erklärt.

Mönche — Mönche — ich mag die Mönche nicht! So wie sie uns jetzt erscheinen, wie wir sie jetzt verstehen, mag ich sie nicht, moralisch und sozial gesprochen.

Aber vom künstlerischen Standpunkte aus fehlt mir der Mönch sehr.

Als jene ernsten und würdigen Gestalten in ihren weiten, fast immer malerischen und oft eleganten Gewändern noch in den Städten die Affen und Puppen mit schlanker Taille und Schlosser, welche die europäische Perrückenmacher-Rasse kennzeichnen, durchkreuzten, unterbrachen sie jene lächerliche Monotonie und gaben der Masse Charakter.

Auf dem Lande war die Wirkung noch weit größer: sie gaben auch der Landschaft Charakter; sie verliehen der nüchternsten Berg- oder Thalparthie eine gewisse Poesie, und in vielen dieser Bilder waren sie so nothwendige, so her-

kömmliche Figuren, daß seit sie fort sind, das Bild nicht mehr dasselbe ist.

Ueberdies gab das Bruderhaus im Dorfe, das Kloster in der Einöde Allem Leben, Anmuth und Größe; diese Anstalten schützten die Bäume, heiligten die Quellen, erfüllten die Erde mit Poesie und Festlichkeit.

Das verstehen die Wechselbarone nicht, die jene ersetzt haben.

Der Mönch ist weit poetischer als der Edelmann.

Der Mönch war bis zu einem gewissen Punkte der Don Quijote der alten Gesellschaft.

Der Baron ist fast nach allen Theilen der Sancho Pansa der neuen.

Am wenigsten jedoch in der Grazie.

Denn der Edelmann ist das ungraziöseste, plumpste Wesen der Schöpfung.

Ohne sogar die Eselsfamilie auszunehmen, welche sich so ausgezeichneter Persönlichkeiten rühmen kann, wie der Esel unseres Freundes Sancho und der der Jungfrau von Orleans war.

Der Edelmann (onagros-baronius von Linné, l'âne-baron von Buffon) ist eine ungeheuerliche Varietät, von Bileams Eselin empfangen, was den israelitischen und wucherischen Theil seiner Natur anbelangt, und in verruchter Vermischung mit dem Bären Martin des Jardin des Plantes erzeugt, was den muthwilligen und schmutzig revolutionären Theil seines Charakters betrifft.

Der Edelmann ist somit wucherisch revolutionär und revolutionär wucherisch. *)

Er hat deshalb zebraartige, monarchisch-demokratische Streifen über sein ganzes Fell.

So ist der wahre Vollblutedelmann beschaffen; wer

---

*) Es ist deutlich, welche Gattung Edelleute der Baron von Almeida Garrett hier meint.

diese Charaktere nicht besitzt, gehört zu einer anderen Species, von der hier nicht die Rede ist.

Ohne nun die Edelleute zu lassen, kehre ich zu den Mönchen zurück und sage: daß diese weder unsere Zeit begreifen, noch wir sie begreifen.

Wir haderten deshalb lange Zeit, endlich siegten wir und schickten die Edelleute aus, um jene aus dem Lande zu treiben. Darin begingen wir eine Dummheit, wie noch nie eine begangen wurde; denn der Edelmann biß zwar den Mönch und verschlang ihn — aber nachher stach er auch uns.

Müssen wir deshalb jetzt den Edelmann umbringen?

Denn diese Welt und ihre Geschichte ist die Geschichte des Schlosses von Chucherumello. Hier haben wir den Hund, der die Katze biß, welche die Ratte vertilgt hatte, die den Strick zernagte und so weiter.

Der Mönch verstand uns nicht, darum mußte er zu Grunde gehen, wir verstehen den Mönch nicht, deshalb schufen wir die Edelleute, durch die wir zu Grunde gehen werden.

Sie sind die Last dieser Zeit, sie und nicht die Jesuiten sind die Cholera der gegenwärtigen Gesellschaft. Unser Freund Eugène Sue irrte sich zur Hälfte in seinem ewigen Juden, und dieser muß daher umgedichtet werden.

Es war also der Mönch, der den ersten Fehler machte, indem er uns, unsere Zeit, unsere Eingebungen und unsere Ziele nicht verstand. Damit bekam er eine falsche Stellung, isolirte sich von der Gesellschaft, machte seine Vernichtung zu einer Nothwendigkeit, zu einer unabänderlichen Sache. Er erschrak über die Freiheit, die doch seine Freundin war, die ihn aber reformiren mußte, und verband sich mit dem Despotismus, der ihn nicht liebte, außer wenn er (der Mönch) schlecht und lasterhaft war, weil er dem Despotismus sonst nichts nützte und ihm nicht diente.

Auch wir irrten, indem wir den verzeihlichen Irrthum des Mönchs nicht verstanden, ihm nicht eine andere soziale

Richtung gaben und so die Edelleute vermieden, den weit schädlicheren Wurm und größeren Nager.

Geben wir unsern Täuschungen den Abschied! die Welt war immer so und wird so bleiben. So schöne Theorien man auch aufstellen, so vollkommene Verfassungen man auch schaffen mag, bald genug bildet sich ein Staat im Staat; ob es nun Mönche oder Edelleute oder Freimaurer sind, es bildet sich allmählich ein Einfluß, der von den offenkundigen Einflüssen des großen staatlichen Körpers verschieden, wo nicht gar denselben feindlich ist. Es ist dies die natürliche Opposition gegen den Fortschritt, der eben auch seine Opposition hat wie alle Dinge über und unter dem Monde. Diese Opposition corrigirt das eine Mal seine Schnelligkeit und mäßigt sie, das andere Mal hemmt sie jene durch Uebermaß und Mißbrauch; immer aber bleibt sie eine Nothwendigkeit.

Als Anhänger des Fortschritts möchte ich aber lieber die Opposition der Mönche als die der Edelleute. Es handelte sich nur darum, daß man sie zu bändigen und zu benützen verstanden hätte.

Der Fortschritt und die Freiheit haben dabei verloren, nicht gewonnen.

Wenn ich das Alles bedenke, wenn ich die Klöster in Ruinen sehe, sehe, wie die Ausgetriebenen um ein Almosen bitten und die Edelleute Kutsche fahren, so thut es mir leid um die Mönche, nicht um die Mönche, wie sie waren, sondern um die Mönche, wie sie sein konnten.

Und ich weiß, daß ich mich nicht durch Poesien täuschen lasse, denn ich reagire mit einer unbeugsamen Logik gegen poetische Illusionen, sobald es sich um ernste Dinge handelt.

Ich bin auch nicht in Paradoxen verrannt, noch gehöre ich zu den unruhigen Widerspruchsgeistern, welche immer um das seufzen, was war und nie mit dem zufrieden sind, was ist.

Nein, mein Herr! Der Mönch, der in Irland, in Po-

len, in Brasilien Patriot und liberal ist, konnte und mußte es auch bei uns sein; und wir wären weit besser daran gewesen als wir es sind, wenn wir ein halbes Dutzend Geistliche behalten hätten, um uns die Messe zu lesen, und dazu einige Dutzend Edelleute, nicht wegen der heilsamen Opposition, sondern, weil sie einen moralischen und intellectuellen Einfluß auf die Gesellschaft geübt hätten — da es hier zu Land keinen andern gibt.

Man sage mir nicht: dazu hat man die Universitäten. Was thut denn die unsrige, als daß sie ihren Baccalaureusgrad in Jurisprudenz und Medicin vergibt? Was schreibt sie, was verhandelt sie, welche Grundsätze hat sie, welche Lehren stellt sie auf, wer weiß oder hörte je etwas anderes von ihr als ein schwaches und schüchternes Echo von dem, was man andern Orts thut oder sagt?

Wo sind denn die Akademien?

Welch' mächtiges Wort klingt auf den Kathedern?

Wo ist die Macht der Tribüne?

Welcher Dichter singt so laut, daß ihn die rohen Steine und die harten Eichen dieses materialistischen Waldes hören, zu dem die Utilitarier uns zurückgeführt haben?

Wenn wir den schwachen Ruf der liberalen Presse, welchen die Polizei bereits zur Hälfte erstickt hat, ausnehmen, so hört man in dem großen Schweigen dieser Einöde nichts als den Ruf der Edelleute nach Contos de reis!

Zehn Contos de reis für einen Wähler!

Und wieder zweihundert Contos für den Tabak!

Dreitausend Contos für die Umänderung irgend einer Posse!

Fünftausend Contos für Luftschifffahrt!

Sechstausend Contos für dies, zehntausend Contos für jenes!

Bald wird man nach Hunderttausenden zählen.

Es kostet den Herren ja nichts!

Wen es kostet und wer alle diese Luftballone bezahlt, das ist das Land und dessen Industrie.

* * *

Dieses Kapitel ist als die Einleitung in das folgende zu betrachten, in welchem Frei Diniz, der Guardian von San Francisco de Santarem auftritt.

Man hat mir vorgeworfen, ich habe eine Mönchsphantasie und könne keine Erzählung, kein Drama, keinen Roman machen, ohne meinen Mönch darin anzubringen.

Mein „Camoens“ hat einen Mönch, den Frei José Indio.

Meine „Dona Branca“ hat ihrer drei: Frei Soeiro, Frei Lopo und San Frei Gil — macht vier.

Die „Adozinda“ hat einen Einsiedler, auch eine Art Mönch — macht fünf.

„Gil Vicente“ hat wieder einen — das heißt eigentlich nur einen halben, nämlich Andre de Rezende, überdies ist es eine stumme Person — fünf und einen halben.

Der „Schwertfeger“ hat drei Viertel Mönch, den Froilao Dias, einen Malteser — macht sechs ein Viertel Mönche.

In „Frei Luiz de Sousa“ sind lauter Mönche; sie sind hier wenigstens für drei, vier, sechs Mönche zu nehmen — macht bereit zwölf ein Viertel Mönche.

Einige — ich gehöre nicht darunter — zählen auch noch den „Bogen von Sanct Anna“ hierher, in welchem zwei Mönche und ein Laienbruder vorkommen.

Ich habe mich also schon mit nicht weniger als fünfzehn und ein Viertel Mönchen verunköstigt.

Mit diesem Frei Diniz ist es ein ganzes Kloster voll.

Nun meine Herren, ich wüßte nicht, was das zu sagen hätte, jedenfalls liegt die Schuld nicht an mir. Seit Tausend Ein Hundert und Ungerad, wo Portugal begann, bis Tausend Achthundert und etliche dreißig, wo es, wie die Einen sagen, seine Wiedergeburt feierte, oder wie die Andern sagen, die Auszehrung bekam, wüßte ich nicht, daß

irgend eine öffentliche oder Privatangelegenheit vorgefallen wäre oder hätte vorfallen können, ohne daß ein Mönch die Hand dabei im Spiel gehabt hätte.

Um dies zu vermeiden, darf man sich nur des Recepts aus Kapitel 5 dieses Werks bedienen.

Thue das, wem es gefällt; ich thue es nicht, denn ich will es nicht und verstehe es nicht.

Vierzehntes Kapitel.

Von seinen Abschweifungen endlich kurirt, fährt der Verfasser in der versprochenen Geschichte fort. — Wie Frei Diniz der Großmutter und der Enkelin den Aermel zu küssen gab, und was sonst zwischen ihnen passirte. — Der Mönch zankt mit der Alten, und man fängt an zu merken, wo die Geschichte hinauswill.

Dieses Kapitel hat weder Abschweifungen, noch Betrachtungen, noch Erörterungen irgend welcher Art, die Geschichte geht vielmehr darin gerade fort.

Frei Diniz trat zu den zwei Frauen und sprach:

Gelobt sei unser Herr Jesus Christus!

Joanninha trat einige Schritte vor, um ihm den Aermel zu küssen — und er fügte hinzu:

Gott und unser Vater San Francisco segne dich, meine Tochter.

Benedicite, Pater Guardian, sprach die Alte, indem sie sich halb vom Stuhle erhob und sich verneigte.

Im Namen des Herrn, Amen! erwiderte der Mönch, indem er näher trat und den Arm so weit vorstreckte, daß sie ihn küssen konnte.

Da bin ich nun, meine Schwester, was wollt ihr von mir? Und wie geht es euch? Finden wir Trost und Geduld, und heben wir die Augen in unserem Leiden zum Herrn?

Ich hebe sie längst zu sonst Niemanden mehr, Vater.

Ei ei, Schwester Francisca, immer derselbe Gedanke,

immer dieselbe Klage! Ich habe es Euch schon so oft verwiesen und Ihr bessert Euch nicht.

Ich habe mich nicht beklagt, mein Vater. Gott weiß, daß ich nicht klage — wenigstens nicht um meinetwillen.

— Um wessenwillen denn?

— O Vater!

— Schwester Francisca, ich fürchte mich davor, Euch zu verstehen. Ich kenne die Anfechtungen des Fleisches nicht, noch kämpfe ich mit den schwachen Gedanken der Welt. Ich bin Mönch, meine Schwester, bin Einer von denen, die sich bereits nicht mehr unter der Zahl der Lebenden befinden, die dieses Sterbekleid angezogen haben, um jenen nicht mehr anzugehören. Ich zog es zu einer Zeit an, da nur noch Hohn und Verachtung das einzige Erbtheil des Mönchs, da Spott, Beschimpfung, die schlimmste, grausamste Folter, unsere einzige Hoffnung war. Ich wollte Mönch sein und ward es, trotzdem ich dies Alles wußte und sah; ich ward Mönch mitten unter diesen Zuständen, bereits alt und welterfahren, aber auch weltmüde und dessen gewiß, was meiner harrte, und des Berufs, dem ich mich widmete. Was wollt Ihr von einem Mann, der sich so entschlossen hat, Alles, was die Menschheit an dieses elende Erdenleben knüpft, abzuschneiden und der Hoffnung des andern zu leben? Darum habe ich dieses Kleid angezogen. — Weshalb, Schwester, habt Ihr das Eurige angezogen? Geschah es zur Unterhaltung, aus einer Grille, um eine Komödie mit Gott aufzuführen? Zerreißt es schnell, bekleidet Euch mit dem Putz dieser Welt, mißbraucht nicht die göttliche Geduld, indem ihr äußerlich im Sack der Buße erscheint, das Herz in Eurem Innern aber jeder Buße, jeder Kasteiung entkleidet.

Mit gefalteten Händen und aufwärts gekehrtem Gesichte die erloschenen Augen zum Himmel erhoben, legte die Alte gewissermaßen Gott die ganze Herbe dieser Behandlung vor, die sie nicht zu verdienen glaubte und nicht zu verstehen

schien. Joanninha, welche sich der Großmutter unwillkührlich genähert hatte, und sie gleichsam zum Schutze von rückwärts mit einem Arme umschlungen hielt, stemmte die andre Hand auf die Stuhllehne und heftete den durchdringenden, leuchtenden Blick fest auf den Mönch. Der Ausdruck ihres Gesichts war unbeschreiblich; es schillerte in ihm deutlich und doch in einander verschwommen ein unzerlegbares Gemisch von Begeisterung und Muthlosigkeit, von Glauben und Unglauben, von Sympathie und Abneigung. Man hätte sagen mögen, diese grünen Augen, dieses schwach gefärbte Antlitz sei der Typus, das Symbol der Schwankungen jener Zeit.

Vater, erwiderte die Alte mit aufrichtiger Demuth in Stimme und Geberde, wenn ich es verdient habe, so züchtiget mich. Gott, der mich sieht und mich hört, weiß, daß ich dies in aller Wahrheit meines Herzens sage, und wird mir verzeihen, denn ich bin schwach und ein Weib.

Nun denn, zu den Schwachen hat er nicht gesagt: nimm dein Kreuz auf dich und folge mir! Wer hat Euch genöthigt das Gelübde abzulegen, das Ihr abgelegt habt?

Das ist wahr, Vater, es ist wahr. Ich weiß auch wohl, was ich versprach, weiß, daß ich Gott Leib und Seele weihte, daß ich mir nicht mehr angehöre, über meine Neigungen nicht mehr Herr bin, aber —

Aber was? Schwester Franzisca, Gott täuscht man nicht. Euer Gelübde ward nicht in einem Kloster abgelegt, nicht vor einem Altar mitten unter den feierlichen Ceremonien der Kirche gesprochen. Aber ich habe es Euch bereits gesagt, Ihr seid vor dem Forum Eures Gewissens, vor der Gegenwart Gottes eben so sehr oder noch mehr gebunden, als wenn Jenes der Fall gewesen wäre. Schwört Euer Gelübde wieder ab, kein Gesetz, keine menschliche Gewalt zwingt Euch. Sagt es mir ein für alle Mal, enttäuscht mich und ich komme nicht wieder hierher.

O habt Mitleid, Vater! bei Christi Wunden. Aber nur

noch eine Frage, eine einzige, und ich verspreche Euch, nicht mehr an ihn zu denken, nicht mehr von ihm zu sprechen. Wo ist er?

Joanna, zieht Euch zurück.

Joanninha umschlang die Großmutter mit beiden Armen, und ging dann ohne ein Wort zu sprechen, ohne die Miene zu verziehen langsam und schweigend in das Haus.

Und diese, Vater? sprach die Alte, ohne eine Antwort auf ihre erste Frage, die sie doch mit solcher Herzensangst gethan, abzuwarten, und diese, muß ich mich auch von ihr trennen, muß ich auch auf sie verzichten?

Sie ist unschuldig, und so lange sie das sein wird —

So lange sie das sein wird! Meine Joanna ist ein Engel.

Gotteslästerung, Gotteslästerung! Möge Euch der Herr nie dafür strafen. Joanna ist gut und gottesfürchtig. Wir wollen hoffen, daß Er sie mit seiner Hand schütze. Der Andere aber —

Was ist aus ihm geworden, Vater? O sagt es mir, und ich verspreche Euch —

Versprechet nichts, als was Ihr halten könnet. Euer Enkel steht bei jenen Elenden, die von den Inseln hergekommen sind, die sich bei Porto ausgeschifft haben.

O Sohn meiner Seele! Werde ich dich nie mehr umarmen —

Nein, gewiß nicht; ob nun Sieger oder Besiegter, alle Gemeinschaft, alle Möglichkeit einer Wiedervereinigung zwischen uns und diesem Menschen hat aufgehört. Wir haben die Pflicht, diese Rebellen zu vernichten, sie den einzigen Wunsch, uns den Garaus zu machen.

Mein Gott, mein Gott! Dahin ist es also gekommen! Es gibt also keine Barmherzigkeit mehr, weder im Himmel noch auf Erden?

Gott ist der Barmherzigkeit müde geworden. Wo die Barmherzigkeit auf Erden ist, und ob sie jemals da war,

weiß ich nicht. Die Schwachen geben gottloserweise ihrer Schlaffheit diesen Namen.

Ist es denn Schwäche, wenn man den Frieden wünscht, wenn man Einigkeit will, wenn man um Nachsicht fleht! Befiehlt uns Gott nicht unsern Schuldnern zu vergeben, unsere Feinde zu lieben?

Die unsrigen, ja, aber nicht die seinigen.

Habe Mitleid mit mir, o Herr!

Wenn Eure Betrübniß nur die des Fleisches und Blutes ist, wenn Ihr dabei an Irdisches denkt, wie ich leider sehe, daß Ihr thut, schwaches, muthloses Weib, so mögt Ihr Euch beruhigen, denn bei mir steht es klar und sicher, daß diese Menschen siegen werden.

Welche Menschen?

Diese Feinde des Altars und der Wahrheit, diese durch die Irrlehren der Zeit vom rechten Wege abgewichenen Menschen! Sie hoffen viel, versprechen viel, sie stehen im Vollsaft ihres Wahnes. Wir aber, die wir durch die Enttäuschung vieler Jahrhunderte, durch die Sünden von dreißig dahingegangenen Generationen, durch die unerhörte Verderbniß der gegenwärtigen niedergedrückt sind, wir müssen unterliegen. Die Kirchen werden zerstört, ihre Diener verbannt, der Name Gottes wird in diesem verfluchten Lande nach Belieben geschändet werden.

Sind denn Alle, Alle so verloren, so von der Hand Gottes verlassen?

Alle! Und glaubt Ihr denn, Schwester, daß die Unsrigen besser seien, die, welche sich die Unsrigen nennen? Daß in ihrem Glauben mehr Aufrichtigkeit, in ihrer Religion mehr Wahrheit liege? O heiliger Gott!

Ihr macht mich beben, Vater!

Es ist auch zum Beben. Gottlosigkeit und böse Gelüste stecken jetzt in allen Herzen. Zweifeln ist der oberste Grundsatz und reich werden das einzige Ziel dieser Menschen. Liberale und Royalisten haben beide keinen Glauben; die

Liberalen haben wenigstens noch Hoffnung, aber sie wird nicht lange dauern. Sie sollen uns nur besiegen und dann werden sie sehen.

Werden sie denn siegen?

Gewiß!

Das sagt sonst Niemand.

Aber ich sage es.

Die Regierung hat doch so viel Soldaten.

Und eben so viel tausend Sünden gegen sich. Es kann nicht sein, es kann nicht sein, die göttliche Langmuth ist erschöpft, und der von den Gottlosen gewünschte Tag wird kommen. Ihre Mission ist leicht und bald gethan; sie wissen nichts Anderes und können nichts Anderes als zerstören. Das Aufbauen ist nicht ihre Sache, sie haben nichts, womit sie es könnten, sie glauben ja an nichts. Das christliche Symbol ist nicht nur eine religiöse Wahrheit, es ist ein ewiges und allgemeines Princip. Glauben, Hoffnung, Mildthätigkeit. Ohne Glauben, ohne Hoffnung —

Und ohne Liebe!

Weib! Weib! die Liebe kommt als Tugend zuletzt.

Aber durch sie, durch sie kommt man zu den andern.

Nein, schwaches Weib, nein! Ein für alle Mal, Schwester Francisca, lassen wir unsere Täuschungen fahren. Bei mir, bei dem Gotte, dem ich diene, gibt es keine Versöhnung mit seinen Feinden. In diesem Punkte verstehe ich keine Nachsicht. Ich sehe das Schicksal, das mich auf dieser Welt erwartet, voraus und zittere nicht davor. Wer fürchtet, gehe einen anderen Weg, ich thue es nicht.

Vater, ich fürchte nicht für mich. Ich bin schwach und ein Weib, aber bei aller Noth, bei allem Unglück werde ich dennoch meinen Gott rühmen und Zeugniß ablegen von meinem Glauben. Aber — aber mein Enkel ist mein Blut, mein Leben, es ist der theure Sohn meiner einzigen und so sehr geliebten Tochter; er kannte keine andere Mutter als mich, ich liebe ihn um seinet- und um ihretwillen.

Ich kann ihn nicht verlassen, ich kann die Gedanken nicht von ihm losmachen. Der Wille Gottes —

Der Wille Gottes ist, daß der Gerechte sich scheide von dem Gottlosen, daß die Lämmer Gottes auf der einen Seite wandeln und die Böcke Satans auf der andern. Dieser Junge — o meine Schwester, ich bin nicht von Stein, nein, ich bin es nicht und auch mir zerreißt es das Herz, daß ich es sagen muß — aber dieser Junge ist verflucht, zwischen ihm und uns liegt der ganze Abgrund der Hölle.

Barmherzigkeit, mein Gott!

Bleicher und gelber als gewöhnlich, zitternd, aber mit aller Energie hatte Frei Diniz jene fürchterlichen Worte ausgesprochen. Die gewöhnlich hohlen und eingesunkenen Augen waren noch mehr in die fleischlosen Höhlen zurückgetreten; der Stock bebte ihm in der Linken, und die erhobene Rechte schien dem Schuldigen den furchtbaren Fluch, der seinen Lippen entflohen war, verkündigen zu wollen.

Verflucht, verflucht seist du, undankbarer Sohn, schlechtes verdorbenes Herz! fuhr der Mönch fort.

Mein Gott! höre ihn nicht! schrie die Alte, sank auf die Knie und warf sich auf den harten Boden. Mein Gott, erhöre diese schrecklichen Worte nicht. Höre sie nicht, Herr! möge das kostbare Blut deines Sohnes, mögen die benedeiten Schmerzen seiner Mutter die grausamen Worte dieses mitleidlosen, dieses lieblosen Mannes von dem Haupte meines armen Sohnes abwenden, o mein Gott!

Die Alte wollte noch mehr sagen, die Nöthen, die sich in ihrer Seele gehäuft hatten, die nun nicht mehr konnte und überfloß, wollten alle heraus, wollten sich in Thränen und Schluchzen vor ihrem Gott ergießen, den sie ja immer auf dem Thron der Barmherzigkeit sah; denn sie konnte es nicht über sich gewinnen, in ihm den unbeugsamen, schrecklichen Gott der Rache, wie ihn der Mönch ihr verkündete, zu sehen. Aber das Fleisch vermochte dem Geist nicht zu folgen, die Kräfte des Körpers wichen, es erfaßte

sie eine todähnliche Schwäche, sie verstummte und das Leben stockte einen Augenblick.

Frei Diniz betrachtete sie eine Zeit lang in diesem Zustand und schien sich erweichen zu wollen, doch seine Nerven waren von Eisen und erbebten nie von sanften Regungen. Er machte zwei Schritte nach der Hausthüre, klopfte mit dem Stock daran und sprach mit fester, sicherer Stimme:

Joanna, hilf deiner Großmutter, es ist ihr nicht gut.

Dann ging er dahin, wo er hergekommen war, und eilte weiter, ohne auch nur den Kopf zu wenden. Bald verschwand er hinter den Olivenbäumen der Straße.

Fünfzehntes Kapitel.

Portrait eines Franziskaners, das nicht für das Archiv von Terra sancta gemalt wurde und sich auch nicht in der Akademie der schönen Künste befindet. — Die Logik des Frei Diniz ist derjenigen Condillac's in nichts ähnlich. — Ansichten des letzteren über Liberalismus und Liberale. — Die Macht kommt von Gott, aber wie und weshalb? — Die Liberalen verstehen nicht, was Freiheit und Gleichheit ist; und weshalb es Mönche geben müßte, wenn es noch welche gäbe. — Durch den Text wird bewiesen, daß der Mensch nicht allein von Brod lebt, und die Frage aufgeworfen, wovon denn eigentlich Frei Diniz lebte.

Wer war Frei Diniz?

Er hat es schon selbst gesagt: — ein Mann, der in vorgerückten Jahren und weltmüde Mönch wurde, der das Ordenskleid zu einer Zeit anzog, in welcher dieser Beruf mit Spott, mit Hohn und Verachtung verfolgt wurde, der dies wußte und gerade deshalb dem Allem die Stirne bot.

Solche seltene und starke Charaktere erscheinen immer, wenn es mit großen Institutionen zur Neige geht, damit keine ohne Protest verschwinde, damit man von keinem dauerhaften und durch die Zeit geheiligten Gedanken sagen könne, es habe ihm Jemand gefehlt, der ihn in seiner letzten Stunde durch eine edle, ruhmvolle und des hohen Menschengeistes würdige Hingebung ehrte; denn der Mensch

ist eine große und erhabene Natur, was auch die Philosophen sagen mögen.

Ein Solcher war Frei Diniz, ein Mann von harten Grundsätzen, von strengem Glauben, von unbeugsamer, störriger Logik, aber einer Logik, die jede Analyse verwarf; die vielmehr stark durch die großen intellectuellen und moralischen Wahrheiten, auf die er seinen Geist gestellt, von diesen mit dem furchtbaren Gewicht der rauhesten und gewaltthätigsten Synthese herabstieg, die jeden Beweis zertrat, jeden Vernunftschluß, der ihr entgegentrat, vernichtete.

Condillac hat die Synthese die Methode der Finsterniß genannt, Frei Diniz verlachte Condillac und — ich habe Lust dasselbe zu thun.

Er verabscheute den Despotismus, wie ihn kein Liberaler verabscheuen kann; die philosophischen Theorien der Liberalen aber verhöhnte er als abgeschmackt, verwarf er als jedes gesunden Gedankens, jedes richtigen Gefühls, jedes praktischen Wohlwollens baar. Für den Menschen jeden Standes, für die Gesellschaft jeder Art brauche es, sagte er, keine anderen Gesetze als die zehn Gebote Gottes, brauche es keine anderen Verfassungen als das Evangelium. Sie noch zu verstärken, sei überflüssig, sie zu verbessern, unmöglich, von ihnen abzuweichen frevelhaft. Von dem höchsten Stande evangelischer Vervollkommnung, welcher das Mönchthum sei, bis herab seien dort Regeln für Alle enthalten; man brauche nichts zu thun, als sie zu befolgen.

Ich weiß nicht, ob diese Lehre nicht einen gewissen unabhängigen und freien Anstrich hat, ob sie nicht ein wenig nach der ketzerischen Kühnheit der Reformatoren schmeckt. Was ich aber weiß, ist, daß sie Frei Diniz in gutem Glauben bekannte, daß er ein aufrichtiger Katholik und von Herzen Mönch war.

Nach seinen Begriffen war eine Gewaltherrschaft des Menschen über den Menschen, auf welche Art dieselbe auch eingerichtet sein mochte, immer ein Eingriff. Alle Gewalt

war bei Gott, der sie dem Vater über den Sohn, dem Familienhaupt über die Familie, und Einem der Familienhäupter über den ganzen Staat übertrug; jedoch nur unter der Voraussetzung, daß er diesen nach dem Evangelium und in der ganzen republikanischen Strenge der ersten christlichen Principien regieren werde.

So wurde Saul gesalbt, und in ihm alle Könige der Erde, ohne das gab es keine Könige.

Alles Uebrige war bei ihm Anarchie, Anmaßung, Tyrannei, Sünde — abgeschmackt, unerträglich, unmöglich.

Und darüber disputirte er auch nicht, er hätte nicht begriffen wie? es war ihm ja ein Dogma.

Wol aber stritt er über die Nutzanwendung, oder vielmehr, er bewies mit seiner eisernen Logik. Die alten Gesetze, die alten Gebräuche, die alten Menschen schonte er eben so wenig als die neuen. Die Tyrannei der Könige, die Wollust und der Stolz der Großen, die Verderbtheit und Unwissenheit der Geistlichen wurde von keinem Volkstribun je unbarmherziger gegeißelt als von ihm.

Das Princip der alten Monarchie aber vertheidigte er, wie wir gesehen haben, als wahr, wenn auch von Lügnern und Heuchlern angerufen.

Was die constitutionellen Lehren betrifft, so verstand er sie nicht, und behauptete, ihre eifrigsten Apostel verständen sie eben so wenig; diese Lehren hätten keinen Menschenverstand und wären lediglich Schulbegriffe.

Jetzt wäre es nicht mehr Condillac, sondern der Mönch, den ich verlachen möchte, — ich weiß nur nicht wie.

Den sogenannten Liberalismus verstand er. Er reducire sich, sagte er, auf zwei Dinge: auf Zweifeln und Zerstören als Princip, auf Erwerben und Reichwerden als Ziel. Es sei eine ganz materielle Sekte, bei der das Fleisch herrsche und der Geist diene; sie habe eine große Kraft Böses zu thun, wahrhaft und auf die Dauer Gutes bewirken könne sie nicht. Ein zu Grunde gerichtetes Land, wie es

alle in Europa seien, durch eine liberale Revolution heilen wollen, heiße einem Schwindsüchtigen zur Ader lassen; die Entziehung des Bluts vermindere für einige Zeit die Beängstigungen der Lunge, aber die Kräfte gingen dabei vollends fort und der Tod sei um so sicherer.

Von den großen und ewigen Principien der Freiheit und Gleichheit sagte er: Wenn die Liberalen sie in Wahrheit praktisch durchführen, werde ich selbst liberal. Aber da hat es keine Gefahr, sie verstehen das nicht. Um die Freiheit zu verstehen, muß man an Gott glauben; um der Gleichheit Credit zu verschaffen, muß man das Evangelium im Herzen tragen.

Die mönchischen Institute waren nach seinen Begriffen, nach seinem System eine wesentliche Existenzbedingung der bürgerlichen Gesellschaft, einer normalen Gesellschaft nämlich. Er beschönigte die Mißbräuche der Klöster nicht, verhüllte die Fehler der Mönche keineswegs, beklagte mehr als irgend Jemand die Erschlaffung der Ordensdisciplin; aber er behauptete, daß nach Beseitigung dieses Typus der evangelischen Vervollkommnung das ganze christliche Leben ohne Halt sei, die ganze Harmonie in Stücke gehen, die Gesellschaft sich nur um so schneller und unaufhaltsamer in den Abgrund eines stumpfen und rohen Materialismus stürzen müsse, in dem dann alle sozialen Bande verfaulen und zerfallen, und im egoistischen Individualismus sich mehr und mehr isoliren und abgrenzen werden — die letzte Phase einer Hyper-Civilisation, welche so wieder an dem anderen Extrem des Lebens — in der Wildniß anlange.

Dies waren die Grundsätze jenes außerordentlichen Mannes, der eine umfassende Gelehrsamkeit mit einer tiefen Kenntniß der Menschen und der Welt, in welcher er bis zu seinem fünfzigsten Jahre gelebt hatte, verband.

Wie und weshalb hatte er diese Welt verlassen? Wie und weshalb begnügte sich ein so thätiger und hoher Geist mit dem dunkeln Amte eines Guardians seines Klosters?

einem Amte, das er nur aus Gehorsam übernahm, und weshalb beschränkte er seine Beziehungen zur Außenwelt auf jenes Haus im Thale, wo Niemand lebte als jene Alte und jenes Mädchen?

War dieser Geist trotz seiner asketischen Strenge noch an ein Ding dieser Welt gefesselt? Besaß dieses von dem Büßerhemde der strengen und fürchterlichen Gedanken an eine ewige Zukunft zerfleischte, in der Entsagung jedes Genusses, jedes Wunsches für die Gegenwart ganz aufgegangene Herz doch vielleicht noch eine empfindsame Faser, welche Erinnerungen, schmerzliche Sehnsucht und Gewissensbisse wegen vergangener Thaten erschüttern konnten?

In seinem Kloster begnügte er sich mit einer nackten Zelle, deren einziger Schmuck ein Crucifix war, während seine Bibliothek aus dem Brevier bestand. Jene einzige Familie, mit der er Umgang pflog, bestand, wie wir sahen, aus der blinden und hinfälligen Alten, aus Joanninha, mit der er kaum sprach, und einem Abwesenden, einem Jüngling, von dem man seit fast zwei Jahren nichts mehr wußte. Er nahm keinen Theil an politischen Intriguen, an geistlichen Geschäften, an irgend einer Sache dieser Welt. Wovon lebte also dieser Mann — der gewiß nicht von Denen war, die nur von Brod leben?

Es war dies einer von den wenigen lateinischen Texten, die er wiederholte, ein Lieblingsthema der seltenen Predigten, die er hielt: Non in solo pane vivit homo, der Mensch lebt nicht von Brod allein.

Dieser Mann lebte also noch von etwas Anderem: Nachdenken und Predigen genügte ihm nicht, denn alle Freitage ging er, und nicht nur um zu beten oder zu predigen, zur selben Stunde und auf dieselbe Weise nach dem Hause im Thal.

Es gab also irgend einen Punkt im Leben des Mönchs, wo er sich nicht ganz von der Erde los gemacht, und den

er, er mochte sagen was er wollte, noch nicht aus Liebe zum Himmel aus dem Herzen gerissen hatte.

Freilich ein halbes Jahrhundert Leben in der Welt läßt manche Wurzel, die nicht so leicht abstirbt. Und oft ist es nur eine einzige Wurzel, aber eine tiefgründige, eine an Faser und Saft starke, deren Blätter wol abgestorben, deren Zweige verdorrt sind, deren Stamm verwittert ist, und die dennoch fortlebt.

Laßt uns Etwas von diesem Leben kennen lernen.

Sechzehntes Kapitel.

Laßt uns Etwas von dem Leben des Mönchs kennen lernen. — Warum war er Franziskaner? — Zwei alte und zwei neue Märtyrer. — Einige nähere Umstände aus dem Leben des Frei Diniz, ehe er Mönch wurde, sowie aus seinem späteren Leben — Auswanderung. — Eine unvollständige Erklärung. — Wie die Alte das Gesicht und Joanninha das Lachen verlor. — Der Freitag ist ein Unglückstag.

Laßt uns Etwas von dem Leben des Mönchs kennen lernen, von seinem Leben in der Welt, denn das im Kloster war nackt und nichtig, einsam und einförmig, wie wir gesehen haben.

In der Welt nannte er sich Diniz d'Atahide und hatte sich zuerst dem Soldatenstande, dann dem Rechtsdienst gewidmet. Am Krieg auf der Halbinsel hatte er mit Auszeichnung, ja mit Leidenschaft Theil genommen, ihn fast ganz mitgemacht. Aber des Militärdienstes satt oder enttäuscht über den militärischen Ruhm trat er hierauf in den Rechtsdienst, den er studirt hatte, und sollte im Jahre 1825 von der Stelle eines Amtsrichters im Ribatejo, in die er bereits eingetreten war, an den Gerichtshof von Porto übergehen.

Er ging nach Lissabon, um seine Bestallung in Empfang zu nehmen, küßte dem Könige die Hand und schlug von da eines Tags den Weg nach Santarem ein. Bei seiner Ankunft in dieser Stadt ließ er Diener und Pferde im Wirths-

haus und ging nach der Pförtnerei von San Francisco, wo er anläutete.

Die Diener warteten mehrere Tage vergebens auf ihn, er kehrte nicht zurück.

Diniz d'Atahide verschwand aus der Welt, aber zwei Jahre später trat Frei Diniz da Cruz als der strengste Mönch, der beredteste Prediger jener Zeit auf. Er predigte übrigens selten und nur über das Evangelium, aber es war ein wilder Strom, eine Weihe, eine Macht darin —

Von den mönchischen Instituten, deren Glanz und Ruf bereits sehr abgenommen hatte, war vielleicht der Franziskaner-Orden in der öffentlichen Achtung am tiefsten gesunken. Je strenger eine Ordensregel ist, desto mehr bemerkt man jedes Nachlassen bei Denen, die sich dazu bekennen; das Nachlassen der Franziskaner in der Strenge ihrer Regel war sprichwörtlich geworden. Sie waren überall in solcher Menge vorhanden, verkehrten so sehr mit allen Klassen; das Volk war mit dem Anblick der schwarzen Kutten, die längst nichts Strenges mehr, sondern eher etwas Lächerliches an sich hatten, so vertraut geworden, die Mönche selbst erschienen an solchen Orten, zu solchen Stunden, und auf eine solche Art, daß sie alle Achtung und Verehrung längst verloren hatten. Schriftsteller waren keine mehr unter ihnen, Prediger nur wenige und ohne Bedeutung, kurz es war in jeder Beziehung der am geringsten angesehene Orden in dem allgemeinen Verfall.

Gerade deshalb trat Frei Diniz in denselben. Er wollte Mönch sein, der verachtete, verhöhnte Mönch des neunzehnten Jahrhunderts.

Bei gewissen Gemüthern bedarf es, um ein solches Märtyrerthum auf sich zu nehmen, weit mehr Muth und Begeisterung, als man in den alten Zeiten bedurfte, um jenen edlen Verfolgungen mit Blut und Feuer entgegen zu treten.

Damals war der Kampf eine Ehre, der Fall gereichte zum Ruhm, oft siegte man eben durch den Tod.

Heut zu Tage ist es nur ein Leiden.

Die Welt rief jenen großen Opfern ihren Beifall zu, wohnte mit Interesse, mit Bewunderung, mit Entsetzen jenen Riesenkämpfen an. Und der Tyrann zitterte vor seinem Opfer, wenn er ihm nicht gar besiegt, bekehrt und reuig zu Füßen fiel.

Heute geht das Volk vorüber und lacht, die Könige bekümmern sich um andere Dinge und die Kirche weiß selbst nicht, daß sie Märtyrer hat.

Aber sie hat deren, meinte Frei Diniz, und sie bedarf ihrer mehr, um sich wieder aufzurichten, als ehedem um sich aufzubauen.

Deshalb wollte Diniz d'Atahide nicht Benedictiner werden, noch Hieronimit, noch Karthäuser, sondern ließ sich unter die Franziskaner aufnehmen.

Von seinem ganzen beträchtlichen Vermögen nahm er nur die mäßige Geldsumme, welche nöthig war, um die Ausstattung und das Eintrittsgeld ins Kloster zu bezahlen. Alles Uebrige schenkte er der Dona Francisca Joanna, der jetzt blinden und hinfälligen Alten, die wir zu Anfang dieser Geschichte vor der Thüre ihres Hauses im Thal am Haspel gesehen haben.

Die Alte hatte keine Familie mehr, außer einem Enkel und einer Enkelin.

Die Enkelin war Joanninha, die einzige Tochter ihres einzigen Sohnes und jetzt Waise an Vater und Mutter.

Der Enkel war gleichfalls Waise; er war ein Nachgeborener und hatte seiner Mutter, der geliebten Tochter, dem Lieblingskinde der Alten das Leben gekostet.

Vor der reichen Schenkung des Frei Diniz konnte man die Familie, die übrigens von guter, ehrbarer Abkunft war, arm nennen. Doch wollte die Alte nie die bescheidene Stellung verlassen, in welcher sie bis dahin gelebt hatte.

Ihre Grundstücke gaben ihnen, was sie an Brod, Oel und Wein bedurften; ein alter treuer Diener sorgte für sie; sie trugen sich und lebten wie Leute vom Mittelstand, jedoch unabhängig. In früheren Zeiten, als die beiden Kinder der Dona Francisca noch lebten, kam Frei Diniz, damals Diniz d'Atahide und Amtsrichter der Gegend, öfters in ihr Haus. Seit dem Tode des Sohnes und des Schwiegersohnes, welche leider beide beim Ueberfahren in einem kleinen Fischerboot über den Tejo bei Hochwasser den Tod gefunden hatten, kam er nicht mehr dahin —

Bis er Mönch geworden und Jahre vorüber waren und man ihn zum Guardian seines Klosters gemacht hatte.

Da war die Schwiegertochter und die Tochter der Alten bereits auch gestorben.

Und es war bemerkenswerth, daß in derselben Stunde, da Frei Diniz in San Francisco von Santarem das Gelübde ablegte, auch Dona Francisca jenes rothe Nonnengewand nahm, das sie nie mehr ablegte.

Aber eines Tages kam Frei Diniz an die Thür des Hauses im Thal und sprach:

Gott sei mit diesem Hause!

Die Alte erschrak, faßte sich aber bald, ließ die Kinder hinausgehen, die zu ihren Füßen spielten und schloß sich mit dem Mönche ein. Den ganzen Tag hindurch sprachen sie leise mit einander, sie beteten und weinten; dies hörte man gut, aber was sie mit einander sprachen, erfuhr man nie.

Der Mönch ging, als es Nacht wurde, die Alte blieb betend und weinend zurück, und betete und weinte die ganze Nacht.

Dies geschah an einem Freitag; von da an kam Frei Diniz alle Freitage und verbrachte einige Stunden mit der Alten.

Er war nicht ihr Beichtvater, aber er leitete sie, wie

wenn er's wäre, in Allem und bei Allem, mit Ausnahme dessen, was Joanninha betraf.

Der Mönch zeigte deutlich, daß es wohlbedachter und unabänderlicher Grundsatz bei ihm sei, sich von all Dem ferne zu halten, was dieses interessante Mädchen auch nur im entferntesten berührte.

Joanninha fürchtete ihn nicht, die Achtung aber, die er ihr einflößte, war mit einem unwillkührlichen Widerwillen gepaart, ungeachtet sie für Alles, was er sagte und bekannte, eine gewisse Sympathie empfand — Lehre, Meinungen, Gefühle, kurz Alles gefiel ihr an dem Mönch, nur nicht seine Person.

Nicht so war es mit Carlos, dem Vetter, Spielkameraden und einzigen Freund unserer Joanninha, dem andern Enkel der Alten von ihrer Tochter. Er besuchte Coimbra, wo er sich dem Studium der Rechte widmete, bereits im letzten Jahre, als Frei Diniz da Cruz das Haus wieder zu besuchen begann, welches Diniz d'Atahide verlassen hatte.

Ueber ihn hielt der Mönch eine genaue, wachsame und unruhige Aufsicht. Die Bücher, die er las, die Freunde, mit denen er umging, die Ansichten, die er sich bildete, die Neigungen, die er besaß — Alles beschäftigte Frei Diniz, machte ihm Sorge. Direct sagte er ihm wenig, aber mit der Großmutter hatte er lange Besprechungen hierüber.

Schließlich schien er von dem Entwickelungsgange des Jünglings befriedigt zu sein.

Er fürchtet Gott, er ist nicht habsüchtig, nicht kriechend, nicht heuchlerisch, die Manie des Liberalismus hat ihn noch nicht erfaßt, es wird ein nützlicher Mensch werden, sagte der Mönch mit wahrer Befriedigung zu Dona Francisca.

Inzwischen war das denkwürdige Jahr 1830 zur Hälfte vorüber und Carlos, der zu Anfang Sommers sein Examen gemacht hatte, war noch eine Zeit lang in Coimbra und Lissabon geblieben und erst Ende August zu seiner Familie zurückgekehrt. Er kam traurig, melancholisch, nach-

denklich, als er ein ganz Anderer als bisher gewesen war, denn der Junge besaß sonst einen heiteren Geist und war von Natur ein Freund des Vergnügens.

Der Tag seiner Ankunft war ein Freitag, jener Tag, an dem Frei Diniz in das Thal kam.

Als die ersten Begrüßungen und Umarmungen vorüber waren, blieben die Zwei allein und der Mönch begann:

Du gefällst mir nicht.

Weshalb? was ist denn an mir?

Du bist anders als du warst, Carlos.

Es ist wahr, ich bin anders; aber du brauchst dich über meinen Anblick nicht zu ärgern, denn er wird dich nicht lange incommodiren.

Was willst du damit sagen?

Daß ich entschlossen bin auszuwandern.

Auswandern, du? — Warum? Wozu? Was ist denn das für ein Unsinn!

Ich war nie mehr bei Sinnen.

Carlos, Carlos! kein Wort mehr davon. Welche schlechte Gesellschaften hast du besucht, welche schlechte Bücher hast du gelesen, Knabe? Ich verbiete dir an diesen Unsinn zu denken.

Verbieten, mir verbieten zu denken? Herr —

Ja, ich verbiete dir zu denken. Lies in deinem Horaz, wenn dich die Pandekten langweilen. Geh' mit deinem Virgil auf das Dach, oder gehe spazieren, jage, reite, mach' was du willst, aber denke nicht. Ich bin da, um für dich zu denken.

Warum nicht gar? Soll ich immer ein Kind bleiben? Soll mein Leben auf diese Art verlaufen? Horaz! es ist mir wie lauter Horaz lesen! eine saubere Beschäftigung für einen Menschen von einundzwanzig Jahren, Jamben und Trochäen zu skandiren!

So lies in der Bibel, das ist eine für die Seele berechnete Poesie, welche Geist und Herz nährt.

Ich will kein Mönch werden.

Ich will auch nicht, daß du ein Mönch werden sollst.

Gottlob! ich glaubte schon — allein in der Zeit, in der wir leben —

Die Zeit, in der wir leben, ist die der Anmaßung und Unsittlichkeit, und von diesen beiden will ich dich ferne halten, Carlos. Deine Großmutter kennt meine Absichten in Betreff deiner und billigt sie —

Meine Großmutter billigt Manches, was ich nicht billige.

Wie so, Carlos? was willst du damit sagen?

Nicht mehr als was ich sagte. — Und morgen gehe ich nach Lissabon, um mich nach England einzuschiffen.

Carlos!

Dies ist ein wohlüberlegter, unabänderlicher Entschluß. Ich will nichts von diesem Lande, noch von diesem —

Was von diesem — Carlos?

Da du es hören willst, so werde ich es sagen: von diesem Hause.

Dem Mönch verging die Stimme, halb zornig, halb erschrocken stammelte er:

Wirst du mir sagen, weshalb?

Weil dieses Commandiren eines Fremden in diesem Hause mich empört, mich demüthigt, weil ich immer Etwas geargwohnt habe und weil ich jetzt endlich weiß —

Was weißt du?

Ich weiß, Pater Frei Diniz! aber fragt mich nicht, was ich weiß.

Der Mönch wurde gelb und roth, bleich und schwarz, und zitterte. Seine Augen sanken noch tiefer in ihre Höhlen und funkelten da drinnen wie Flammen; er machte eine Anstrengung, um zu sprechen, und brachte endlich mit einer hohlen Stimme, die aus einem Grabe zu kommen schien, heraus:

Und dennoch frage ich; und bei Gott! —

Pater, schwört nicht und flucht nicht, unterbrach ihn

Carlos mit Festigkeit und heiterer Ruhe, eure Absicht mag eine gute sein, ich glaube wirklich, daß sie eine gute ist, da sie einem heilsamen Gewissensbiß entspringt —

Was sagst du, Carlos? was hast du gesagt? O mein Gott! —

Die Scene hatte sich verändert; jetzt schien Frei Diniz der Unmündige zu sein, seine Stimme nahm einen flehenden Ton an, sie bebte nicht mehr vor Zorn, sondern vor Angst. Carlos im Gegentheil sprach im ernsten und strengen Tone eines Mannes, der seine guten Gründe hat und seinen Angriff in edler Weise ausführt. Die Worte des Jünglings waren herb; man sah, daß er dies wohl fühlte, und daß er sie deshalb durch den Klang, den er ihnen gab, zu mildern suchte.

Was ich sage, Pater Frei Diniz, was ich Euch sagen muß, ist Folgendes: Meine Großmutter hat aus weiblicher Schwäche zu Etwas zugestimmt, wozu ich nicht zustimmen kann und darf. Alles was dieses Haus enthält, ist nicht — ist nicht mein; das Brod, welches hier gegessen wird, ist um einen Preis erkauft — Pater! Ihr seht, daß wir nicht weiter über diesen Gegenstand sprechen können. Ich reise morgen nach Lissabon. — — Großmutter! setzte Carlos mit veränderter Stimme hinzu und rief nach Innen: Großmutter!

Die Alte eilte herbei; er theilte ihr seine Absicht mit, begründete sie mit politischen Ansichten, ließ sich gegen Dom Miguel aus, that als sei er für die liberale Sache begeistert und versicherte, er habe sich in Coimbra und sogar in Lissabon in einer Weise ausgesprochen, daß nur eine schleunige Flucht ihn retten könne.

Die Alte weinte, bat, flehte — umsonst.

Frei Diniz hörte Alles mit an, sprach aber kein Wort.

Und an diesem Abende kehrte er früher als gewöhnlich nach dem Kloster zurück.

Am andern Tag in aller Frühe umarmte Carlos die

Großmutter, und das Bäschen, welche in Thränen zerflossen, dann sagte er dem theuren Hause, dem geliebten Thale, wo er aufgewachsen war, Lebewohl. Noch an demselben Abend war er in Lissabon, und von da ging er nach einigen Tagen nach London, und von hier wenige Monate später nach der Insel Terceira.

Am Freitag nach Abreise Carlos' kam Frei Diniz in das Thal und hatte eine lange Unterredung mit der Großmutter.

An den drei folgenden Tagen blieb die Alte in ihrem Zimmer eingeschlossen und weinte — am Ende des dritten Tages war sie blind.

Joanninha war damals noch ein kleines Mädchen und schien von dem was vorging nichts zu verstehen. Wer sie aber mit Aufmerksamkeit betrachtet hätte, würde bemerkt haben, daß sie ihre Liebe und Zärtlichkeit für die Großmutter noch verdoppelte und daß sie dem Mönch niemals wieder zulächelte.

Er, der Mönch, war an diesem Tage um zehn Jahre gealtert. Die hohlen Augen, der Hauptcharakterzug seines asketischen Gesichts, sanken immer tiefer und tiefer; seine bisher hohe und aufrechte Gestalt krümmte sich; das nervöse Zittern, das ihn sonst hie und da befallen hatte, wurde ihm zur Gewohnheit; die Sehnen verhärteten sich, die Gesichtsmuskeln verloren ihr Fleisch, und die längst von schweren Sorgen durchfurchten Züge bekamen so viel Kreuz- und Querfalten, als ob man sie wie auf einem Roste gedörrt hätte.

Kein heiterer Tag kam mehr in das Thal. Der Freitag aber war der Unglückstag. Frei Diniz kam jetzt nur noch gegen Abend und blieb nur kurze Zeit, aber auch das war schon genug. Die Alte seufzte nach dieser Stunde und zitterte doch vor ihr. Der Mönch brachte dann tröstliche Nachrichten oder auch tödtliche Angst. Im übrigen Theil der Woche erhob sich die Alte nur um zu weinen und zu hoffen.

So waren zwei Jahre bis zu dem Freitag vergangen, an welchem wir zuerst jene drei Personen an der Thüre des Hauses vereinigt gesehen haben, und so vergingen dort auch die acht folgenden Tage, bis unsere Geschichte ihnen wieder begegnet.

Siebzehntes Kapitel.

Wie der Mönch, als der nächste Freitag erschien und Großmutter und Enkelin auf ihn warteten, gegen seine Gewohnheit von der Richtung von Lissabon herkam. — Weshalb oft die belebteste Unterhaltung am leichtesten aufhört und jählings abbricht. — Ein neuer Beweis für zwei große Grundsätze unserer Vorfahren, nämlich dafür, daß das Kleid nicht den Mönch macht, und daß, wenn Gevatterinnen mit einander in Streit gerathen, Wahrheiten an den Tag kommen. — Während dem Schmählen der Alten mit dem Mönch hebt sich ein Eckchen des Schleiers, welcher die Geheimnisse dieser Geschichte bedeckt.

Diese acht Tage vergingen im Thale nicht auf dieselbe Art, wie so manche Woche dort hingegangen war, nämlich in unbestimmter Trauer, in Trostlosigkeit und Entmuthigung, vielmehr in einer bestimmten Angst und einem herben Schmerz, weil der Mönch die Gewißheit erhalten hatte, daß sich Carlos zu Porto befinde und in dem kleinen Heere Dom Pedro's diene.

Unbestimmte Gerüchte, wie sie in solchen Zeiten immer ein Land zu durcheilen pflegen und dabei bald vermehrt und vergrößert alle Thatsachen verwirren, waren auch bis in die friedliche Einsamkeit jenes Thales gelangt. Man hörte von blutigen Kämpfen, heftigen Aufständen, gotteslästerlichen Thaten, grausamen Rachehandlungen und Vergeltungen von Seiten der Angreifer, die diesen vom Gegner wieder heim gegeben worden seien.

Der Freitag kam, und die Stunden dieses stets ersehnten und stets gefürchteten Tages wurden Minute für Minute gezählt, und diese Minuten wurden immer länger und schwerer und vergingen immer langsamer, je mehr sich die letzte näherte.

Schon neigte sich die Sonne zum Untergang und Frei Diniz war noch nicht da!

An ihrem gewöhnlichen Ruheplätzchen vor der Hausthüre saßen Joanninha und die Alte. Die Erstere durchmaß mit angespannten Blicken, die Letztere mit aufmerksamem Ohr den Raum in der Richtung gegen Osten. Jeden Augenblick hofften und fürchteten sie die bekannte Gestalt zu sehen, die bekannten Schritte des Mönchs zu hören.

Sie waren so ganz damit beschäftigt, daß sie eines Geistlichen nicht gewahr wurden, der von der entgegengesetzten Seite, von der Richtung von Lissabon mit schleppendem und doch eiligem Schritte daherkam.

Er war schon hart bei ihnen, ohne daß sie ihn hörten, bis eine wohlbekannte, aber noch hohlere, tiefere Stimme als gewöhnlich den gebräuchlichen Gruß sprach:

Gott sei mit diesem Hause!

Amen! erwiderten Beide mechanisch in unwillkührlichem Schreck, indem sie das Gesicht rasch nach der Seite wendeten, von woher die Stimme kam.

Jesus! rief dann die Alte, indem sie sich faßte, Pater Frei Diniz, woher kommt Ihr so spät?

Von Lissabon.

Von Lissabon? Gott lohne es Euch! Ihr gingt um zu hören —

Ich ging, um Näheres über den schrecklichen Krieg, über diese furchtbare Heimsuchung, zu der der Herr das Land Portugal verdammt hat, zu hören.

Nun denn, sprecht! —

Ich bringe gute Neuigkeiten, gute Neuigkeiten.

Setzt Euch, Pater, setzt Euch. Joanninha, bring' einen Stuhl. Ruht Euch aus.

Es ist jetzt nicht Zeit, um auszuruhen, sondern um zu wachen und zu beten.

Was ist denn geschehen, Pater? Laßt mich nicht in

dieser schrecklichen Ungewißheit. Sprecht: wo ist er? O mein Gott, es ist ihm gewiß ein Unglück passirt!

Und was geht es mich an, was Einem der vielen Verlorenen geschehen ist oder geschehen kann? Er wird sein Schicksal erfüllen, er wird den Andern nachrennen auf dem Weg der Finsterniß und wie sie wird er erst im Abgrund Halt machen.

Auf diese letzten, bitter und im Tone der Gleichgiltigkeit und Verachtung ausgesprochenen Worte des Mönchs folgte jenes inhaltsschwere Schweigen, jene Pause, die in einer ernsten und vertraulichen Unterhaltung entsteht, wenn die Gedanken sich so häufen, daß sie einander hindern und keinen Ausweg durch die Rede finden.

Frei Diniz log, mit jenem harten Ausdruck belog er sein Herz, nicht seinen Geist. Wie man ein Aetzmittel auf der Haut anwendet, um eine innere Entzündung an die Oberfläche zu ziehen, so bearbeitete er seine Brust mit den Herbheiten seiner Lehre, mit seinen strengen Grundsätzen, um den bittern Seelenschmerz, der ihn verzehrte, auszutilgen.

Er war Mönch von Außen, aber Mensch von Innen.

Der gewöhnliche Beobachter sah nur die Kutte und den Strick, welche den Leib einsargten. Wer aber jene Blicke genauer beobachtete, wer auf die Biegungen dieser Stimme merkte, mußte sagen: Mönch, du lügst, lügst ohne zu wissen, daß du es thust. Du bist aufrichtig in deinem Glauben, in deiner Strenge, in deiner Entsagung; aber dein Opfer ist wie das Abrahams, auf dem Berge, und Gott weiß, daß du nicht die Kraft hast, es zu vollbringen.

Nicht so deutlich gewahrte dies die arme Alte, welche vor der Härte des Frei Diniz erzitterte und die das Herz des Klosterbruders abgestorben für jeden Eindruck, für jede menschliche Regung hielt.

Sie, die im Schweigen ihrer stets schlaflosen Nächte, in dem beständigen Dunkel ihrer traurigen Tage schon so lange Zeit kämpfte und vergebens kämpfte, um ihr armes

Herz, welches sie dem Herrn opfern wollte, von den Neigungen dieser Welt los zu machen, sie sah mit einem heiligen Neide und mit Bewunderung zu der übermenschlichen Kraft empor, die sie in dem Mönche vorhanden glaubte; und darauf verzichtend, ihm auf jene Höhe evangelischer Vollkommenheit nachfolgen zu können, fiel sie um so muthloser, um so elender in ihre ganze Schwäche als Weib und Mutter zurück.

O wer nie solche Qualen litt, weiß nicht, was Marter, was Hölle auf dieser Welt ist!

Aber läßt denn Gott solche Jemand leiden, der nicht schwere Verschuldungen, große, nicht wieder gut zu machende Fehler auf dieser Welt abzubüßen hat?

Ich glaube gewiß nicht!

* * *

Erschöpft von einem so hartnäckigen Kampfe verlor die Alte bei den letzten Worten des Mönchs ganz den Verstand und rief in einem Anfall verzweiflungsvollen Jammers:

Diniz! Frei Diniz, bei jenem heiligen Kreuzesholz, das ich besitze, bei jenem Kreuz, welches die letzten Thränen meiner unglücklichen Tochter sah! Diniz! —

Still! schrie der Mönch und ein Schrei entfuhr seiner Brust, der das ganze Echo des Thales erseufzen machte, stille, Weib! beschwöre den Teufel nicht, den ich in dieser Brust eingesperrt trage, den die Kraft meiner Buße noch nicht zu bändigen vermochte, den vielleicht nur der Tod austreiben kann. Weib! Weib! dieser Leib, der bereits erstorben, der schon ganz faul ist, den schon, ohne daß er es spürt, die Würmer der Vernichtung fressen, dieser Leib hat doch noch einen einzigen lebendigen Punkt im Herzen, und der Finger deines Egoismus hat daran gerührt, o Weib! O Sünde, warum stehst du immer vor mir? Ewige Gerechtigkeit Gottes, wann wirst du endlich befriedigt sein?

Die Stimme des Mönches hatte mit der äußersten Heftigkeit begonnen, aber bei diesem letzten geheimnißvollen

Anruf war sie zu einem tiefen, erschütternden Tone herabgesunken. Die letzten Silben erstarben gleichsam auf seinen krampfhaften Lippen, und als er sie gestammelt, sank er erschöpft wie Einer, der nicht mehr kann, in den Stuhl, den Joanninha gebracht hatte.

Die Alte zitterte erschrocken über das, was sie gethan, wie die von ihrer eigenen Macht betroffene Zauberin vor dem bösen Geiste bebt, den ihre Künste heraufbeschworen.

Es vergingen einige Secunden, die sich in Worten nicht beschreiben lassen.

Dann erhob der Mönch das Antlitz, sah auf sie, sah auf Joanninha, und wie Einer, der mit größter Anstrengung aus einer ungeheuren, ihn erstickenden Wassermasse emportaucht, schüttelte er den Kopf, that einen langen Athemzug und sprach dann mit seiner gewöhnlichen, nur etwas schwächer klingenden Stimme:

Carlos, Senhora, — meine Schwester, Carlos lebt, hier ist ein Brief von ihm, der durch den französischen Consul gekommen ist.

Er zog einen Brief aus dem Aermel und gab ihn Joanninha.

Achtzehntes Kapitel.

Es zeigt sich, daß zwischen dem Mönch und der Alten furchtbare Geheimnisse bestehen. — Mitleidiger Betrug Joanninha's. — Kampf zwischen dem Rock und dem Mönch.

Der Mönch gab Joanninha den Brief, welche einen Blick auf die Adresse warf und dann unruhig und unschlüssig war, was sie thun sollte, wie Jemand, der fürchtet und hofft und Etwas zu erfahren bange ist. Der Mönch fügte mit zitternder und angegriffener Stimme hinzu:

Lebt wohl, es ist schon spät! Lest und am nächsten Freitag werdet ihr mir sagen —

Wie? fragte die Alte schüchtern, wollt ihr nicht hören, was er uns schreibt?

Am nächsten Freitag, fuhr Frei Diniz fort, ohne auf die Frage zu hören, werde ich Eure Antwort entgegennehmen und sie ihm auf dem gleichen Wege zukommen lassen. Nur noch Eines, kein Wort von mir; für Carlos bin ich — todt.

Diniz! rief die Alte außer sich, Diniz!

Der Mönch nahm plötzlich seinen strengen Ton wieder an und erwiderte mit Nachdruck: Nun, meine Schwester?

Ich wollte nur, sagte sie wieder furchtsam und unterwürfig, weil — Ihr wollt also seinen Brief nicht hören?

Frei Diniz gab keine Antwort, blieb aber sitzen; der Kopf fiel ihm gegen die Brust herab, er umfaßte seinen Stock mit beiden Händen und gab kein weiteres Lebenszeichen von sich.

Die Alte lauschte einige Secunden schweigend und mit jenem scharfen Gehör der Blinden, das ihnen das Gesicht ersetzt, das eben Vorgegangene bemerkend, sprach sie mit größerer Ruhe und Heiterkeit in der Stimme:

So öffne, Joanna, und lies, mein Kind.

Joanninha öffnete den Brief und durchlief gierig die wenigen Zeilen, die er enthielt.

Du liesest nicht? fuhr die Großmutter ungeduldig fort, so lies doch, Joanna, lies laut.

Der Brief ist nur für mich, erwiderte sie gleichgiltig.

Nur für dich? wieso? versetzte Jene.

Nur für mich, es steht nichts darin als —

Es steht nichts darin, entgegnete die Großmutter. Nun — so lies nur laut, sei dem wie ihm wolle, lies nur, wir wollen hören.

Joanninha schien noch zu zögern; sie sah auf den Mönch, der aber in der nämlichen theilnahmlosen Stellung verharrte, wandte sich dann wieder nach der Großmutter, sah wie diese ängstlich harrte und las.

Der Brief war in der That nur für sie, ein sonderbarer Brief, er enthielt nur den aufrichtigen Ausdruck einer nie vergessenen brüderlichen Liebe, wehmüthige Rückblicke

auf die Vergangenheit, wenig Hoffnung für die Zukunft, fast keine, daß er bald wieder kommen würde. Das Alles aber war für das Bäschen; für die trostlose Großmutter, für die übrige Welt — kein Wort.

Joanninha las und las und die Stimme wollte ihr versagen; am Schlusse fügte sie noch Umarmungen, wehmüthige Erinnerungen und eine unvollständige, unzusammenhängende Phrase hinzu, in welcher er die Großmutter um ihren Segen bat.

Die Alte schüttelte traurig den Kopf und sagte:

Also doch — Gottlob!

Joanninha wurde roth bis an die Augen, es war nur gut, daß die Großmutter sie nicht sehen konnte! Aber Frei Diniz sah sie, und mit zitternder Hand und überströmenden Augen machte er ihr ein stummes, aber ausdrucksvolles Zeichen der Billigung und der Dankbarkeit. Joanninha erröthete abermals, und dann wurde sie blaß wie der Tod. Es war das erste Mal, daß sie log, und Frei Diniz, der strenge Frei Diniz billigte es!

Der Mönch erhob sich und schlug ohne ein Wort zu sprechen, den Weg nach Santarem ein.

Man hörte von der Ferne das schwere Athmen eines unterdrückten Schluchzens. Sollte es von ihm gekommen sein? — —

Großmutter und Enkelin umarmten sich und weinten.

Keine von Beiden sprach ein Wort über den Brief; die Alte hatte den frommen Betrug Joanninha's wohl bemerkt.

O was waren das für vier Existenzen! Dieser Mönch, diese Alte und die beiden jungen Leute! Und so leben die meisten Menschen, die man Leute von Stand nennt. Und sie lieben auch so noch das Leben, kleben an demselben! Welch ein Räthsel ist doch der Mensch!

Wieder eine Woche verging, und der Mönch kam wieder zur gewohnten Frist und erhielt eine Antwort auf den Brief — eine Antwort, die Joanninha allein geschrieben,

allein vor Augen gehabt hatte — und schickte sie auf dem sicheren Wege, den er angedeutet, nach Lissabon.

Man erfuhr, daß sie übergeben worden; aber Woche auf Woche verging, Monate schwanden hin und kein zweiter Brief kam.

Inzwischen machte der Bürgerkrieg Fortschritte, und nach furchtbaren Wechselfällen nahte sich das große Drama der Restauration rasch seinem Ende. Es war um die Mitte des Jahres 1833, die Expedition nach Algarbien war den Constitutionellen merkwürdig gelungen, das Geschwader Dom Miguels wurde genommen, Lissabon fiel in ihre Hände. Die saumseligen und vergeblichen Anstrengungen der Royalisten, um die Hauptstadt wieder zu gewinnen, hatten den Rest des Sommers in Anspruch genommen. Schon entäußerte sich der Oktober seiner letzten Früchte, schon begannen die Blätter gelb zu werden und zu fallen, als an einem Freitag gegen Sonnenuntergang Frei Diniz gebeugter und schwankender als je im Thale erschien. Er kam vom Heere der Royalisten, welches damals Lissabon einschloß.

Joanninha war nicht da, die Alte war allein.

Was bringt Ihr, Pater? rief diese, sobald sie ihn hörte. Wißt Ihr Etwas von ihm? Ist er durch all dies Elend, durch diese mörderischen Kämpfe glücklich hindurch gekommen?

Ich weiß nichts, meine Schwester. Seit drei Tagen kann man nicht die geringste Nachricht von Lissabon erhalten. Die Linien sind geschlossen und gehütet wie noch nie; Alles deutet darauf hin, daß wir bald eine entscheidende Schlacht haben werden.

Gott sei mit —

Mit wem, meine Schwester?

Mit dem, bei dem das Recht ist.

Das ist bei Keinem! Auf beiden Seiten ist nur Ehrgeiz und Habsucht, nur Unsittlichkeit, Verderbniß und Ver-

achtung des Wortes Gottes. Wer daher auch siegen mag, Keiner wird triumphiren.

Ach mein armer Sohn, mein Carlos!

Das ist's, Schwester Francisca, das ist's! Ihr bittet Gott, daß er Eurem Enkel den Sieg gebe und der Ruchlosigkeit, für die er kämpft. Ihr bittet Gott, daß die erklärten Feinde seines Namens siegen mögen, die Zerstörer seiner Altäre, die Entweiher seiner Tempel. O welch ein schöner und großer Tag wird es sein, wenn Carlos, Euer Carlos kommt und den alten Guardian mit dem Bajonnet aus dem Kloster des heiligen Franciscus vertreiben wird! Denn der Guardian wird nicht fliehen, meine Schwester, vor Carlos weniger als vor irgend Einem; knieend vor dem Altar wird er den Kopf neigen, wie die alten Märtyrer, um in Gegenwart seines Gottes zu fallen, und sei es von der Hand seines —

Diniz! — Pater! — Pater Frei Diniz, welche entsetzlichen Worte sprecht Ihr da! Mein Enkel, mein Carlos ist nicht fähig — o mein Gott —

Euer Neffe verabscheut mich — und er hat Recht.

Er kennt die Wahrheit nicht. Carlos ist getäuscht, er glaubt — er kennt nur die Hälfte der Wahrheit und ich, ich werde — koste es was es wolle — ich werde —

Was werdet Ihr?

Ich werde ihn enttäuschen; ich werde ihm die ganze Wahrheit sagen. Ich werde mich vor ihm niederwerfen, werde mich vor dem Sohn meiner Tochter demüthigen, werde diese weißen Haare, diese Runzeln in den Staub seiner Füße werfen, werde vor Scham und Reue vor meinem Sohne sterben, aber er soll die Wahrheit wissen.

Diese geheimnißvollen und furchtbaren Worte kamen mit solcher Heftigkeit, mit so ungewöhnlicher Energie aus dem Munde der Alten, daß Frei Diniz sie nicht zu hemmen wagte. Er hörte bis zu Ende, ließ die Heftigkeit des Sturmes sich brechen, dann aber erhob er seine strenge Stimme

und sprach langsam und in jenem kalten entschiedenen Ton, der leidenschaftlichen Gemüthern so sehr imponirt:

Wenn Ihr das thut, Weib, so wird mein Fluch, der ewige Fluch Gottes auf Euer Haupt fallen. O Weib, so ist es Euch nicht genug, daß er mich verabscheut, nicht genug, daß Euer Enkel die Liebe zu Euch verloren hat, wollt Ihr auch noch, daß er uns verachte?

Die Alte seufzte tief, und mit einer Geberde aus früheren Tagen erhob sie die Hände zu den Augen, als wollte sie sie verhüllen. Dann sprach sie mit trostlosen Thränen im Auge:

Der Wille Gottes geschehe!

Neunzehntes Kapitel.

Vorpostenkrieg. Joanninha im Bivouak. — Wie die Nachtigallen im Thale sich so sehr disciplinirten, daß sie die Tagwache und die Nachtwache schlugen. — Wer das Mädchen der Nachtigallen war, und weshalb sie diesen Namen bekam. — Die verlorene und gefundene Schildwache.

Die Alte hatte jene letzten Worte mit dem Ausdruck eines so ergebenen, aber auch so trostlosen Schmerzes gesprochen, daß der Mönch mit Rührung auf sie blickte. Auch ihm verdunkelten die Thränen das Gesicht.

In diesem Augenblicke eilte Joanninha, welche in einiger Entfernung vom Hause in der Richtung gegen Lissabon spazieren gegangen war, zurück und rief angstvoll:

Großmutter! Großmutter! es kommen so viele Leute daher, Soldaten und Volk, Männer und Weiber, eine solche Menge!

Es war der Rückzug vom elften Oktober.

Gott sei uns gnädig! sprach die Alte. Was mag das sein, Pater?

Was es sein wird? erwiderte Frei Diniz, meine Ahnung bestätigt sich; der Kampf war entscheidend und die Constitutionellen haben gesiegt.

In der That zeigten sich bald retirirende Truppen,

fliehende Landleute, das ganze wirre und schmerzliche Schauspiel eines Rückzuges in einem Bürgerkrieg.

Einige Verwundete, welche nicht mehr weiter konnten, blieben in dem Hause im Thal und wurden der frommen Obhut und Sorge Joanninha's übergeben; Andere übernahm Frei Diniz und begleitete sie nach Santarem.

Die Constitutionellen folgten den Royalisten auf dem Fuße und schlugen bald darauf ihr Hauptquartier in Cartaxo auf; während Dom Miguel sich in Santarem fest setzte. Das Haus der Alten war der vorderste von seiner Armen besetzt gehaltene Posten.

Bald concentrirte sich die ganze Wucht, das ganze Interesse des Kriegs in jenem ehedem so friedlichen und lieblichen, jetzt so verwüsteten, lärmerfüllten Thale.

Man war in den letzten Tagen des Oktobers, die Natur selbst schien um den Menschen zu trauern und dem blutigen Schauspiel der Zerstörung und des Elends, das seinem Ende zuneigte, eine düstere Leichendecoration geben zu wollen. Die letzten Blätter der Bäume fielen, der neblige und dunkle Himmel goß dichte Wasserströme auf die versumpfte Erde, Ueberschwemmungen verwandelten die tiefer liegenden Punkte in Seen, die Hochebenen bedeckten sich mit Unkraut; die Feldarbeiten hörten auf, Heerden und Hirten entflohen, und die Soldaten beider Lager fällten die hundertjährigen Oelbäume.

Alles war häßlich und wüste, Alles Ruin, Verheerung und Tod um das Haus im Thale her, das jetzt in ein militärisches Quartier, in ein Fort verwandelt war.

Und was ist in Mitten dieser Unordnung aus unserer armen Alten, aus unserer interessanten Joanninha geworden?

Kaum hatten die feindlichen Heere ihre festen Stellungen bezogen, als Frei Diniz jene beiden nach Santarem nehmen wollte, aber er setzte es nicht durch. Bitten, Vorstellungen, bestimmte Befehle, Alles war umsonst. Zum ersten Male in ihrem Leben hatte jenes schüchterne, schwache

und unentschlossene Weib einen festen, eigenen Willen und behauptete ihn.

Hier bin ich geboren, sprach sie, hier lebte ich, hier will ich auch sterben. Was thut es auch, wie? Hier war die kurze Freude, hier der lange Schmerz meines Lebens; wo soll ich hingehen, wo ich besser leben und sterben könnte als hier? Dieses Haus kenne ich auswendig, diese Bäume kenne ich, diese Orte sind die letzten, die ich sah, die einzigen, die ich im Gedächtniß habe; wie sollte ich in meinem Alter, bei meiner Blindheit noch andere kennen lernen, um darin zu leben?

Aber Joanninha bei diesen Zeiten — in Mitten dieser Soldateska? warf der Mönch ein.

Joanninha, entgegnete jene, ist zwar ein Mädchen, aber sie hat mehr Verstand, mehr Seelenstärke, mehr Gesundheit und Kraft als die meisten Männer, von den Frauen nicht zu reden. Wir werden hier besser daran sein, Pater, als wenn wir nach Santarem gingen. Gott wird uns beschützen.

Frei Diniz gab nach; dieselbe unbestimmte Hoffnung, welche die Alte belebte und welche sie an jenen Ort fesselte, war auch dem Herzen des Mönchs nicht fremd. Sie wagte es zwar nicht entfernt auf diese Hoffnung hinzudeuten, aber man merkte wohl, daß sich dieselbe in einem Winkel ihrer Seele eingenistet hatte und verborgen hielt. Jener Enkel, jener Sohn einer geliebten Tochter mußte nach dem Hause kommen, wo er geboren war, er mußte dieser Tage hier vorüberkommen. Ich wiederhole, die Alte deutete nicht auf diese Hoffnung hin, aber es war deutlich, daß sie sie hegte. Frei Diniz merkte es ihr an, und mochte er die Hoffnung gleichfalls theilen, oder wollte er Gründe, die man ihm nicht mittheilte, nicht bestreiten, kurz, er gab nach und schwieg.

Seine Hauptfurcht war die Ungebundenheit militärischer Sitten; aber war Joanninha dieser weniger ausgesetzt, wenn

sie sich nach einem Kriegsplatze begab, wie dies Santarem jetzt war?

Es stellte sich bald heraus, daß die Großmutter das Richtige getroffen hatte. Die freie und offene Würde Joanninha's, die ernste Miene, die ruhige und wohlwollende Melancholie der Alten flößten den Soldaten einen solchen Respect ein, daß sie — — Dank übrigens auch der thätigen Mitwirkung des Postencommandanten, eines braven und ehrenwerthen Edelmanns aus Tras os Montes — so sicher und ruhig in dem kleinen Theil des Hauses, den sie für sich behalten, lebten, als es unter derartigen Umständen überhaupt möglich war. Frei Diniz kam regelmäßig alle Freitage nach dem Thal; auch keine andere Gewohnheit ihres täglichen Lebens erlitt eine Störung.

Und allmählich wurden die Gefechte, die Scharmützel, der Schall und der Blitz des Feuers, der Anblick des Bluts, der Weheruf der Verwundeten, die entstellten Züge der Todten, kurz der Krieg in allen seinen Gestalten, mit seinem ganzen zuckenden Interesse, mit all den Schrecknissen, all den Hoffnungen, die ihn begleiten, eine vertraute, gewohnte Sache für sie.

An Alles gewöhnt sich ja der Mensch, und es gibt keine noch so außerordentlichen Lebensverhältnisse, die ihm nicht durch häufige Wiederholung natürlich erscheinen.

Aber von Carlos kam keine Zeile mehr. Arme Alte! —

So vergingen Monate, so verging fast der ganze Winter und bereits schmückten sich die Mandelbäume mit ihren weißen Hoffnungsblüten, bereits erwachten die Pflanzen eine nach der anderen, bereits knospeten die Bäume, es kamen die Vögel und trillerten ihre Liebeslieder durch die Zweige, unmerklich war Mitte April herangekommen und wir befanden uns im schönsten Frühling.

Der Krieg schien seiner selbst müde zu sein, die Wuth der Kämpfer gebrochen; überall liefen Gerüchte von Verhandlungen um.

Auch in unserem Thale begannen die Schildwachen der zwei entgegengesetzten Lager, die sich alle Tage sahen, einander ohne Haß zu betrachten; sie begannen sich derbe Soldatenwitze zuzurufen und unterhielten sich am Ende fast freundschaftlich mit einander. Es war oft merkwürdig zu hören, wie die Soldaten die hohen Staatsfragen, welche das Land trennten und es nun seit so vielen Jahren in Revolution erhielten, mit einander verhandelten. Die Räthe in ihren Cabinetten konnten es nicht besser thun.

Joanninha hatte sich allmählich an dieses Leben voll Gefahren und Unsicherheiten gewöhnt; von Tag zu Tag wuchs ihr Muth, wurde sie mit dem Kriege vertrauter. Gewöhnte sich doch Alles an diesen Zustand! Sogar die Nachtigallen waren nach den Lorbeerbäumen am Fuße des Hauses zurückgekehrt und gehorchten wie disciplinirte Soldaten dem Ruf der Tagwache und des Zapfenstreichs, die sie mit ihrem lebhaften schmetternden Gesange begleiteten.

Um diese Stunden stand Joanninha sicher am Fenster, an jenem alten und zierlichen Renaissance-Fenster, in das wir lieber Leser, uns verliebten, ehe wir sie noch kannten. Dort gewahrten sie die Schildwachen beider Heere, dort gewöhnten sich dieselben, sie bei Aufgang und Untergang der Sonne zu erblicken. Dort lauschte sie dann stille und ruhig ganze Stunden lang dem schönen Gesange ihrer Nachtigallen, oft in noch schönere Gedanken versunken.

Und deshalb erhielt sie den Namen: das Mädchen der Nachtigallen, unter dem sie in beiden Armeen bekannt war, ein bezeichnender poetischer Name, mit dem sie die Soldaten beider Banner begrüßten.

Beide achteten und verehrten das Mädchen der Nachtigallen. Zwischen beiden schien eine stumme Vereinbarung zu bestehen, so daß jene holde Engelstalt frei unter den feindlichen Waffen einhergehen konnte, wie die vertraute Haustaube, auf welche zu schießen keinem Jäger einfällt.

Im kriegerischen Treiben geht es weniger leichtfertig zu,

als man gewöhnlich annimmt; im Gemüthe des Soldaten leben zartere Empfindungen, in seinen Formen ist weniger Rohheit als man glaubt. Die Uniform ist allerdings etwas prahlerisch und eingebildet, sie glaubt stark an ihre Verführungskunst, aber sie ist nicht ungestüm außer beim ersten Anlauf.

Joanninha verband die Verwundeten, wachte bei den Kranken, hatte Worte des Trostes für Alle; aber bei Allem was sie sagte und that, war sie so sehr Dame, bewahrte sie so viel Ernst und Adel, einen so edeln Anstand, daß Alle sie sehr liebten, aber noch mehr achteten.

Gestützt auf diese allgemeine Achtung und Verehrung dehnte Joanninha ihre Ausflüge im Thal immer mehr aus. Zuletzt pflegte sie gegen Ende des Abends bis zu einer kleinen Gruppe Pappeln und Oelbäume zu gehen, die mehr gegen Süden und in der Nähe der Linie stand, wo die Constitutionellen ihre Nachtposten ausstellten.

Eines Tags, als die Sonne beinahe schon untergegangen war, mochte Joanninha dort bei dem heißen ruhigen Abend eingeschlummert oder auch ganz in Betrachtungen versunken sein, kurz die Nachtigallen zwitscherten schon lange in den Lorbeerbäumen vor dem Fenster, aber jene war noch nicht zurück.

Die Nachtposten wurden von beiden Seiten ausgestellt und die gewöhnlichen Vorkehrungen für die Nacht getroffen.

Der Offizier der Constitutionellen, der die Schildwachen ausstellte, war an eben diesem Abend mit einer Verstärkung von Lissabon gekommen. Er setzte sich mit seinen Leuten in Marsch, besetzte die geeigneten Punkte und kam endlich an jene Baumgruppe:

Still! sprach er. Halt! Dort ist Jemand.

Es ist nichts, erwiderte ein älterer Soldat, der schon öfter hier auf Vorposten gestanden hatte, es ist nichts von Bedeutung. Es ist nur das Mädchen der Nachtigallen. Sie ist an ihrem gewöhnlichen Ruheplätzchen eingeschlafen.

Das Mädchen der Nachtigallen? Was für ein Märchen erzählst du mir da?

Der Soldat gab eine populäre Erklärung seiner Worte, zeigte Jenem das Haus im Thale und hob die Verdienste und Tugenden Joanninha's in den Himmel.

Der Offizier lies ihn nicht ausreden:

Kehrt gemacht, und stille!

Er beeilte sich die beiden Schildwachen, die ihm noch fehlten, in einiger Entfernung auszustellen. Dann ging er allein nach der kleinen Baumgruppe.

Es war wirklich Joanninha, sie schlief sanft und friedlich.

Zwanzigstes Kapitel.

Die schlafende Joanninha. — Der demi-jour der Kokette. — Poesie der Flos sanctorum. — Wie die Nachtigallen das Mädchen immer accompagnirten, und was eine derselben Schönes im Bivouak sang. — Eilig skizzirtes Portrait, um die liebenswürdigen Leserinnen zu befriedigen. — Betrachtung über den traurigen und schlechten Geschmack unserer Regierung, welche der elegantesten und nationalsten Uniform des portugiesischen Heeres die militärische Ehre nahm. — Worin der Verfasser des gegenwärtigen Werks einem Maler des Mittelalters ähnlich ist. — Wie die Umarmungen, so zärtlich sie auch sind, und die Küsse, so endlos sie auch erscheinen, doch immer ein Ende nehmen müssen.

Auf einer Art ländlicher Bank, die mit Rasen und wilden Camillen gepolstert war, ruhte Joanninha in halb lehnender, halb liegender Stellung in tiefem Schlafe.

Das matte, von den Zweigen der Bäume noch mehr gedämpfte Dämmerlicht beleuchtete die ausdrucksvollen Züge der Jungfrau. Die anmuthigen Formen ihres Körpers zeichneten sich weich und üppig auf dem dunstigen Grunde, den die Ausdünstungen des Boden geschaffen hatten; aber diese Unbestimmtheit der Umrisse verdoppelte noch den Zauber des Gemäldes und erlaubte der erregten Phantasie die ganze Stufenleiter weiblicher Reize zu durchlaufen.

Es war ein Ideal von demi-jour der Pariser Kokette; ohne Kunst und Studium hatte es die Natur in ihrem

Laub-Boudoir, welches der von den Wiesen herauswehende Abendwind mit Wohlgerüchen füllte, entworfen.

Wie in jenen poetischen und volksthümlichen Legenden eines der poesiereichsten Bücher, die je geschrieben wurden, im Flos sanctorum, in welchem der geliebte Schicksalsvogel immer die liebenswürdige Heilige seiner Neigung begleitet, so war auch Joanninha hier nicht ohne ihren klagenden Gefährten. Aus den dichtesten Verzweigungen, welche einen Baldachin über jenes grüne Bett flochten, kam ein Strom von Melodieen in reizendem Wogen, wie der vom Winde bewegte Wald, stark, kühn, bewundernswürdig durch ihre Unregelmäßigkeit, ihren Reichthum wie die rohen Eingebungen eines wilden Dichters der Berge. Es war eine Nachtigall, eine der geliebten Nachtigallen des Thales, welche hier ihre Beschützerin, das Mädchen der Nachtigallen, bewachte und ihr Gesellschaft leistete.

Beim Annähern der Soldaten und dem Gemurmel des kurzen Zwiegesprächs, welches wir am Ende des vorigen Kapitels wiedergaben, hatte der reizende Gesang des Vögelchens für einige Augenblicke aufgehört. Als aber der Offizier seine Schildwachen in einiger Entfernung ausgestellt hatte und nun langsam zurückkam und vorsichtig unter die Bäume trat, hatte die Nachtigall ihren Gesang bereits wieder begonnen und hemmte ihn jetzt nicht zum zweiten Male, sondern verdoppelte die Triller und das Gezwitscher. Dann ging die scharfe Stimme von den höchsten Tönen in so klägliche, tiefgefühlte Seufzer über, daß man hätte glauben können, es sollte hierdurch die zärtlichste und schmerzlichste Liebesscene, die das Thal je gesehen, eingeleitet werden.

Der Offizier — Aber die liebenswürdigen Leserinnen werden gewiß wissen wollen, mit wem sie es zu thun haben, und verlangen wenigstens eine flüchtige und in großen Zügen entworfene Skizze des neuen Acteurs, der auf die Bühne getreten ist.

Die liebenswürdigen Leserinnen haben Recht, es ist dies

eine Pflicht des Romanschreibers, die man nicht vernachlässigen darf.

Der Offizier war jung, er zählte noch nicht dreißig Jahre; obgleich das Waffenhandwerk, die Strenge der Jahreszeit und der deutliche Stempel des Kummers, den er im Gesichte trug, seine Züge, die eigentlich noch eine jugendliche Abrundung hätten zeigen sollen, schärfer hervortreten ließen.

Er war von mittlerer Statur und schlankem Körperbau, seine Brust war breit und stark, wie sie ein Männerherz braucht, um frei schlagen zu können; seine feine und entschiedene militärische Haltung zeichnete sich vollkommen unter dem dicken und langen militärischen Oberrock, einer Art englischem Paletot, welchen die Nachahmung englischer Sitten in unsere Bivouaks eingeführt hatte. Er trug ihn offen und zurückgeschlagen, weil die Nacht nicht kalt war, und man sah darunter das braune Kollet unserer Jäger elegant an den Leib angepaßt, mit seinen charakteristischen schwarzen Schnüren und den belebenden rothen Passepoils.

Es war jene so militärische, so nationale und für unsere Erinnerung so theure Uniform, welche die Herren, die Alles was edel, populär und hochgeachtet in diesem Lande war, jetzt wahrscheinlich, weil sie ihnen zu gut portugiesisch vorkam, aus dem Heere verbannt, den Häschern der Mauth gegeben und sie so in die Uniform von Blutegeln verwandelt *) haben.

Ich konnte nicht umhin diese Bemerkung zu machen; die liebenswürdigen Leserinnen mögen mir verzeihen, daß ich damit mein Portrait unterbrach.

Aber wenn ich male, wenn ich meine Figuren zeichne und colorire, so bin ich wie jene Maler des Mittelalters, welche in ihre Gemälde Devisen hineinmalten, Bänder mit

---

*) Die portugiesischen Jäger haben diese Uniform nachher wieder erhalten.

Sinnsprüchen und Scherzen, vielleicht, weil sie den Geberden und Stellungen nicht den genügenden Ausdruck zu geben vermochten, um das auszusprechen, was sie deshalb darauf schrieben, so die Feder zur Ergänzung ihres Pinsels benützend — Vielleicht! und vielleicht verfalle ich aus dem gleichen Grunde in den gleichen Fehler.

Mag sein, aber bei mir ist der Fehler unheilbar, ich kann eben auf keine andere Art malen.

Kehren wir zu unserem Portrait zurück.

Die braunen und nicht sehr großen Augen, die aber äußerst lichtvoll und belebt waren, zeigten Geist, Lebendigkeit, vielleicht Unbesonnenheit, aber auch die edle Einfachheit eines offenen, loyalen, edelmüthigen Charakters, der leicht aufbrauste, aber auch leicht wieder verzieh, der nicht daran dachte, sich durch eine Kleinigkeit beleidigt zu fühlen, der aber auch ein wirkliches Unrecht nicht vergessen konnte.

Der kleine stolze Mund verkündete gleichwol keinen Hochmuth, und noch weniger Eitelkeit, aber er lächelte im Bewußtsein einer unbezweifelten, von Niemand in Frage gestellten Ueberlegenheit.

Das mehr blasse als gelbliche Gesicht war von einem langen schwarzen Bart, den der Offizier nach der damaligen Mode trug, eingerahmt. Auch das Haar war schwarz, die Stirne hoch und frei.

Wenn diese Physiognomie sich ernst und schweigend verhielt, konnte man sie hart nennen; aber die leiseste Belebung, das flüchtigste Lächeln machte sie heiter und angenehm, denn Beweglichkeit und Ernst waren die beiden Pole dieses ungemeinen und nicht leicht zu verstehenden Charakters.

Aus dieser klassischen und wahrhaft nach den Typen der antiken Kunst modellirten Büste konnte der Bildhauer einen Philosophen, einen Dichter, einen Staatsmann oder einen Lebemann machen, je nachdem er ihren Ausdruck wechselte.

In diesem Augenblick, beim Eintritt in das kleine Dickicht zeigte sein Gesicht einen lebhaften, unruhigen Ausdruck des Interesses, jedoch gemildert, gehemmt, so zu sagen am Zügel zurückgerissen von einer geheimen Furcht, einem schmerzlichen Gedanken, der ab und zu die Züge überschattete, wie die alte, verblichene Farbe eines Stoffes, der frisch gefärbt wurde, und der jetzt anders ist, aber doch das, was er war, nicht ganz verwischt hat.

So wird ein trauriger Novembertag durch einen vorübergehenden, unverhofften Sonnenstrahl, der das Düster in irgend einer Ecke des Himmels durchbricht, erheitert.

So war, so stand Der vor der schlafenden Joanninha, den ich nicht Jüngling nenne, weil er kein solcher mehr schien, — jener interessante Mann, auf den der Name, die Geschichte und die Verhältnisse des Mädchens einen so tiefen Eindruck gemacht zu haben schienen.

Joanninha! murmelte er, sobald er sie in dem Dämmerlichte erblickte, Joanninha! sprach er noch einmal, indem er einen lauten Aufschrei mit Gewalt zurückhielt. Sie ist es, es ist kein Zweifel! Aber wie verändert! Wer hätte das gedacht! Welche Anmuth! Welche Niedlichkeit! Ist es möglich, das Kind, das vor zwei Jahren noch —

Bei diesen Worten faßte er mit einer unwillkührlichen Bewegung die Hand der Schlafenden und führte sie zu den Lippen.

Joanninha fuhr zusammen und erwachte.

Carlos, Carlos! stammelte sie mit noch halb geschlossenen Augen, Carlos, mein Vetter, mein Bruder! also war es falsch, sprich, es war falsch? Es war ein Traum? nicht wahr, mein Carlos!

Und allmählich öffnete sie die Augen, bis sie sich voll Staunen und Freude weit aufgeschlagen auf ihn hefteten.

Ja, es war ein Traum, fuhr sie fort, es war wirklich ein böser Traum, den ich hatte. Du bist nicht gestorben! Sprich doch zu deiner Schwester, zu deiner Joanna; sag

ihr, daß du lebst, daß es nicht dein Schatten ist. Nein, nein, es ist kein Schatten, ich fühle ja deine warme Hand in der meinigen, fühle, daß sie pulsirt, wie die meine. Carlos, Carlos! sprich, rede mit mir: bist du lebend und gesund? Und bist du mein Carlos? Bist du es wirklich, ist es kein Traum?

Du träumtest also, Joanna? Du träumtest von mir?

Ich träumte, wie ich es immer thue, wenn ich schlafe — und auch die meiste Zeit, wenn ich wache, ich träumte von Dem, an den ich allein denke, von dir.

Joanna! Bäschen! Schwester!

Und er fiel ihr in die Arme; sie umschlangen sich in einer langen, langen Umarmung, mit einem langen, nicht endenwollenden Kusse, so lang, so endlos wie der erste Kuß zweier Liebenden.

Die Umarmung hörte endlich auf und der Kuß nahm ein Ende, denn die Lichtblicke des Himmels auf die Erde sind beschränkt und unvollkommen, wie die unvollkommenen Wesen, welche die letztere bewohnen.

Sonst — müßten ja die Engel das Leben auf Erden beneiden.

Als Joanninha von diesem Paroxismus zu sich gekommen war, öffnete sie die Augen und schloß sie wieder, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich ganz wach sei, berührte dann mit der Hand Gesicht, Brust und Arme des Vetters, und befühlte sich endlich selbst, als ob sie an ihrer eigenen Existenz zweifelte, und sprach endlich in unzusammenhängenden Worten:

Es ist Carlos, Carlos! es war falsch. Es ist mein Vetter. Meine Großmutter hat denselben Traum geträumt, aber er war falsch. Frei Diniz hat es uns nicht gesagt und auch Niemand sonst; ich und die Großmutter, wir haben es nur geträumt. Aber jetzt steht er ja hier, lebendig, lebendig! und ist wieder unser, ganz unser! Aber wie kamst du hierher, Carlos? Wie kommt es, daß ich hier

bei dir bin? Und so allein zu dieser Stunde! Das darf nicht sein! Ach du mein Gott! was wird man dazu sagen! — Jesus! — Doch das ist mir gleichgiltig; mögen sie sprechen, was sie wollen; aber es darf doch nicht sein. Komm, Carlos, komm, wir wollen zu ihr, wir wollen zur Großmutter, damit Niemand Etwas daran finden kann. — Es ist freilich mein Vetter! ein Vetter, mit dem ich auferzogen wurde! Aber wer das nicht weiß, könnte sagen — Komm, Carlos! O die Großmutter stirbt vor Freude, die Aermste! Es ist wahr, ich muß sie vorher davon in Kenntniß setzen, muß sie vorbereiten. Ich werde es ihr allmählich beibringen. Folge mir, Carlos, komm. — Aber o mein Gott! das ist ja nicht nöthig, weshalb auch? Sie ist ja blind, die Aermste, weißt du nicht?

Blind, was sagst du? Die Großmutter ist blind?

Hast du das nicht gewußt? Ach es ist wahr, du wußtest es nicht. Du weißt so vieles nicht, Carlos! Aber ich werde dir Alles erzählen, Alles! Höre, sie wurde blind, als — Aber sprechen wir jetzt nicht von diesen traurigen Dingen, es ist ja doch umsonst. Wenn sie dich zu ihren Füßen spürt, so ist das so viel, als wenn sie das Gesicht wieder erhalten hätte. Sie hat mir das oft gesagt, und ich weiß wohl, daß es auch wirklich so ist. Aber höre: wir haben einen ganzen Tag lang mit einander zu reden — wir zwei allein — ich habe dir so viel zu sagen — du weißt auch nicht — Komm jetzt, Carlos!

Und indem sie so sprach, nahm sie ihn bei der Hand und ging nach dem offenen Thal hinaus, das bereits von Myriaden am blauen Himmel funkelnder Sterne schwach erleuchtet war.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wer da? -- Zwischen zwei Streitenden ist nicht immer der Dritte im Vortheil. — Carlos und Joanninha in einer Art Zwischenstellung, in der gefährlichsten und falschesten aller Situationen.

Die Sterne leuchteten an dem blauen, durchsichtigen Himmel; sanft wehte der laue Frühlingswind; in der weiten Einsamkeit, in dem großen Schweigen vernahm man deutlich Joanninha's sanftes Gemurmel; klar sah man ihre Gestalt und die ihres Gefährten, den sie bei der Hand hielt und der ihr mechanisch folgte, der Macht eines höheren, unwiderstehlichen Magnetismus nachgebend.

Sie schritten, ohne es zu merken und ohne darauf zu achten zwischen den Schildwachen der beiden Lager hin. Plötzlich ertönte zu gleicher Zeit von beiden Seiten der kurze, schnarrende Ruf der Schildwachen: Halt! wer da?

Beide fuhren unwillkührlich bei dem plötzlichen Kriegs- und Alarmruf, der sie zur Wirklichkeit des Orts, der Stunde, der Verhältnisse zurückrief, zusammen. Aus jenem Zaubertraum, der sie in das holde Eden ihrer Kindheit zurückgeführt hatte, plötzlich erwacht, sahen sie sich auf der rohen, wüsten Erde, sahen das Flammenschwert des Bürgerkriegs, das sie verfolgte, das sie trennte, das sie für immer aus dem wonnigen Paradiese, in dem sie geboren waren, verjagte.

O welch ein Bild waren diese Beiden, in Mitten des nackten und offenen Thales, beim Lichte der funkelnden Sterne; zwischen zwei Linien schwarzer Gestalten, die da und dort zerstreut standen und manchmal im vorübergehenden Schimmer eines Bajonnets, eines Laufes leuchteten? — waren sie nicht ein Bild davon, wie gerade die wahrsten und heiligsten Gefühle der Natur in den barbarischen, thörichten Kämpfen, in dem Zusammenstoß falscher Principe, aus dem sich das, was die Menschen die Gesellschaft nennen, beständig heraus zu retten weiß, Preis gegeben und hingeopfert werden?

Joanninha umarmte ihren Vetter; dieser machte plötzlich Halt und fuhr mit der Hand nach dem Degen.

Wer da? wiederholten die Schildwachen.

Hörst du, Joanna, sprach Carlos mit leiser und bewegter Stimme. Hörst du diese Rufe? Es ist der Kriegsruf, der uns auffordert uns zu trennen; es ist der eifersüchtig wachende Ruf der Parteien, der unsere Vertraulichkeit nicht duldet, der die Schwester vom Bruder, den Sohn vom Vater trennt.

Wer da? riefen die Schildwachen jetzt lauter und man vernahm jenes leise und kurze Knarren, das auf die tapfersten Herzen trotz seiner Schwäche einen so starken Eindruck macht, es war der Ton vom Spannen des Hahnes.

Der Augenblick war ein furchtbarer, die Gefahr nahe, fast unvermeidlich; beide konnten hier mit Leichtigkeit von den Kugeln der feindlichen Lager durchbohrt werden.

Wie diejenigen, welche im Vertrauen auf ihre Unschuld und Harmlosigkeit zwischen den bürgerlichen Händeln hindurch gehen zu können glauben, ohne daran Antheil zu nehmen, gerade deshalb der Gegenstand des allgemeinen Mißtrauens, die Zielscheibe aller Schüsse sind, so befanden sich jetzt die beiden Geschwisterkinder in der gewagtesten und falschesten Stellung, welche Revolutionen mit sich bringen können.

Joanninha erkannte die Gefahr, in der sie schwebten; und mit jener schnellen Entschlossenheit, welche dem Weib in großen Momenten rascher und sicherer zu Gebote steht als dem Manne, sprach sie zu Carlos:

Sprich mit den Deinigen, gib dich zu erkennen und zieh dich zurück. Morgen wollen wir uns wieder sehen. Ich werde dich benachrichtigen. Lebwohl!

Und du? Und die Schildwachen der Royalisten?

Sorge meinethalb nicht. Auf dieser Seite kennen mich Alle.

Sie machte ein paar Schritte nach der Richtung ihres Hauses und rief:

Joanninha! Ich bins, Kameraden! ich bins!

Sofort hörte man das Aufstoßen der Kolben auf den Boden und das befriedigte Lachen der Soldaten, welche Joanninha's beliebte und gerne gehörte Stimme, die Stimme des Mädchens der Nachtigallen erkannt hatten.

Siehst du, Carlos? Lebwohl! auf Morgen, sprach sie leise.

Auf Morgen, wenn —

Wenn was?

Höre, sage der Großmutter nicht, daß du mich gesehen hast, daß ich hier bin: es ist nothwendig, unerläßlich, ich verlange es von dir.

Wirst du mir Morgen sagen —?

Ja.

Dann verspreche ich es: ich werde nichts sagen. Aber ach, Carlos! —

Leb wohl!

Carlos machte zwei Schritte nach der Seite seiner Schildwachen; Joanna lief nach der entgegengesetzten Richtung. Bald aber blieb er stehen und konnte die Augen nicht von der anmuthigen Gestalt abwenden, die wie ein Schatten durch das Thal hinglitt, bis sie verschwand.

Und er stand noch immer unbeweglich da.

Plötzlich blitzte es ein, zwei, drei Mal — dann folgten eben so viel Knalle und das Zischen von Kugeln. Es waren die Schildwachen der Constitutionellen, die auf ihren Commandanten feuerten, den sie nicht kannten, und dessen Schweigen und Unbeweglichkeit ihn verdächtig machte.

Eine der Kugeln streifte ihm leicht den linken Arm.

Gut, Kameraden! rief Carlos, indem er rasch gegen sie lief und die Stimme, die in ihren Reihen so bekannt war, stark und voll erhob: Gut, ihr habt eure Schuldigkeit gethan. Komm' doch Einer von euch her und verbinde mir den Arm mit diesem Tuch.

Carlos! rief aus der Entfernung eine feine, scharfe, vor Schrecken bebende Stimme, Carlos! sprich mit mir, gib Antwort: ist dir Etwas geschehen?

Nichts, nichts! beruhige dich.

Und Alles sank wieder in Schweigen. Carlos zog sich in sein Quartier in einer nahen Hütte zurück. Die Soldaten sahen einander an und lächelten.

Einer von den Pfiffigeren sagte zu den Andern: Unser Kapitän ist nicht faul; kaum ist er heute angelangt, und bereits gehen wir dorthin.

Unser Kapitän ist aus dieser Gegend. Hast du das nicht gewußt?

O ich hab' es gemerkt. Und er ist ihr noch anhänglich! Der Mann hat ein weites Herz.

Still! Ich werde dir gleich die ganze Geschichte erzählen: es ist ein Bäschen.

Ah ein Bäschen. Dann läßt sich nichts dagegen sagen.

Es ist dieselbe, die hier den Namen —

Das Mädchen der Nachtigallen führt? Sie ist etwas schwärmerisch.

Solche liebt er gerade, denn er ist es auch.

Also die Nonne von San Gonsalo auf Terceira? —

War schwärmerisch.

Und die englische Lady?

Höchst schwärmerisch. Es soll mich nicht wundern, wenn sie dieser Tage einmal hier wie eine Bombe einschlägt. Das wird kein übles Krachen absetzen.

Potztausend! Und wenn sie das Bäschen findet!

Aber ist sie Bäschen oder Schwester?

Es ist eine merkwürdige Verwandtschaft unter einander in diesem Haus im Thal. Man erzählt sich hier Dinge, wenn ich was davon verstehe, so will ich Hans heißen! Es hat auch ein Mönch die Hand im Spiel, natürlich —

O ein Mönch hat die Hand im Spiel?

Und was für ein Mönch! Ein ganzer Römling! So

häßlich, so mager! er läßt sich manchmal hier sehen. Ich habe ihm schon einmal heimgeleuchtet; es war ein prächtiger Schuß. Es reut mich, daß ich ihn nicht —

Ja, ja! heute hätten wir ums Haar unsern Kapitän todtgeschossen. Heutzutage schießt man ja Onkel und Vater und wer weiß wen Alles todt —

O so einen Mönch!

Ist ein Mönch denn nicht auch ein Mensch?

Nein, Kamerad.

Gut, gut! Lassen wir das für heute gut sein. Mir scheint aber, wir werden bald einen harten Kampf bekommen.

Er soll nur kommen, denn dieser Zustand ist unerträglich.

Sie zündeten die Cigarre an und rauchten.

Mit der gleichen Gemüthsruhe facht man auch den Bürgerkrieg an, der alle Gedanken, alle natürlichen Gefühle auf diese Weise ändert und verwirrt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Morgenbillet des Bäschens an den Vetter. Sie täuschen die arme Alte. — Eine schlechte Nacht. — Eine Unterhaltung, die Carlos mit sich selbst führt. — Die Joanninha, die er verließ, und die Joanninha, die er wieder fand. — Liebespflicht, ein trauriges Wort. — Das Weib, das er liebte, und ob er sie noch liebt? — Kleine Fragen des Verfassers an die geneigten Leser. Er erklärt, daß er nie mit Heuchlern spreche. — Wer will den ersten Stein aufheben? — Von der verschiedenen Art, wie uns die Gedanken kommen.

Am folgenden Tage war der Morgen kaum angebrochen, als ein Bauer, der, wie er sagte, dem Vorpostencommandanten eine wichtige Mittheilung zu machen hatte, vor Carlos geführt wurde und ihm einen Brief übergab. Er war von Joanninha.

Ihrem Versprechen getreu, sagte der Brief, habe sie von der Begegnung am gestrigen Abend nichts gesagt. Die Großmutter sei aber leidend und betrübt; um sie aufzuheitern und zu trösten, habe sie ihr deshalb Nachrichten

vom Vetter gebracht, und ihr gesagt, sie kommen von Jemand, der ihn gesehen habe. Sie sei jetzt zufriedener und ruhiger; aber dieser Zustand der Angst und Aufregung dürfe nicht lange so fortdauern. Die Gesundheit der armen Greisin nehme von Tag zu Tag ab, es gehe mit ihr zu Ende und es heiße sie tödten, wenn man ihr nicht die Wahrheit sage. — Joanninha schloß mit tausend Grüßen und Liebesworten; und endlich bestimmte sie ihm den nämlichen Ort wie am Abend vorher, wo sie sich auch heute wiedersehen und ausmachen wollten, was nun zu thun wäre. Alle Vorsichtsmaßregeln seien getroffen und der feindliche Vorpostencommandant gewonnen, so daß die Zusammenkunft mit aller Sicherheit stattfinden könne.

Carlos hatte die ganze Nacht gewacht; eine außergewöhnliche Aufregung wühlte in seinem Blut und verstimmte seine Nerven. Wol hatte er sich diesen Posten gewünscht, wol hatte er darauf gerechnet, ja gehofft, hier Näheres von seinen Verwandten zu erfahren, sie vielleicht an einem oder an dem andern Tage zu sehen, einem von ihnen zu begegnen — und von Allen hoffte und sehnte er sich gewiß am meisten das unschuldige, anmuthige Kind wieder zu sehen, mit dem er seit seinen ersten Knabenjahren wie ein Bruder zusammengelebt hatte.

Aber die, die er verlassen hatte, war ein Kind gewesen, ein Kind, mit dem man spielte, und Gänseblümchen suchte und den Schmetterlingen nachjagte im Thal — ein Kind, das ihn allerdings zärtlich liebte, dessen holdes Bild ihn auf seiner langen Wanderschaft nie verlassen hatte, dessen Erinnerung ihn stets begleitete, das er keinen Augenblick vergessen hatte, weder an den freudigsten Tagen, noch an den betrübtesten, weder an den schwersten noch an den gefährlichsten —

Aber es war ein Kind — es war das Bild eines Kindes!

Ja, so war es! In den Schlachten, Angesichts des Todes, während der langen Einschließung in Oporto, unter

der Geißel der Cholera und des Hungers, in den Stunden der lebendigsten Hoffnung, in den traurigsten Tagen der Entmuthigung hatte ihn das süße Bild Joanninha's, jener Joanninha, die er auf dem Schooße trug, die er auf die Schultern hob, um ihr im Frühling die Vogelnestchen zu zeigen, um sie im Herbst zu den reifen Meerkirschen zu bringen, die er auf den Arm nahm, um sie im Winter über die Pfützen zu tragen — dieses theure Bild hatte ihn nie verlassen.

Nie! auch nicht als Liebesschmerz, auch nicht als Liebesglück — über dem man doch noch leichter vergißt! — sich all seiner Sinne, aller Gefühle seines Herzens bemächtigt hatte.

Die sehnsüchtige Erinnerung an Joanninha, die im reinsten, im heiligsten Raum seiner Seele ruhte, leuchtete in Mitten aller Schatten, die diese verdunkelt hatten, leuchtete heller als alles Feuer, das sie verzehrte.

Ein ruhiges, reines Licht, wie die Fackel in der Hand des Engels, der in Unschuld und Frömmigkeit vor dem Throne des Ewigen kniet.

Aber schon an dem nämlichen Tage, fast in derselben Stunde, da er in das Thal kam, und neu erfüllt von diesem Licht, das wegen der Nähe des Kerns, aus dem es strahlte, noch stärker und lebendiger war, in dieser selben Stunde dort in jener Einsamkeit, unter jenen Bäumen, beim schwachen verführerischen Schimmer der Dämmerung sie zu treffen — und wie, großer Gott! Nicht als jene Joanninha vor drei Jahren, nicht als jenes Bild, das er von ihr im Herzen trug, seit er sie verließ; sondern als eine holde, anmuthige Jungfrau, ein fertiges, vollkommenes Weib, das doch nichts an der Grazie, an dem Zauber, an dem süßen, köstlichen Duft kindlicher Unschuld, in dem er sie verlassen, eingebüßt hatte!

Er hatte den Eindruck, den er empfing, nicht erwartet, er war nicht darauf vorbereitet; es war eine Ueberraschung,

ein Ueberfall, ein wirrer Umsturz aller seiner Gedanken und Gefühle.

Welcher Natur aber eigentlich der Eindruck war, den er empfing, das konnte er sich selbst nicht recht erklären: es war ein neues Genre, einzig in der Geschichte seiner Empfindungen; es war ihm fremd, er scheute sich fast, es näher zu untersuchen.

Sollte es ein Anzeichen von Liebe sein?

Aber er hatte geliebt, sehr und wahrhaft geliebt — und glaubte noch zu lieben, und sollte noch lieben; die heiligste Pflicht des Herzens gebot ihm noch zu lieben.

O Liebespflicht, Liebespflicht! wenn du schon nichts mehr bist als Pflicht!!

Carlos glaubte das nicht, dachte es nicht; aufrichtig und ehrlich hatte er sein Herz einem Weibe geschenkt, das ihn liebte, das ihm so viele Beweise von Liebe und Hingebung gegeben, das auf seine Treue baute, das ohne ihn nicht leben konnte; einem jungen, schönen Weibe, voll guter Eigenschaften, voller Reize, einem Weibe von ungewöhnlichem Geist, von höherer Bildung, welche durch Schaaren von edeln, reichen, mächtigen Anbetern mit Verachtung hindurch geschritten war, um zu ihm herabzusteigen, um sich dem Landesflüchtigen, dem Armen, dem Fremdling, dem Mißachteten hinzugeben.

Wer war dieses Weib?

Wo und wie war er in den Besitz dieses Edelsteins, dieses Talismans gelangt, mit dem am Halse er sich so sicher glaubte, um in dem lieblichen Bäschen nichts zu sehen als —?

Als was?

Als das unschuldige Kind, das er einst verlassen?

Nein, das war es doch nicht; der Eindruck, den Joanninha auf ihn gemacht hatte, war ein anderer, mochte er nun sein, welcher er wollte.

Nun, was war es denn?

Und vor Allem, wer war jenes andere Weib, das er liebte?

Und liebte er diese noch?

Er liebte —

Und Joanninha?

Joanninha war — ich weiß es auch nicht, was ihm Joanninha war — was sie ihm in diesem Augenblick war.

Was sie ihm gewesen war, habe ich dir, geneigter Leser, zur Genüge auseinandergesetzt. Kannst du mir, wenn du ehrlich und aufrichtig sein willst — denn mit Heuchlern spreche ich nicht — kannst du mir sagen, was das Weib, das du heute nur schön oder lieblich oder interessant findest, morgen deinem Herzen sein wird?

Kannst du dafür stehen, welchen Antheil an deiner Existenz morgen das Bild des Mädchens nehmen wird, das du heute kaum mit den Augen des Künstlers betrachtest, an dem du nur wie an einem anziehenden Gemälde die feinen Umrisse, die Reinheit der Linien, den wahren und lebendigen Ausdruck bemerkst?

Und wenn nun dieser verhängnißvolle morgende Tag kommt, kannst du mir dann auch dafür stehen, welchen Theil an deiner Seele jenes andere Bild behalten wird, welches vorher darin war, und das ich beim Widerschein des heutigen erbleichen, sich entfärben, von dem ich nur noch unbestimmte Umrisse, ja nur den Schatten des Einst sehe — Ach was wird es morgen sein?

Geneigter Leser, lieber nachsichtiger Leser, klage meinen armen Carlos nicht an, verurtheile ihn nicht vorschnell und erinnere dich jenes Steines, von dem der Sohn Gottes sagte, der möge ihn zuerst aufheben, der sich unschuldig fühle — Die Ehebrecherin ging in Frieden fort und Niemand steinigte sie.

Es ist allerdings wahr: Carlos hatte geliebt, hatte sehr geliebt und liebte noch. Er hatte jenem Weibe Treue geschworen und war entschlossen, sie ihm zu bewahren. Und

jenes Weib war schön, edel, reich, bewundert, nahm eine hohe Stellung in der Welt ein und hatte ihm, dem Verbannten, dem Unbekannten Alles geopfert.

Und Carlos war überzeugt, daß kein Weib ihn lieben würde wie sie; daß die langen aschblonden Locken, daß die schmachtenden Gazellenaugen, daß das hohe, majestätische Wesen, die himmlisch weiße Haut, der Geist, die Talente, das Zartgefühl Georginens — sie hieß Georgine, und das ist Alles, was der discrete Verfasser dieser wahrhaften Geschichte Ihnen, meine neugierigen Leserinnen, sagen kann; also fragen Sie ihn nicht mehr, wer Sie auch sein mögen — Carlos, sagte ich, war überzeugt, daß alle diese Vorzüge, daß ihre grenzenlose Liebe, ihr unbeschränktes Vertrauen, ihres Gleichen nicht haben konnten, nie haben würden.

Aber jener Kuß, jene Umarmung Joanninha's — o was hatten sie aus ihm gemacht! Wie empfand er sie! Mochte ihm wol jetzt sein Talisman das Herz, die Seele schützen?

Nein, Carlos war seiner sicher, sicher seiner alten Liebe, er dachte an das, was er ihr schuldig war; und darüber dachte er jene ganze Nacht nach, bis er ins Klare hierüber kam.

Das Bild Joanninha's erschien ihm bisweilen wie ein vorüberzuckender, zauberischer Lichtstrahl mitten in jenen Bildern der Vergangenheit, die ihm sein Nachdenken vorführte. Ach ja! Diese führte das Nachdenken herauf — jenes kam von selbst, er wies es zurück, aber es kam wieder und wieder.

Es ist ein bemerkenswerther Unterschied in diesen zwei Arten, wie die Gedanken kommen.

Endlich tagte es; Carlos athmete die reine, belebende Morgenluft und fühlte sich ein Anderer.

Als der Brief Joanninha's kam, las er ihn und überlegte ihn ohne Herzklopfen. Seiner selbst gewiß, beschloß er sich an dem ihm für den Abend gegebenen Stelldichein einzufinden.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Noch mancherlei unbestimmte und widerhaarige Dinge fahren Carlos durch den Sinn. — Geister- und Feentanz. — Frei Diniz, der Alp der Familie. — „Wir wollen sehen" heißt der große Entschluß in großen Schwierigkeiten. — Carlos ein romantischer Dichter. — Grüne Augen. — Herausforderung an alle mittelalterliche Dichter unserer Zeit.

Es geht nichts über einen Entschluß.

Aber man muß ihn fassen und sofort ausführen; sonst, wenn der Fall ein schwieriger und verwickelter ist, beginnen die gelösten Zweifel sich allmählich wieder zu verbinden und zu verwirren, neue treten dazu, es zeigen sich bis dahin noch nicht betrachtete Seiten der Sache — kurz, wenn der Zwischenraum vom Entschluß bis zur Ausführung groß ist, wird jener in den meisten Fällen schon nicht mehr aus Gründen der Vernunft und Ueberzeugung durchgeführt, sondern aus Laune, Schande- und Ehre halber, aus Furcht.

Carlos hatte beschlossen, gegen Ende des Tages zu dem Stelldichein zu gehen. Aber der Tag war lang, es kostete ihn etwas, ihn durchzumachen. All die Erwägungen der Nacht kamen ihm wieder zu Sinn, alle Bilder, die vor seinem Geist vorüber geschwebt waren, belebten sich aufs Neue, bekamen Seele und begannen in seinem Innern den bekannten Geister- und Feentanz, der die Wonne und die Qual jener wachenden Träumer ist, welche die gelehrte Welt nervöse, der Romantiker sensitive Menschen, und das große Publikum Schwärmer heißt.

Carlos war alles Das; warum sollte ich es läugnen?

Unter jenen Bildern, die ihm so durch den Sinn gaukelten, erschien jetzt eines, vielleicht das, welches er am deutlichsten von allen sah; es war das seiner Großmutter, die er so sehr geliebt hatte, in deren mütterlichem Herzen er, wie er wohl wußte, die erste, die größte Stelle einnahm, der Großmutter, die eine so liebevolle Mutter für ihn ge-

wesen war! Die arme Alte, jetzt so hinfällig und blind! Blind, die Aermste?

Wie und weshalb war sie denn erblindet?

Hinter der geduldigen und demüthigen Gestalt dieses Weibes der Schmerzen und des Unglücks erhob sich eine harte, strenge Erscheinung, ein vom Kopf bis zu den Füßen mit asketischer Unempfindlichkeit gewappneter Mann, ein Mann, der der böse Geist jener Greisin, ja der ganzen Familie zu sein schien — ein geheimnißvolles, schreckhaftes Wesen — der Theilhaber an einem großen Verbrechen und dessen Rächer.

Bruder Diniz war der Mann; ein Mensch, den er zu verabscheuen wünschte und glaubte, für den aber doch im Innern seiner Seele eine geheimnißvolle und mächtige Stimme sprach, eine Stimme, die zu ihm sagte: Das Alles mag so sein, aber du kannst diesen Mann doch nicht hassen.

Ja, aber auf Bruder Diniz ruhte eine furchtbare Anklage, die ihn, Carlos veranlaßt hatte, das Haus seiner Väter zu verlassen! Eine furchtbare Anklage, die auch die arme Alte mit in sich begriff, jene Großmutter, die er anbetete und die er — trotzdem er sie für eine Verbrecherin hielt, dennoch lieben mußte.

Wußte Joanninha etwas von diesen schrecklichen Geheimnissen?

Er hoffte zu Gott: nein.

Hatte sie irgend einen Verdacht — und welchen?

Und sollte er dem unschuldigen Kinde durch Aufklärung über jene Greuel den Gedanken beflecken, das Ohr entweihen, die Lippen besudeln?

Sollte er sie von der Schmach der Ihrigen unterhalten?

Sollte er ihr die Beweggründe auseinandersetzen, weshalb er aus dem Vaterhause geflohen war?

Sollte er —?

Nein. Wenn Joanninha Verdacht hatte, mußte er ihn eher zerstreuen; wenn sie etwas wußte, es in Abrede stellen.

Er wollte lügen, falsch schwören, wenn es nöthig wäre.

Und sollte er die Großmutter nicht sehen, sollte er nicht das Haus der Seinigen besuchen, um die Unglückliche zu trösten, die nur noch für eine einzige Hoffnung lebte, für die Hoffnung, den Sohn ihrer Tochter wieder zu sehen?

Nein, niemals! — Als er jene Thürschwelle, die er für befleckt, mit Blut besudelt, mit Schmach und Schande beschmutzt glaubte, einst überschritt — hatte er den Staub von seinen Schuhen geschüttelt und Gott und seiner Ehre zugeschworen, sie niemals wieder zu betreten.

Aber was sollte er Joanninha sagen? Wie sollte er ihr ein Benehmen erklären, das so seltsam und scheinbar so grausam, so undankbar war?

Einstweilen mochte die materielle Unmöglichkeit, die der Krieg der Sache entgegensetzte, als Ausrede dienen, später würde wol die Zeit Rath schaffen.

„Wir wollen sehen!" — so heißt der große Entschluß, den man in den großen Schwierigkeiten des Lebens faßt, wenn es noch möglich ist, sie zu vertagen.

Carlos sagte: Wir wollen sehen!

Er traf alle Vorkehrungen, um an dem Orte, wo er das Bäschen treffen wollte, sicher und ungestört zu sein, und beschäftigte sich den Tag über, besorgt aber ruhig, mit seinen militärischen Pflichten, ermüdete den Körper, um den Geist zu befreien, was ihm wenigstens theilweise und für manche Stunde gelang.

Aber ein Apriltag ist so lang, so endlos. Und die letzten Stunden schienen ihm die längsten zu sein.

Nein, nie gab es so lange Stunden! Carlos wußte nichts weiter anzufangen und gab sich also seinen Gedanken hin.

Welch ein Auskunftsmittel!

Er dachte an dieses, er dachte an jenes — ein Gedanke kam, ein anderer ging. Die so lange zurückgehaltene Phan-

tasie fing die Stange mit den Zähnen und raste unaufhaltsam dahin.

Goldene Ringe, schwarze Flechten, Gesichter von Milch und Rosen, wie die der Cherubim, andere blasse, durchsichtige, wie von verzauberten Prinzessinnen, schwarze, blaue, grüne Augen — die Augen Joanninha's — lauter wirre, unbestimmte Züge, aber alle von außerordentlicher Schönheit flogen an seinem innern Gesicht vorüber, alle bezauberten ihn. Der Unglückliche —

Warum soll ich nicht die Wahrheit sagen? —

Der Unglückliche war Dichter.

Allerdings! Aber möge man den Burschen nicht gleich verdammen. Dichter! verstehen wir uns recht; er machte keine Verse, so weit sank er nie, aber er besaß jenes feine Kunstgefühl, jenen sechsten Sinn des Schönen, des Idealen, den nur gewisse bevorrechtete Naturen besitzen, aus denen Dichter und Künstler werden.

Hier folgt ein Bruchstück seiner poetischen Versuche. Die liebenswürdigen Leserinnen werden daraus ersehen, daß sie weder Metrum, noch Rhythmus, noch — Sinn haben. Aber Verse sind es doch nicht.

„Grüne Augen!“

„Joanninha hat grüne Augen.“

„In ihnen spiegelt sich nicht das klare Himmelslicht, wie in den blauen Augen.“

„Auch nicht das Feuer — und der Rauch der Leidenschaften wie in den schwarzen.“

„Aber die grünende Wiese, der frische, lebendige Wald, das wogende, durchsichtige Meer.“

„Alles das liegt in diesen grünen Augen.“

„Joanninha, warum hast du grüne Augen?“

„In den blauen Augen Georginens brennt heiter und sanft das ruhige Licht erprobter, sicherer Liebe, die Alles gab, was sie zu geben hatte, was sie geben sollte.“

„Die blauen Augen Georginens sagen nur ein Liebes-

wort, immer das gleiche, das immer schön ist: ich liebe dich, ich bin dein!"

„In den schwarzen, unruhigen Augen Soledade's las ich nur immer die Worte: Liebe mich, denn du bist mein!"

„Was sagen deine Augen, Joanninha?"

„Welche Sprache reden sie?"

„O warum hast du grüne Augen, Joanninha?"

„Die Lilie und der Jasmin sind weiß, die Rose ist roth, der Rosmarin blau."

„Das Veilchen ist violett, die Jonquille goldfarb."

„Aber alle Farben der Natur tauchen aus Einer empor, dem Grün."

„Das Grün ist der Ursprung, der erste Ausdruck aller Schönheit."

„Die anderen Farben sind nur Theile von ihm; im Grün liegt Alles, die Vereinigung der erschaffenen Schönheit."

„Die Augen des ersten Menschen müssen grün gewesen sein."

„Der Himmel ist blau."

„Die Nacht ist schwarz."

„Die Erde, das Meer ist grün."

„Die Nacht ist schwarz, aber schön; und deine Augen, Soledade, waren schwarz und schön wie die Nacht."

„Im Dunkel der Nacht funkeln die Sterne, die so hold sind — aber wer sehnt sich nicht am Ende einer langen Nacht nach dem Tage?"

„Und sie entfliehen — sie entfliehen endlich, die Sterne."

„Es kommt der Tag — der Himmel ist blau und herrlich; aber das Auge wird müde, ihn anzuschauen."

„Ach der Himmel ist blau wie deine Augen, Georgine."

„Aber die Erde ist grün, das Auge ruht auf ihr aus, und wird nicht müde, die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer süßen Reize zu betrachten."

„Das Meer ist grün und bewegt — aber ach! es ist traurig, wie die Erde heiter ist."

„Das Leben besteht aus Freud' und Leid."

„Das Grün ist bald traurig bald heiter wie das Loos des Menschen-Lebens."

„Joanninha, Joanninha, warum mußt du grüne Augen haben?" — — —

Man sieht, daß unser Philosoph im Bivouak, jener Soldat, der den Denker dieser Seltsamkeiten einen Schwärmer nannte, Recht hatte und wußte, was er sagte.

Leider wurden jene erhabenen poetischen Gedanken nicht zu Worten. Nach einem wunderbaren Verfahren geistiger Photographie konnte ich kaum das eben mitgetheilte Bruchstück erhalten.

Welche Ehre, welcher Ruhm für die romantische Schule, wenn wir das Ganze besäßen!

Man würde ihm ein kräftiges, pulsirendes, zürnendes Vorwort geben.

Man würde einen nebelhaften, phosphorescirenden Titel davor setzen, etwa: — „Dumpfes Herzensecho" — oder — „Betrachtungen der Seele" — oder — „unsichtbare Hymnen" — oder — „poetisches Alpdrücken" — oder irgend sonst etwas der Art, von dem man nicht recht wüßte, was es sein sollte und das keinen Sinn hätte.

Komme einmal ein Minnesänger im Frack und runden Hut, ein wiedererstandener Troubadour in einem Jaquet à Joinville her und messe sich mit meinem Carlos in Sachen der wilden, zerzausten, dunstigen und nebelhaften Romantik!

Wäre wol Einer von Diesen im Stande, mit weniger Logik — (ja, mit weniger Grammatik) und mit einer triumphirenderen Verachtung der abgeschmackten und knechtenden Regeln jener hinkenden klassischen Schule zu schreiben, jener Schule, die Niemand hervorgebracht hat, als nur Homer und Virgil, Sophokles und Horaz, Camoens und Tasso, Corneille und Racine, Pope und Molière und noch einige Dutzend eben so dunkler Namen wie diese?

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Neue Erschaffung der Welt. — Der soziale Adam ist von dem Natur-Adam sehr verschieden. — Carlos ist immer ein Anderer nach seinen guten Instinkten und ein Anderer nach seinen schlimmen Betrachtungen. — Wie Joanninha ihren Vetter mit offenen Armen empfing, und was zwischen ihnen vorging. — Ein Schmerz, der halb Schmerz, halb Freude ist.

Gott schuf den Menschen und setzte ihn in ein Paradies von Freuden; dann schuf ihn die Gesellschaft von Neuem und setzte ihn in eine Hölle von Albernheiten.

Der Mensch — nicht der Mensch, wie Gott ihn schuf, sondern der Mensch, wie ihn die Gesellschaft verpfuschte, indem sie jenen Teig von Lehm, der im irdischen Paradiese nach dem Bilde Gottes geformt war, in ihre eisernen Formen drückte und zwängte — der so wie wir ihn jetzt kennen, verkrüppelte Mensch ist das abgeschmackteste, verrückteste, zerfahrenste Geschöpf, welches die Erde bewohnt.

Als König der ganzen Schöpfung geboren, hat er sein Königreich verloren. Ein enterbter, geächteter Fürst irrt er jetzt landesflüchtig durch seine früheren Staaten; noch hochmüthig und stolz auf die Erinnerungen der Vergangenheit, aber niederträchtig, gering, elend durch das Mißgeschick der Gegenwart.

Aus diesen zwei so entgegengesetzten Strömungen, die ihn schon an sich lächerlich machen würden, schuf die Gesellschaft in ihrer eiteln Superklugheit ein chimärisches, unvernünftiges und unmögliches System voll der widersprechendsten Regeln, der entgegengesetztesten Widersprüche. Und nachdem dieses Muster ihrer anmaßenden Kunst fertig war, setzte sie den Menschen hinein, entstellte ihn, verzerrte ihn, machte ihn zu einem absurden, närrischen, leidenden, schwachen, verkrümmten Wesen; setzte ihn mitten in das phantastische Eden ihrer Mache — in jene Hölle von Albernheiten — und sagte zu ihm, indem sie die Worte des

göttlichen Schöpfers lästernd verkehrte: „Von keinem Baum dieses Gartens sollst du essen, außer vom Baum der Erkenntniß des Guten und des Schlechten; von dem aber sollst du allein essen, wenn du leben willst.“

Nichtverdauung jener Erkenntniß, die sein schlechter Magen nicht zu verarbeiten vermochte, Anmaßung und Eitelkeit — das war das Resultat jener Lehre, der doch der Mensch nicht ungehorsam wurde wie der ersten. Und dies ist nun sein gewöhnlicher Zustand.

Wenn aber die Erinnerung an jene frühere Existenz den Wunsch in ihm erzeugt, aus dieser zweiten herauszukommen, ihm das Streben einflößt, zur Natur und zu Gott zurückzukehren, dann kommt die Gesellschaft mit ihren eisernen Schrauben über ihn, erfaßt ihn, zerquetscht ihn und verdreht ihn von Neuem und zwängt ihn in das hölzerne Pferd ihrer Formen.

Er stirbt entweder oder wird ein Krüppel, ein Ungethüm.

Wenige Söhne des sozialen Adam besaßen so viele Erinnerungen an das andere ältere Vaterland und strebten so sehr sich dem ursprünglichen Typus, wie er aus den Händen des Ewigen hervorgegangen war, wieder zu nähern, bemühten sich so sehr das Bleigewicht des sozialen Zwanges von sich abzuschütteln, und sich in der heiligen Freiheit der Natur zu erneuern — wie Carlos.

Aber der edelste, beste Mensch nach dem Recept der Gesellschaft ist noch schwach, falsch und elend.

Ueberdies hatte ihm jeder wackere Versuch, jedes erhabene Streben seiner Seele harte Züchtigungen, strenge und ungerechte Verdammungsurtheile jenes großen heuchlerischen, lügenhaften und käuflichen Richters — der Welt, zugezogen.

Es ging Carlos wie den meisten Menschen: er war gut und wahr im ersten Anlauf seiner Ausnahmsnatur, aber die Ueberlegung führte ihn zur allgemeinen Schwäche, zur Heuchelei, zur Lüge zurück.

Er war von den Besseren, aber er war ein Mensch.

Seine Gedanken, seine Betrachtungen während jener ganzen Nacht, während des darauf folgenden Tages, und der Stunde sogar, wo er den Gegenstand treffen sollte, der ihm jetzt den Geist, wo nicht gar das Herz am meisten in Anspruch nahm, hatten Etwas von dem unruhigen und ungesunden Schwanken des sozialen Menschen, aus dem der schwache Wiederschein des natürlichen Menschen kaum hie und da herausleuchtete.

Zweifel, Unsicherheit, Eitelkeit, Lüge verkehrten und zerstörten die schöne Organisation jener Seele.

So kam er zu Joanninha, die ihn mit offenen Armen erwartete, ihn an sich drückte, ihn küßte ohne die falsche Zurückhaltung schlauer Bescheidenheit, und die dann mit dem Lachen der Fröhlichkeit in Herz und Mund zu ihm sagte:

Nun, mein Carlos, setzen wir uns jetzt hübsch nah' zu einander und plaudern wir, denn wir haben einander viel zu sagen. Gib deine Hand her, da in die meinige — aber deine Hand ist ja heute so kalt! Und gestern war sie so warm! O jetzt wird sie schon wärmer, immer mehr — nein, jetzt wird es zu viel! Hast du Fieber?

Nein.

Nein, du hast keins: dein Gesicht sieht gesund aus. Und wie stark, wie groß du geworden bist, ein Mann wie ich mir immer dachte, daß ein Mann sein müsse, wie ich dich immer in meinen Träumen sah. Wie merkwürdig das ist, Carlos; wenn ich von dir träumte, sah ich dich nie, wie du früher hier warst, schmächtig, traurig und leidend; ich sah dich, wie du jetzt bist stark, gesund, heiter. Aber heute bist du nicht so heiter wie gestern; — was hast du denn?

Nichts, liebe Joanninha, ich habe nichts. Ich dachte —

Was dachtest du? sag' mir's.

Ich dachte an die Verschiedenheit unserer Träume; denn auch ich träumte von dir.

Du träumtest, Carlos! Und was hast du geträumt? Wie sahst du mich in deinen Träumen?

Ganz entgegengesetzt, wie du mich. Ich sah jene kleine, lebhafte, muthwillige Joanninha, wie sie über die Felder lief, über die Gräben sprang, an den Bäumen emporkletterte — jene Joanninha, die ich auf dem Arme trug, die auf mir ritt, die mich gerade so toll und so kindisch machte, wie sie war, obschon ich fünfzehn Jahre mehr zählte. Ich sah dich lustig, singend —

Das sind rechte Männerträume! Und daran sollen wir glauben! Während ich doch seit dem Tage, da du fortgingst, nicht mehr lachte und scherzte. Welch ein Tag war das! Und die, die nachher kamen! O es gab keinen fröhlichen Tag mehr in dem Hause. Laß dir sagen: Frei Diniz — du weißt, daß er mir nie gefiel.

Er gefiel dir nie?

Nein, ich habe einen Widerwillen gegen ihn. Und Gott verzeih' mir! Vielleicht ist mein Widerwille ein Unrecht.

Wieso?

Weil er dein wahrer Freund ist. Ein Vater, Carlos, ein Vater kann nicht mehr Zärtlichkeit, nicht mehr Sorgfalt für seinen Sohn haben, als er für dich hat.

Gott vergebe ihm!

Wem soll Gott vergeben, und was soll er ihm vergeben? Die Liebe, die er für dich hat?

Nein, aber —

Ich weiß, was du sagen willst, und du hast Recht.

Ich habe Recht.

Ja, das was ihm Gott zu vergeben hat, ist eine große Sünde.

Was sagst du, Joanna? Woher weißt du?

Ich weiß Alles, Alles.

Du?

Ich! Ich weiß, daß er daran Schuld ist, daß meine Großmutter, unsere gute, fromme Großmutter, Carlos, blind wurde! Er hat sie durch die Thränen blind gemacht, die er ihren armen Augen entriß, die sich für immer schlossen, als sie nicht mehr weinen konnten. Meine herrliche Großmutter. Und weshalb das, mein Gott, weshalb?

Nun weshalb?

Aus Liebe zu dir, aus Gewissenspein, weil er ihr in den Kopf setzte, du seist ein schlechter Christ, ein Feind Gottes, du könnest nie selig werden, du mein Carlos! Wie verblendet doch der traurige Mönch ist!

Ja wol traurig!

Aber sieh, er sagte es in gutem Glauben und aus lauter Liebe zu dir — einer Liebe, die ich nicht verstehen kann: und eben so macht er es meiner Großmutter, die vor ihm zittert. Und doch schätzt er sie hoch, das bin ich überzeugt. Er würde sein Leben für sie geben, für uns Alle, für mich zwar nicht so sehr; aber für dich und für sie gäbe er es gewiß. Allein seine Liebe gehört zu denen, die Einen aufreiben, die Einen quälen — ich möchte fast sagen, die Einen tödten.

Ja tödten, tödten!

Unsere Großmutter tödtet sie gewiß. Immer macht er ihr Angst und bange. Sein Gott ist ein Gott der Schrecken, der Rache, der Strafe und nicht der Barmherzigkeit. O was für ein Mensch ist das! Bei ihm ist Alles Sünde, Schlechtigkeit. Ich mag ihn nicht ansehen.

Carlos athmete auf, als sei eine schwere Last von ihm genommen, da er diese Erklärung des Bäschens vernahm, aus der ihm ihre völlige Unbekanntschaft mit den verhängnißvollen Familiengeheimnissen hervorging.

Und wie, fragte er mit einer schon erleichterten Stimme, und wie ist er mit dir? Wie behandelt er dich?

Mit mir läßt er sich nicht ein, selten spricht er mit mir.

Aber wenn er wüßte, daß ich hier bei dir bin, heiliger Gott! was müßte da meine arme Großmutter hören! Es ist noch gut, daß es heute nicht Freitag ist, ich wäre sonst nicht hierher gekommen.

Weshalb? Kommt er immer noch alle Freitage?

Immer noch. Morgen werden wir ihn leider haben, denn da ist Freitag.

Also sehe ich dich morgen nicht hier?

Gewiß nicht. Aber deshalb gerade bin ich heute gekommen, um mit dir darüber zu sprechen, und um dich zu sehen, um mit dir zu plaudern, um bei meinem Carlos zu sein — und zugleich um zu bereden, wie wir es künftig machen. Wann wirst du die Großmutter besuchen, unsere Mutter? Denn sie ist unsere Mutter, Carlos, wir kennen keine andere, weder ich noch du. Wann darf ich ihr sagen, daß du hier bist? Die arme Alte ist so leidend! Seit vierzehn Tagen ist sie nicht vom Bette aufgestanden.

Meine arme, unglückliche Mutter! O wäre nur nicht — Laß es sein, Joanninha, es wird ja einst möglich werden. Jetzt kann es noch nicht sein, du wirst das einsehen. Wie könnte ich die Schildwachenkette der Royalisten passiren, nach einem feindlichen Posten gehen? Mein Leben — doch das will nichts heißen, aber meine Ehre liefe Gefahr. Auf jede Weise verlöre ich sie und vielleicht —

Nein, Senhor Carlos, diese Entschuldigung gilt nichts. Es ist nun ein Jahr her, seit dem wir den Krieg hier vor dem Hause haben, und wir wissen auch, wie es dabei zugeht und wie man die Sache macht. Der Commandant unseres Postens ist ein braver Mann, ein vollkommener Cavalier. Wenn ich ihm sage, wer du bist und weshalb du kommst — er kennt nämlich den Zustand meiner Großmutter und hat viel Freundschaft für sie — so gibt er uns gewiß Erlaubniß, daß du in aller Sicherheit kommen kannst. Glaubst du, er wisse nicht, daß ich hier bei dir bin? Ich habe es ihm gesagt, nur sagte ich ihm nicht, wer du seist.

Ich sagte nur, es sei ein Verwandter von uns, der uns Nachrichten von andern Verwandten bringe, und ich müsse dich deshalb sprechen. Er machte keinerlei Schwierigkeiten, es ist ein vortrefflicher, guter, wirklich guter Mensch.

Ist dein Commandant jung?

Jung? der? Der Arme! Er hat gute fünfzig Jahre auf dem Rücken und eine Menge Kinder. Aber weshalb fragst du das? Und weshalb verziehst du die Augenbrauen so, wie du es früher thatest, wenn dir etwas widerwärtig war? Weshalb das, Carlos?

Es ist nichts, Kind, es war nur so eine Frage.

Gut, aber runzle mir die Stirne nicht mehr so, denn dann siehst du ganz aus wie — nein! ich habe diese Aehnlichkeit noch nie so bemerkt —

Eine Aehnlichkeit? Mit wem?

Mit Frei Diniz.

Ich mit ihm?

Manchmal, wenn du jenes Gesicht machst. Sieh, du machst es schon wieder. Geh! lache und sei zufrieden, wenn du mir gleich sehen willst, denn Alle sagen, wir sähen uns so gleich.

Liebe Unschuld!

Und er küßte ihr die Hand, die er in der seinigen hielt, küßte sie mehrere Male mit einem Gefühl der Zärtlichkeit, dem doch ein gewisses Mitleid beigemischt war, das ihm aus dem Innern der Seele kam, und ihn fast schmerzlich, oder halb schmerzlich, halb freudig bewegte, und das sich Beiden mittheilte, so daß Beiden die Augen naß wurden.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Uebermaß des Glücks erschreckt und verwirrt zugleich. — Merkwürdiger Widerspruch in unserer Natur. — Wie die grünen Augen Joanninha's sich trübten und all ihren Glanz verloren — Das Herz des liebenden Weibes erräth immer das Richtige.

Carlos hielt die Hand Joanninha's in der seinigen; seine thränenfeuchten Augen waren auf die ihrigen gerichtet, aus deren durchsichtigem Grün Strahlen unauslöschlicher Zärtlichkeit brachen.

Auszudrücken was er jetzt empfand, wäre unmöglich; die Gedanken gingen ihm so wirr durcheinander, alle seine Gefühle befanden sich in einem solchen Aufruhr.

Geraume Zeit sprach Keines von beiden ein Wort; und doch hielten sie sich so lange Reden!

Endlich kam Joanninha zu ihrer ersten Bitte zurück und sagte zu ihrem Vetter:

Höre, Carlos, morgen ist Freitag; ich habe es dir schon gesagt, da kommt der Frei Diniz. Wenn es die geringste Schwierigkeit mit dem Commandanten haben sollte, dem Frei schlägt er nichts ab.

Um Alles in der Welt, Joanninha, bei deinem Leben, bei dem deiner Großmutter, kein Wort zu Frei Diniz, daß ich hier bin! Ich habe geschworen, ihn nie wieder zu sehen. Und wenn meine Großmutter —

Genug, ich werde ihm nichts sagen. Aber wann darf ich es unserer Großmutter mittheilen und wann wirst du sie besuchen?

Für jetzt noch nicht; ich muß erst Erlaubniß von Lissabon oder wenigstens vom Hauptquartier haben, um Etwas zu thun, was allen Kriegsgesetzen entgegen und unter den gegenwärtigen Umständen und in einem solchen Krieg noch mehr verboten ist. Und ohne diese Erlaubniß — du weißt, daß ich meine Entschlüsse nicht ändere — ohne sie thue ich es nicht. Auf keinen Fall darf Frei Diniz Etwas ahnen!

Und wie viel Zeit, wie viel Tage braucht das?

Weiß ich's? Vielleicht acht, vierzehn Tage, vielleicht mehr.

Und meine arme Großmutter wird einstweilen vor Schmerz und Sehnsucht sterben.

Tröste sie, Joanninha. Sag' ihr, daß du von mir gehört habest, daß ich wohl sei, daß mir nichts abgehe, daß ich hoffe, euch bald besuchen zu können.

Aber ich — ich kann, ich darf dich doch alle Tage sehen, nicht wahr, Carlos?

Morgen ist Freitag.

Morgen ist der schwarze Tag, da möchte ich selbst nicht; morgen kann es nicht sein, das weiß ich wohl. Aber nachher, mein Carlos, alle Tage!

Ja, mein geliebter Engel, ja.

Du versprichst es mir?

Ich schwöre es dir.

Geschehe was da wolle?

Geschehe was — das heißt, es gibt nur einen Fall — Aber der ist nicht möglich.

Was ist das für ein Fall? Was kann geschehen, das dich hindern könnte?

Carlos erbebte — er stockte, wurde roth, wurde blaß, wollte ihr die Wahrheit sagen und wagte es nicht.

Denn — — Was für eine Wahrheit war es denn? Das werde ich nicht sagen, da er es nicht gesagt hat. Als ein getreuer und verschwiegener Geschichtschreiber werde ich die Verschwiegenheit meines Helden nachahmen.

War es denn eigentlich Verschwiegenheit von ihm?

Nein, aufrichtig gesagt, es war etwas Anderes.

War es Zurückhaltung?

Nein.

War es böse Absicht, Sinnen auf Täuschung?

Nein, eben so wenig.

Was war es denn?

Es war ein Zweifel, eine Schwäche, die Eitelkeit, die unwillkührliche, unumgängliche Lüge, die nothwendige Falschheit des sozialen Menschen.

Carlos log und sagte:

Nur wenn meine — Vorgesetzten es mir ausdrücklich verbieten.

Aber das war es nicht, was er fürchtete; das war nicht jener einzige und höhere Grund, von dem er besorgte, daß er eines Tags plötzlich diese süßen Beziehungen, an die er sich so schnell gewöhnt hatte, daß sie ihm bereits ein unumgänglich nöthiger Theil seines Lebens zu sein schienen, abbrechen könnte. Nein, das war es nicht; Carlos hatte gelogen.

Joanninha sah ihn fest an. Carlos erröthete von Neuem. Sie erbleichte, dann erröthete sie gleichfalls.

Carlos, du bist unfähig zu lügen.

Joanninha!

Du bist mein Carlos — du liebst mich, wie du mich ehedem geliebt hast.

Ich bin's — o ich bin's. Und ich liebe dich —

Wie ehedem?

Noch mehr.

Nun, so höre, Carlos. Ich liebte nie einen Mann außer dich, und werde nie einen Andern lieben.

Joanna!

Carlos!

Sie stürzten einander in die Arme! — Das einfältige Bekenntniß der Unschuld war nun angenommen, aber von wem und wie, großer Gott! — Jenes Goldeswort, jenes süße Wort, welches auszusprechen dem weniger schlauen Weibe so viel kostet, jenes Wort, das dem Mann, wenn er es auch oft mit dem Herzen errathen und gehört hat, wenn es ihm die Augen tausendmal gesagt haben, doch keine Ruhe läßt, bis er es von den Lippen gehört hat — dieses himmlische Wort, welches die Vergangenheit erklärt,

welches für die Zukunft bürgt, welches der letzte, unwiderrufliche Spruch in einem langen Prozeß voller Aengsten, Ungewißheiten und Schrecknissen ist — dieses schließliche und verhängnißvolle Wort: Ich liebe dich! hatte Joanninha so natürlich, so aufrichtig, so ohne Schwierigkeit und Zögerung ausgesprochen, wie wenn es stets der einzige Gedanke, die beständige und gewöhnliche Idee ihres Lebens gewesen wäre — und es war es auch gewesen.

Das Uebermaß des Glücks erschreckt und verwirrt zugleich. Einen Augenblick vorher hätte Carlos sein Leben dafür gegeben, jenes Wort zu hören — einen Augenblick später — o welch ein merkwürdiger Widerspruch unserer doppelzüngigen Natur! einen Augenblick später hätte er sein Leben darum gegeben, wenn er es nicht gehört hätte. Im ersten Augenblick warf er sich in die Arme der Unschuldigen, die sie ihm in der heiligsten Verzückung der leidenschaftlichsten Liebe geöffnet hatte; im zweiten erbebte er und entsetzte sich über sein Glück.

Joanna, rief er, Joanna, Geliebte, weißt du, ob ich verdiene, weißt du, ob du darfst?

Ich weiß. Seit ich meiner selbst bewußt bin, habe ich nichts Anderes gedacht; seitdem du von hier fortgingst, begann ich zu verstehen, was ich dachte — ich sagte es meiner Großmutter und sie —

Und sie?

Sie segnete mich, nannte mich ihre geliebte Tochter, umarmte mich, küßte mich und sagte zu mir, dies sei die erste glückliche und frohe Stunde, die sie seit vielen Jahren gehabt habe.

Carlos erwiderte nichts und sah nur mit einem unsagbarem Ausdruck voll Liebe und Traurigkeit auf Joanninha. Die Strahlen der Freude, die aus diesem Antlitz leuchteten — das jetzt in der ganzen Schönheit strahlte, womit eine wahre Liebe auch weniger liebliche Züge verklärt — die Strahlen dieser Freude begannen zu erbleichen,

zu erlöschen. Der durchsichtige Schimmer dieser grünen Augen trübte sich; der helle Schein des Meerwassers, der leuchtende Schmelz des Smaragds glänzte schon nicht mehr darin; sie hatten den matten und todten Glanz, die stumpfe, kieselartige Glätte jener Steine ohne Wasser und Licht, welche die antike Kunst in die Halsbänder der Statuen setzte.

Lebwohl, Joanna! sprach Carlos verwirrt und verlegen.

Lebwohl, Carlos! gab sie mechanisch zur Antwort.

Also auf übermorgen, Joanna.

Ja, ja.

Dann werde ich dir sagen —

Du brauchst mir nichts zu sagen.

Weshalb?

Weil es unnütz ist. Ich weiß Alles.

Du weißt —?

Ich weiß.

Was denn?

Das, was du den Muth nicht hast, mir zu sagen, Carlos, aber was mein Herz errathen hat. Du liebst mich nicht, Carlos.

Ich dich nicht lieben? ich? Heiliger Gott! ich dich nicht lieben!

Nein, du liebst ein anderes Weib.

Ich! Joanna, o wenn du wüßtest!

Ich weiß Alles.

Nein, du weißt es nicht.

Doch! Du liebst ein anderes Weib, ein anderes Weib, das dich liebt, das du nicht verlassen kannst, nicht verlassen darfst, und ich —

Und du?

Ich weiß, daß sie schön, begabt, voll Anmuth und Zauber ist, denn — denn du, mein Carlos — deine Liebe wird nur durch so Hohes errungen.

Joanna, Joanninha!

Sage nichts, sage mir heute nichts — heute besonders sage mir nichts. Morgen —

Morgen ist Freitag.

Auch gut! So werde ich desto mehr Zeit haben darüber nachzudenken, Alles zu überlegen, ehe ich dich wieder sehe. Lebwohl, Carlos.

Nur ein Wort, Joanna. Glaubst du, daß ich fähig wäre, dich zu täuschen?

Nein, das bin ich überzeugt.

Also auf morgen — auf übermorgen.

Lebwohl!

Sie umarmten sich, aber dies Mal nur matt; sie küßten sich mit einem schüchternen, zurückhaltenden Kusse — Die Lippen beider waren kalt, die Hände zitterten, das Herz schlug wie gepreßt, schlug so stark, daß man es hörte.

Ein Jedes ging nach seiner Seite hin. Die Nacht war rein und klar wie am Abend vorher, die Sterne leuchteten am blauen Himmel mit demselben Glanze; das Schweigen, die Majestät, die Schönheit der ganzen Natur war die gleiche — nur sie waren Andere, so ganz Andere als sie gewesen waren!

Die Vorsichtsmaßregeln waren gut getroffen; Beide gelangten ohne Unfall an ihren Bestimmungsort.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Art, die alten Schriftsteller zu lesen, und auch die neueren. — Horaz auf der via sacra. — Duarte Nunes, der Bilderstürmer unserer Geschichte. — Die Polizei und die Dampfboote. — Die Vandalen des glücklichen Systems, das uns regiert. — Shakespeare in England gelesen bei einem guten Kaminfeuer mit einem Glas alten Sekts auf dem Tisch. — War Sir John Falstaff ein größerer Mann als Sancho Pansa? — Große und wichtige Entdeckung in Betreff San Thiago's, San Jorges und Sir John Falstaffs. — Es wird bewiesen, daß dieser letztere in Portugal gewesen. — Der enthusiastische Engländer am Grabmal von Abälard und Heloise auf dem Père La chaise. — Bentham und Camoens. — Der Verfasser tritt an sein Fenster und hat ein merk-

würdiges, durch einige Oktaven der Lusiaden hervorgebrachtes poetisches Gesicht. — Wie endlich diese Reise nach Santarem weiter geht, und was aus Joanninha wird.

Wenn ich einmal nach Rom gehe, werde ich die ewige Stadt mit meinem Titus Livius und meinem Tacitus in der Tasche betreten. Wenn ich dann auf jenen unsterblichen Ruinen sitze, werde ich ihre Geschichte besser verstehen, denn der Text jener großen Schriftsteller wird mir erst durch die Kunstdenkmäler recht klar werden, Angesichts deren jene Männer schrieben und die an die denkwürdigen Thaten, den Fortschritt und den Verfall jener großartigen Civilisation theils erinnern, theils selbst Zeuge davon waren.

Und Juvenal und Horaz? o mein Horaz, mein alter und treuer Freund Horaz! Es muß eine Wonne sein, die via sacra hinaus zu wandern und dabei die köstliche Satyre „der Schwätzer“ zu lesen, ich glaube, es ist die neunte und beginnt:

Durch die heilige Straß' einst wandert' ich, meinem Gebrauch nach,
Sinnend, ich weiß nicht was für Kleinigkeit, gänzlich vertieft drin.

Das muß noch ein größeres, ein weit größeres Vergnügen sein, als dem Papst den Pantoffel zu küssen. So dünkt mich. Aber da ich nie in Rom war — — —

Es ist aber auch gar nicht nöthig. Man greife nur in die schöne Chronik vom König Dom Fernando, jene Chronik, die Duarte Nunes noch am wenigsten verhunzte.

Dieser Duarte Nunes war nämlich ein bilderstürmerischer Reformator unserer alten Chroniken, er verstümmelte alle Bilder und zerkratzte die ganze Poesie jener ehrwürdigen und köstlichen portugiesischen Sagen. In streng historischer Beziehung waren sie allerdings wenig mehr als Sagen, aber als solche waren sie schön. Und dieser Duarte Nunes, ein trockener Grammatiker ohne Geschmack und Anmuth, machte sich über die Filigranarbeit, die zarten gothischen Schnörkel jener Monumente her und zerbrach sie, so daß nur das magere und unsichere historische Gerippe übrig blieb.

So glaubte er eine Geschichte hergestellt zu haben, während er nur ein Gedicht zerstört hatte. Deshalb sind wir ohne Nibelungen, die wir hätten haben können, aber auch ohne Geschichte, da man auf diese Art keine bekommen konnte.

Ich sage also: es nehme Einer die schöne Chronik des Königs Dom Fernando zur Hand und gehorche dem Gesetz, indem er mit seinem neuen Cruzado zum Nutzen und Ruhm der gemeinnützigen Gesellschaft beiträgt, welche das ausschließliche Recht zu Aufstellung jener Dampfkrebse, die im Tejo vor- und zurückgehen, besitzt; er trete also in einen der genannten Krebse, wo er außer Schmutz und üblem Geruch weiter keine Gefahr läuft, außer etwa die, daß die ganze Camera optica, die für eine Reisegelegenheit gilt, die aber in jedem civilisirten Lande, wo die Polizei zu Wichtigerem da ist, als Verschwörungen zu erfinden, schon längst dazu verurtheilt worden wäre, in den Lamas zu krebsen, — einmal aus dem Leime gehe. Aber es gibt dort eben keine andere Gelegenheit und wird es auch nicht so bald, Dank der großen Aufmerksamkeit, die man dermalen den materiellen Interessen des Landes widmet, wie es heißt. Er nehme also seinen Platz und mache durch, was ich durchmachte; gehe dann nach Santarem, ruhe aus und setze sich hin und lese in der Chronik. Wenn es auch weiter nichts ist, so wird er doch sehen, wie sich vor jenen köstlichen, noch immer verstümmelten Reliquien, die durch so viele Barbaren nach einander mißhandelt, und endlich durch die schlimmsten aller Vandalen, durch die Verwaltungs- und Gemeindebehörden des glücklichen Systems, das uns regiert, ganz niedergeworfen wurden, wie sich auch so noch bei ihrem Anblick die Menschen und Scenen der vergangenen Zeiten sich aufrichten, er wird hören wie die Steine reden, die Inschriften sprechen, die Statuen von den Gräbern sich erheben. Das ganze Bild wird sich vor ihm beleben, die ganze Poesie jener wunderbaren Zeiten wieder vor ihm aufblühen.

Ich habe das oft und viel erfahren; es ist ganz untrüglich. Ich hatte Shakespeare nicht verstanden, bis ich ihn zu Warwick am Avon unter einer hundertjährigen Eiche im Licht der niedrigstehenden, bleichen Sonne des nebligen englischen Himmels las, oder Abends mit den Füßen auf dem Kamingitter, die Theemaschine auf dem Sieder, und auf dem Tisch das alte wohl geschliffene Krystallglas mit den zarten, wohlriechenden Düften alten Sekts, während das Herdfeuer und die mächtigen Bronceleuchter auf den alten getäfelten Plafond, auf die dunkeln eichenen Wandflächen, welche das Zimmer einrahmten, jene mächtigen, schwankenden Schatten warfen, aus welchen die alten Weiber Geister und Gespenster aus der andern Welt, die Dichter aber — das heißt Dichter wie Shakespeare — Banco's Schatten und Macbeths Hexen machten, manchmal aber auch den dicken Wanst und den Schleppdegen meines besondern Freundes Sir John Falstaff's, jenes Erfinders der legitimen Consequenzen, jenes Gründers der großen Schule der Restaurationsnarren, der kampflustigen Hasenfüße, die das Vaterland mit Worten retten und mit denen es Niemand aushält, so lange sie sich einer hohen Protection erfreuen.

O Falstaff, Falstaff! ich weiß nicht, ob du ein größerer Mann bist als Sancho Pansa. Ich glaube nicht. Aber du hast jedenfalls einen größeren Wanst, hast mehr Raum im Bauch. Als unsere Ahnen den San Thiago als einen castilianischen Hund aufgaben und dafür den San Jorge (Sankt Georg) anriefen, da kamst auch du, Falstaff, in seinem Gefolge aus England, ließest dich hier häuslich nieder und wurdest der Patriarch der ungeheuern Menge Falstaffs, welche jetzt hier herumlaufen.

Wie kam ich doch auf diesen wichtigen Punkt unserer Geschichte, die Verabschiedung des San Thiago und die Annahme des heiligen Georgs von England mit Sir John Falstaff als seinem Waffenträger? auf diese große archäo-

logische Entdeckung, die so viel neuere Dinge erklärt? Indem ich an Ort und Stelle ging und dort die alten Bücher studirte. Das ist so meine Art zu lernen.

Und so ist es in Allem, mit Allem. Es kam einmal ein Engländer nach Paris, ein ächter ungebleichter Engländer, der noch frei von aller festländischen Verderbniß war, mit Zeughosen, dicken Schuhen, röthlichem Haar und in den Nacken gesetztem Hute. Er schwärmte für Abälard und Heloise, ging auf den Père La chaise, suchte das Grabmal der beiden Liebenden auf, zog ein kleines Buch aus der Tasche und las jene Briefe aus dem Paraklet, welche schon weit weniger excentrische Köpfe, als der meines Engländers pur-sang war, verrückt haben. Aber das ist noch nichts; er erhitzte sich so, daß er wie ein Toller fortrannte und nach einem Kanonikus suchte, der ihm dazu helfen sollte, ganz wie sein Ideal zu werden, seine Leidenschaft zu reinigen, kurz ein vollständiger — oder vielmehr ein unvollständiger Abälard zu werden!

Einer so gewaltigen Begeisterung bin ich nicht fähig, besonders seitdem ich meinen Abschied als Dichter genommen habe und zur Prosa herabgesunken bin. Folgendes aber ist mir erst kürzlich passirt: Ich hatte mich wiederholt mit meinem Bentham beschäftigt, denn dieser Quaker ist ein großer Geschichtenerzähler und hat dicke Bücher geschrieben. Der Kopf wurde mir darüber müde, ich griff zum Camoens und trat an ein Fenster. Meine Fenster sind jetzt die ersten Fenster in Lissabon, sie gehen alle auf den Tejo. Es war einer jener herrlichen Wintermorgen, wie es sie nur in Lissabon gibt. Ich schlug die Lusiaden auf wie es gerade kam, ich traf den vierten Gesang und las jene schönen Stanzen:

Im Hafen der Ulyssesstadt, *) der schönen —

Allmählich wurde mein Blut unruhig, ich fühlte, wie

*) Ulysses soll Lissabon gegründet haben.

mir die Adern der Stirne schlugen — die Buchstaben flogen mir aus dem Buche, ich erhob das Auge, mein Blick fiel auf das arme Schiff Vasco da Gama, das hier als eine Caricatur unseres maritimen Ruhmes steht. Aber ich sah es nicht, ich sah nur den Tejo, sah das portugiesische Banner im Morgenwind flattern, sah in der Entfernung den Thurm von Belem und träumte, träumte, daß ich Portugiese sei und Portugal wieder Portugal.

Eine solche Macht verlieh der Zauber des wirklichen Anblicks den Bildern jener Verse —

Bis das Schiff einige Jollen begrüßte, die sich ihm näherten — es war der Marineminister, der an Bord ging.

Dann schloß ich mein Buch, zündete meine Cigarre an und ging, um mich mit meinen Kamelien zu beschäftigen.

Drei Tage lang haßte ich alles Gedruckte.

Aber was beweist das Alles? Was hat das mit meinen Wanderungen oder mit der Episode im Thal von Santarem, in der wir seit so vielen Kapiteln stecken, zu thun? Viel, sehr viel! Es soll beweisen, daß eine Geschichte, die man an dem Ort, wo sie geschehen ist, liest oder erzählt, weit mehr Kraft und Interesse hat; es soll dir, lieber Leser, erklären, warum ich auf meiner Wanderung in jenem Thal einen Halt machte, um die interessante Geschichte von dem Mädchen der Nachtigallen, von dem Mädchen mit den grünen Augen, von unserer guten Joanninha aus dem Munde meines Reisegefährten zu hören und sie zu deinem Nutzen und Frommen wieder nieder zu schreiben.

Ja dort lag ich auf der Erde, während die Maulthiere auf der Wiese weideten und ihre Treiber ruhig da saßen und ihre Cigarre rauchten. Es war in den letzten Stunden eines langen stillen Julinachmittags, die ein linder Abendwind erfrischte.

Doch genug von dem Thale, es ist schon spät. Heda! die Maulthiere her und aufgesessen! Wir treiben sie nach Santarem, denn in dem berühmten Alcazar des Königs

Dom Affonso Henriques erwartet uns ein gutes Nachtessen bei einem Freunde — und zwar nicht nur das Kuhfleisch mit Reis des Bruders Bartholomeu dos Martyres, sondern ein wirkliches weit weniger ernstes und weit fröhlicheres Freundschaftsmahl.

Wie? Ist denn die Geschichte von Carlos und Joanninha schon aus? fragt vielleicht die liebenswürdige Leserin.

Nein, meine Verehrteste! erwidert der durch diese Frage sehr geschmeichelte Verfasser; nein, meine Verehrteste, die Geschichte ist nicht aus; man könnte eher sagen, daß sie erst anfängt. Aber es gibt eine Verwandlung auf der Bühne. Deshalb gehen wir nach Santarem, denn dort spielt der zweite Akt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft in Santarem. — Die Oelbäume von Santarem. — Fóra-de-villa die (Vorstadt). — Eine Symmetrie, welche nicht mit den Augen zu begreifen ist. — Art und Weise, wie die Bibelverse zu messen sind. — Die Architektur des siebzehnten Jahrhunderts. — Eintritt in die Alcáçova (Citadelle).

Es war in den letzten Stunden des Tages, als wir in die Straße einbogen, welche nach der Höhe von Santarem führt. Die wenigen Leute auf der Landstraße, die schlechtgepflegten Gemüse- und Obstgärten, die zerfallenen Landhäuser, Alles verkündete die Nähe eines heruntergekommenen und verödeten, aber einst großen Orts. Doch ihren schönsten äußeren Schmuck und Ruhm besitzt die edle Stadt noch jetzt, er ward nie völlig zerstört: ihre Oelbäume. Der Olivenwald von Santarem, dessen Reichthum und sprichwörtliche Schönheit einer unserer theuersten Glaubensartikel ist — der Olivenwald von Santarem ist noch da. Mein Herz erkannte ihn wieder und freute sich ihn zu sehen. Ich begrüßte in ihm das patriarchalische Symbol unseres alten Volkslebens. In jenen alten, mit grünem Laube gekrönten Stämmen glaubte ich, wie in Tasso's Zauberhainen,

die ehrwürdigen Bilder unserer Ahnen zu schauen, im Murmeln ihrer Blätter, wenn der Wind von Zeit zu Zeit sie bewegte, ihre Seufzer und Klagen über die schmähliche Herabgekommenheit ihrer Enkel zu hören.

Obwol zerfleischt, wie so manche andere Wälder und entweiht wie alle, ist der Olivenwald von Santarem doch immer noch ein Monument.

Die Völker des Mittags bekennen sich leider nicht mit derselben Achtung, mit demselben Ernste zu der Religion des Waldes wie die Nationen des Nordens. Der Olivenwald von Santarem bildet eine Ausnahme. Sonst werden die Bäume bei uns sehr wenig gepflegt.

Ein scharfer Trab der Maulthiere brachte uns die steile Steige hinauf. Ich war aufgeregt und konnte es kaum erwarten, mich bald jener Fülle von Denkmälern und Ruinen gegenüber zu befinden, welche die Einbildungskraft mir vorgemalt hatte und die nun in Wirklichkeit zu sehen ich bald fürchtete, bald mich sehnte.

Endlich waren wir oben. Der majestätische Eingang in eine große Stadt lag vor mir. Die Phantasie hatte mich nicht getäuscht: der Anblick war großartig, herrlich!

Fóra-de-villa *) ist ein großer, unregelmäßiger und so sonderbarer Platz wie nur ein romantisches Gedicht. Beim ersten Anblick in jener späten, lichtarmen Stunde machte er einen wunderbaren, erhabenen Effect. Paläste, Klöster, Kirchen nehmen ernst und düster in regelloser Folge die Seiten des ungeheuern Platzes ein, auf dem das Auge keine Symmetrie entdeckt, die Seele aber gleichwol eine solche empfindet. Es ist wie mit dem Rhythmus und der Messung der großartigen Bibelverse, welche auch weder durch eine bestimmte Zahl von Füßen noch durch Silben gefesselt sind, und doch mit einer bewundernswürdigen Regelmäßigkeit in den Geist, in das innere Ohr fallen.

---

*) Wörtlich: Außerhalb der Stadt.

Aber Alles liegt hier so verlassen, so schweigend, so stumm und todt! Man glaubt in die Hauptstadt eines untergegangenen Volkes, einer einst mächtigen und berühmten Nation zu treten, die aber von der Oberfläche der Erde verschwand und nur das Denkmal ihrer riesenhaften Bauten zurückließ.

Zur Linken erhebt sich das ungeheure Kloster do Sitio *) oder das Jesuskloster, dann das der Augustinerinnen, hierauf das von San Domingos, berühmt als Ruhestätte unseres portugiesischen Faust, womit ich das Andenken des San Frei Gil nicht verunehren will, der allerdings ein großer Heiliger wurde, vorher aber ein großer Hexenmeister gewesen war. Gerade vor uns steht das uralte Kloster der Klarissinnen, neben dem sich die niederen gothischen Kreuzgänge von San Francisco hinziehen — von dessen letztem Guardian, dem düstern Frei Diniz, ich dir, lieber Leser, so viel erzählt habe und noch mehr erzählen werde. Rechts erblicken wir den großartigen, Philippinischen Bau, ein vollkommenes Muster der massigen und pedantischen, reactionären Architektur des sechzehnten Jahrhunderts, das Collegio, ein großes und schönes Muster in seinem Genre, der jesuitischen Bauconstruction, in so weit dieses Genre groß und schön sein kann.

In diesen schweren Massen ohne Eleganz und Einfachheit liegt keine Seele, kein Genie, kein Geist; aber sie haben eine gewisse Größe, die imponirt, eine gebundene Solidität, eine geometrische Symmetrie, kalte aber wohlbemessene und mit Methode abgezirkelte Verhältnisse, welche den Gedanken des Jahrhunderts und des Ordens, der dasselbe so sehr charakterisirte, offenbaren.

Es ist nicht der starke Glauben des Mittelalters, wie er sich in kühner Spitzbogenform erhebt; nicht die blühende Erschlaffung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts,

---

*) Der Belagerung.

wie sie bereits zwischen dem byzantinischen und dem klassischen Style, dem mystischen Ideal des Christenthums, das sie mildert, und den materiellen Symbolen des Heidenthums, die sie zuläßt, schwankt; nein, hier triumphirte die Renaissance, aber nach ihrem Triumphe artete sie aus. Es ist die Inquisition, es sind die Jesuiten, die Philippe, es ist die katholische Reaction, die hier ihre Tempel erbaut hat, damit man glaube und bete, nicht weil man glaubt und betet.

Bis dahin war Kloster und Kathedrale, Einsiedelei und Bruderhaus der Ausdruck eines Volksgedankens gewesen, von da ab wurden sie die Formel des Regierungsgedankens.

Hier sehen wir nun die Denkmäler dieser zwei Religionen vor einander stehen; deutlicher als Bücher, als Schriften und Ueberlieferungen sprechen sie den Gedanken der Perioden aus, die sie errichtet haben und die sie hier tief eingruben, ohne zu wissen, was sie thaten.

Die schwarze Masse weiter unten aber, am Fenster jenes Abhangs ist der noch stolze Ueberrest des einst ungeheuern Palastes der Grafen von Unbao.

Wir wanderten um den Platz herum und traten dann von der Nordseite her in Marvilla ein. Hier stehen wir innerhalb der Mauern des alten Santarem. So prächtig aber der Eingang ist, so elend ist jetzt Alles hier innen. Der größte Theil dieser alten Häuser ist nicht alterthümlich, diese maurischen Gassen haben nichts Arabisches an sich, nur ihre Enge und Unsauberkeit deutet noch auf ihren Ursprung hin.

Aber fast alle Kirchen, die Mauern und Bastionen, einige Thore und einzelne Privathäuser bewahren noch genug von der alten Physiognomie, um die Gewöhnlichkeit der übrigen Gebäude vergessen zu lassen.

Wir verfolgen die trüb- und armselige gerade Straße (rua direita), den Mittelpunkt des geringen Handels, den

es noch hier gibt; einige wenige, schlecht ausgestattete Magazine, fast ohne allen Verkehr. Da steht der seltsame Thurm das Cabaças, die alte Kirche von San Joao do Alporãe. Morgen wollen wir das Alles in Muße betrachten. Jetzt gehen wir nach der Alcáçova weiter.

Wir treten durch das Thor der alten Citadelle. Welch schreckliches, unschönes Durcheinander von Schutt und Steinen, von Bergen von Erde und Kalk! Hier gibt es keine Gassen, keine Wege, nur ein Labyrinth von häßlichen, schmutzigen Ruinen. Unser Bestimmungsort, das Haus unseres Freundes liegt hart neben der berühmten, historischen Kirche von Sancta Maria d'Alcáçova. Es kostet Mühe, sich in dieser Verwirrung zurecht zu finden.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nach vielem Suchen findet der Verfasser endlich die Kirche von Sancta Maria d'Alcáçova. — Der Styl der Nationalarchitektur ist verloren gegangen. — Das Erdbeben von 1755, der Marquez von Pombal und die Wasserleitung des öffentlichen Spaziergangs von Lissabon. — Der Führer der portugiesischen Progressistenpartei im Alkassar von Dom Affonso Henriques. — Herrlicher Blick auf die Umgebung von Santarem von einem Fenster der Alcáçova aus, in der Morgenstunde. — Der Verfasser wird von unbestimmten, poetischen, phantastischen, traumhaften Ideen erfaßt. — Einleitung zu Faust. — Schwierigkeit, die deutschen Verse in die romanischen Sprachen zu übersetzen.

Nachdem wir lange unter Mauertrümmern und Schutt herumgesucht hatten, fanden wir endlich die Kirche von Sancta Maria d'Alcáçova. Wenn ich sage, wir fanden, so ist das nicht genau, ich für meinen Theil wenigstens fand sie nicht und wollte es auch gar nicht glauben, als man sie mir zeigte. Das also soll die königliche Collegialkirche des Affonso Henriques, die Quasi-Kathedrale der ersten Landstadt des Königreichs, einer der vornehmsten, ältesten, historischberühmtesten Tempel Portugals sein? Dies unbedeutende Kapuzinerkirchlein? Diese elende, lächerliche Masse Bruchsteine ohne allen architektonischen Schmuck,

ohne allen Geschmack? In Plan und Ausführung das Werk eines Steinhauermeisters vom Lande und seiner Gesellen? Unmöglich!

Aber sie war es doch, war es wirklich. Die alte königliche Kapelle, die ehrwürdige Kirche der Alcáçova war durch allmähliche Reparaturen und Umwandlungen zu dem elenden Bau geworden, wie er jetzt vor uns stand.

So sehr hat sich der Geschmack unter uns besonders seit Mitte des vorigen Jahrhunderts verschlechtert, so sehr haben die Zerstörungen des großen Erdbebens den Faden aller Traditionen unserer nationalen Architektur zerrissen, daß es in Europa, ja vielleicht auf der ganzen Welt kein Land gibt, wo sich neben so schönen alten Monumenten so abscheuliche, lächerliche und abgeschmackte öffentliche Bauten vorfinden, wie man sie seit einem Jahrhundert in Portugal errichtet.

An den Reparaturen und Umbauten alter Kirchen verletzt dieser erbärmliche Styl, diese Abwesenheit von allem Styl, von aller Kunst am meisten.

Betrachten wir nur jenen classischen Giebel, den man auf das vollkommene Renaissance-Frontisspiz der Conceiçao-velha-kirche in Lissabon gesetzt hat! Betrachten wir das Gipspflaster, womit jene eleganten gothischen Säulenbündel unserer Kathedrale verklebt wurden!

Man kann in der Architektur unmöglich tiefer sinken, als wir sanken, da der Marquez von Pombal das Rococo Ludwigs XV., welches im Original wenigstens zierlich, schnörkelhaft und galant war wie ein Madrigal, in gemeine, nüchterne Prosa übersetzte, bis auch dieser Zwitterstyl allmählich entartete und sich classisch geberdend endlich in unseren Tagen bis zur Architektur der Wasserleitung auf dem öffentlichen Spaziergang herabsank!

Doch lassen wir all Das, lassen wir auch die Kirche von Alcáçova und treten wir in die Paläste des Dom Affonso Henriques.

Hier müssen sie sein, hart neben den übertünchten Wänden der Kapelle. Wo tritt man denn ein?

Durch diese enge, niedere Pforte, welche man, wie noch wohl zu sehen, erst vor wenigen Jahren in eine Art Hofmauer gebrochen hat.

Hier ist es wirklich. Steigen wir ab.

Mit offenen Armen empfing uns hier unser lieber, ehrlicher Freund, der gegenwärtige Inhaber und Bewohner des königlichen Alkassars, Herr M. P.

Eine merkwürdige Fügung des Geschicks, daß der berühmte, ehrenwerthe Führer der portugiesischen Fortschrittspartei, der Mann der aufrichtigsten, demokratischen Ueberzeugungen, die er gleichwol aufs aufrichtigste mit der Achtung und der Anhänglichkeit an die monarchischen Formen verbindet, daß dieser Mann, der vom Minho, aus der Wiege der Dynastie und der Nation kommt, hier seine Residenz aufschlagen mußte, im Alkassar unseres ersten Königs, welchen derselbe durch eine der glorreichsten Thaten jener Wunderperiode mit seinem Degen erobert hatte!

Wir treten in den kleinen in Form eines Kreuzgangs angelegten Garten, der das alte Haus der Könige mit der Kapelle verbindet. So war es ohne Zweifel in früherer Zeit; die südliche Wand der Kirche bildet auf der einen Seite die Gartenmauer; aber die Verbindungswege wurden wahrscheinlich abgesperrt, als die Krone den Palast verkaufte und ihn so für immer von der Kirche trennte.

Mit alten Orangebäumen bepflanzt, die Mauern mit Limonen und Reben bezogen, ist dieser kleine Raum trotz der vielen Beete und Blumenparterres, womit er nach Maurenart angefüllt ist, doch gar lieblich und anmuthig.

Unser Freund stellte uns seiner Frau vor, einer artigen und würdigen Dame; wir küßten ihre schönen Kinder und nahmen die nach einer solchen Reise nöthigen Reinigungen vor, ehe wir uns zu Tische setzten.

Mit dem Palast des Affonso Henriques geht es gerade

wie mit seiner Kapelle; nicht die leiseste Spur seiner ursprünglichen Gestalt ist mehr vorhanden. Man weiß, daß er es sein muß, weil die Topographie des Orts in unzweifelhafter Weise festgestellt ist. Aber weiter ist auch gar nichts da.

Doch was sollen mir jetzt Alterthümer, Ruinen und Zerstörungen, wenn mich selbst ein wüthender, wahrhaft vandalischer, unersättlicher Hunger durchwühlt!

Setzen wir uns zu Tische.

Wir speisten, plauderten, nahmen Thee, plauderten von Neuem und speisten auch von Neuem. Es kamen Besuche, man sprach über Politik, über Literatur, vor Allem über Santarem, über seine Ruinen, seine frühere Größe, seine gegenwärtige Verkommenheit. Endlich gingen wir zu Bette.

In meinem Leben schlief ich nicht so vortrefflich. Ich erwachte am andern Tag an dem unaufhörlichen, eilfertigen Gebimmel der Glocken der Alcáçova. Ich sprang aus dem Bette, trat ans Fenster und hatte das schönste, großartigste und zugleich lieblichste Bild vor Augen, das ich in meinem Leben sah.

Im weiten freundlichen Thale streckt sich das ruhige Bett des Tejo. Seinen rothen und glänzenden Sand deckt an den Ufern kaum eine dünne Wasserschicht, in welche die grünen, noch frischen Weiden, die jene schützen und schmücken, herniederhängen. Am jenseitigen Ufer erheben sich aus dem dicken Schlamm des Alluviums die reichen Olivenwälder von Alpiarça und Almeirim, dann die Villa Dom Manuels, ihre Heide und ihre Weingärten. Dann kommt die ungeheure Ebene des Rocio, übersät mit einzelnen Häusern, mit Dörfern, Gärten, Gruppen von Wald- und Obstbäumen. Mehr gegen den Fuß des Berges, auf dessen Gipfel ich stehe, dehnt sich die malerische Ribeira *) mit ihren Häusern und Kirchen, die sich von hier aus so an-

*) Ufergelände.

muthig ausnehmen, mit ihrem Kreuz der heiligen Iria und den romantischen Erinnerungen an ihren Schwertfeger.

Als meine Blicke über dieses große, herrliche Bild hinflogen, beflügelte sich auch meine Phantasie und schoß durch die Unendlichkeit idealer Gebiete. Erinnerungen aus allen Zeiten, Gedanken jeder Art strömten in meinem Gehirn zusammen und versenkten mich in einen Traum, in dem die widersprechendsten und tollsten Bilder auf einander platzten.

Aber alle diese Bilder waren melancholisch, wehmüthig, hoffnungslos!

Ich dachte jener Verse von Goethe, jener erhabenen unnachahmlichen Verse in der Einleitung zum Faust:

Resurgis outra vez, vagas figuras,
Vacillantes imagens, que á turbada
Vista accudieis d'antes. E heide agora
Reter-vos firme? Sinto eu ainda
O coraçao propenso a illusoes d'essas?
E appertais tanto! . . Pois embora! seja:
Dominae, ja que em nevoa e vapor leve
Emtorno a mim surgis. Sinto o meio seio
Juvenilmente trépido agitarse
Co'a maga exhalaçao que vos circunda.
Trazeis-me a imagem de ditosos dias,
E d'ahi se ergue muita sombra amada:
Como um velho cantar meio esquecido,
Véem os primeiros simplices amores
E a amizade com elles. Reverdece
A mágoa, lamentando o errado curso
Dos labyrinthos da perdida vida.
E me está nomeando os que trahidos
Em horas bellas por fallaz ventura
Antes de mim na estrada se sumiram. *)

*) Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,

Ich wage es nicht, den Rest meiner unglücklichen Uebersetzung hier beizusetzen; treu ist sie, aber sonst hat sie kein Verdienst. Wer kann auch solche Verse wiedergeben, zumal wenn sie aus einer so reichen und freien Sprache in unsere beengten und strengen romanischen Dialekte übergehen sollen!

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Süßigkeiten des Daseins. — Phantasie und Gefühl. — Dichter, welche jung, und solche, welche alt starben. — Wie diese Wanderungen geschrieben sind. — Ein steinernes Buch. Ein Kind, das damit spielt. — Ruinen und Restaurationen. — Fixe Idee des Verfassers in Sachen der Kunst und Literatur. — Die heilige Iria oder Irene und Santarem. — Romanze von der heiligen Iria. — Wie viele Heilige dieses Namens hat Portugal?

Jenes harmonische Träumen, jenes poetische Abschweifen gegenüber von einem erhabenen Schauspiel der Natur gehört zu den größten Genüssen, welche Gott gewissen Naturen geschenkt hat. Süß ist ein solcher Genuß — aber schmeckt nicht bei allen Süßigkeiten des Lebens immer eine gewisse anregende Schärfe heraus! Nimmt man ihnen diese, so bleibt Lauheit, Geschmacklosigkeit; läßt man sie

---

Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt;
Versuch ich wol euch diesmal fest zu halten?
Fühl ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euern Zug umwittert.
Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage
Und manche liebe Schatten steigen auf,
Gleich einer halbverklung'nen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mir herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweg geschwunden.

ihnen, so frißt sie am Ende die Organe an. Der Genuß ist um so größer, je mehr man den Reiz fühlt, aber damit nimmt auch das Zerfressen zu, das Herz wird angegriffen — und dann wird die Lust zur Qual.

Wehe dem, mit dem es so weit kommt!

Wohl aber dem, der wie Goethe die Dosis Opium, die er nehmen will, bestimmen kann, so daß sie die Empfindungen und das Leben nicht angreift und die Kräfte der Seele schont. In solchen Geistern dominirt aber die Phantasie, nicht das Gefühl. Byron, Schiller, Camoens und Tasso starben jung; das Herz hat sie getödtet. Homer und Goethe, Sophokles und Voltaire wurden alt; die Phantasie erhielt sie, die kein Leben verbraucht, weil sie keine Empfindungen ausgibt.

Phantasie ist ein Träumen, während dessen das Leben schläft und ruht. Fühlen ist ein thätiges Leben, das die Kraft erschöpft und verbraucht.

Das ist es, was ich dachte — oder vielmehr ich dachte nicht und ließ meine Phantasie schweifen — als mir jene Verse aus Faust einfielen und jener wehmüthige Anblick des Tejo und seiner Ufer mein Auge traf.

Das dachte ich, das schreibe ich auch; ich hatte es in der Seele, also ging es auf das Papier. Auf eine andere Art kann ich nicht schreiben.

Es thut mir sehr leid, lieber Leser, wenn du von meinen Wanderungen etwas Anderes erwartet hast, wenn ich dir, ohne es zu wollen, die Versprechungen nicht halte, die du aus dem Buch-Titel entnehmen zu dürfen glaubtest, die ich jedoch gewiß nicht machte. Möchtest du vielleicht, daß ich dir die Wegstunden von einem Markstein zum andern vorrechnete, daß ich dir die Höhe und Breite der Häuser Zoll um Zoll, die Daten ihrer Erbauung Zahl für Zahl mittheilte? daß ich dich in die Geschichte jedes Steins, jeder Ruine einweihte?

Wenn du das willst, so geh' zu Pater Vasconcellos;

dort wirst du alles was man über Santarem weiß, Lüge und Wahrheit in einem dicken Band mit großen Buchstaben finden; solche Bücher kann ich nicht schreiben, und wenn ich es könnte, so habe ich doch mehr zu thun.

Nur Eines thut mir leid: daß ich mit dem Bleistift in der Hand so unglücklich bin; denn sonst hätte ich dir mit zwei Strichen mehr und Besseres gesagt, als mit so vielen Worten, die doch so wenig sagen und so schlecht malen.

Santarem ist ein steinernes Buch, in welchem der interessanteste und poesiereichste Theil unserer Chroniken niedergelegt ist. Reich an Malereien, an Schnitzwerk, Blumengewinden, Bildern, Arabesken und trefflichem Zierrath, ist dies Buch das schönste und kostbarste in Portugal. Vom Tejo und dessen Ufern in grüne Emaille und Silber eingebunden, durch seine starken gothischen Zinnen wie mit Bronceschlössern geschlossen, sollte dieses herrliche Buch so lange dauern, als die Hand des Schöpfers sich nicht ausstreckt, um alle Erinnerungen der Geschöpfe auszulöschen.

Doch dieses Ninive wurde nicht zerstört, dieses Pompeji wurde durch keine großartige Katastrophe verschüttet. Das Volk, von dessen Geschichte es das Buch bildet, besteht noch, aber dieses Volk wurde kindisch, man gab ihm das Buch zum Spielen, es zerriß es, verstümmelte es, riß Blatt um Blatt heraus und machte Papageien und Puppen und Papierhüte daraus.

Man kann das, was diese Sippschaft, die man Regierung, Verwaltung nennt, seit mehr als einem Jahrhundert in und an Santarem that und geschehen ließ, auf keine andere Art beschreiben.

Die Ruinen, die die Zeit hervorbringt, sind traurig, aber schön; solche, welche Revolutionen machen, tragen den feierlichen Stempel der Geschichte. Aber die rohen Entwürdigungen und die noch roheren Reparaturen der Unwissenheit, die kleinlichen Verzierungen einer Schmarotzerkunst entweihen, nehmen allen Nimbus.

Dies ist der allgemeine Eindruck, den mir dieser Ort machte. Gehen wir zum Frühstück, man hat bereits dazu gerufen, und sehen wir nachher, ob ich mich getäuscht habe.

Beim Frühstück drehte sich die Unterhaltung natürlich um den Gegenstand, der uns am meisten vor Augen lag, um Santarem. Dom Affonso Henriques und seine Helden, San Frei Gil und das heilige Wunder, der Schwertfeger und der Connetable, König Dom Fernando und Königin Dona Leonor, Camoens, Pedralvares Cabral, kurz, fast alle großen Gestalten unserer Geschichte mußten die Revue passiren. Endlich kam es auch an die heilige Iria, die Pathin und Schutzpatronin dieses Orts, deren Namen hier den der Römer und Kelten auslöschte.

Wer eine fixe Idee hat, bringt sie überall zu Markt.

Meine fixe Idee in Sachen von Kunst und Literatur auf unserer Halbinsel sind Volkslieder und Romanzen. Es gibt eine solche von der heiligen Iria.

Warum ist die heilige Iria des Volkslieds so verschieden von der Santa Iria der Mönchslegenden?

Dieses Lied, wie ich es durch eine Vergleichung verschiedener Provinzial-Lesarten mit der am Tejo gangbaren, der man doch im Allgemeinen am meisten folgen muß, richtig stellte und säuberte, ist folgendes:

An dem Fenster stand ich mit dem Nähekissen,
Mit der goldnen Nadel und dem Fingerhute.

Da erschien ein Ritter, bat ihn aufzunehmen.
Doch versagt's der Vater; wie das tief mich schmerzte!

„Dunkel schon wird's draußen, einsam liegt die Straße,
Lieber Vater, soll man Solches von uns sagen?

Daß wir einem Ritter, der um Herberg' flehte,
Spät zu nächt'ger Stunde unsre Thür' verschlossen?

Und ich bat und flehte, daß es ihn verdrossen.
Doch ich drängt' so lange, bis er mir's erlaubte.

Ging die Thür' zu öffnen: eintrat er zufrieden;
Führte ihn zum Herde und er ließ sich nieder.

Wasser für die Hände gab ich ihm, er wusch sich,
Gab ihm auch ein Handtuch, sich damit zu trocknen.

Wenig Worte sprach er, sprach nicht schöne Worte.
Doch ich fühlte deutlich, daß er mich beschaute.

Ich erhob die Blicke, hob sie ohne Nutzen,
Seine schönen Augen senkte er zur Erde.

Ließ ein Mahl ihm richten und er speiste trefflich,
Ließ das Bett ihm machen, drein er sich dann legte.

Wünschte gute Nacht! ihm, doch er gab nicht Antwort.
Solche Unart nimmer hab' ich sie erfahren.

Mitternacht ertönte, als ich fast erstickte.
Fort sie da mich schleppten, mit verbundnem Munde.

Hoben mich zu Pferde, wo man mich umfangen,
Und es ging und ging nun stets in vollem Laufe.

Ohne aufzublicken, sah ich, wer mich raubte,
Und ich schwieg und weinte, doch kein Wörtchen sprach er.

Weit, gar weit von dorten fragte er mich endlich,
Wie in meinem Lande ich geheißen würde?

Iria man nennt mich, Iria die Edle,
Aber jetzo bin ich, Iria die Aermste.

Weiter ging es, weiter, wol die Nacht, die lange,
Als der Morgen graute, griff er an mich Arme.

Lange, lange Stunden mußt' er mit mir kämpfen,
Doch Gewalt und Bitten, beide ihm nichts halfen.

Da zog er den Säbel, brachte mich zum Tode,
Grub dann eine Grube, wo er ein mich scharrte.

Wol nach sieben Jahren ging vorbei der Ritter,
Eine schöne Klause sah er auf dem Hügel.

„Heilige Iria, meine erste Liebe,
Wenn du mir verzeihest, werd' ich hier dein Klausner."

„Nie kann ich verzeihen, Räuber dir und Henker,
Hast mich ja geschlachtet, wie kein Lamm man schlachtet."

Entweder gab es nun zwei Heilige dieses Namens, die beide ein abenteuerliches Leben führten und eine bleibende Erinnerung an ihre Schönheit und ihr Martyrium hinter-

ließen, wovon ich nicht die leiseste Spur entdeckte, oder aber enthalten die Schriften der Mönche zu viel Fabeln von ihrer Erfindung, von welchen das Volk nichts wissen will. Sonst wäre diese einfache mündliche Tradition nicht erklärlich.

Die poetische Erzählung des Volkslieds ist eben so einfach und natürlich als die, welche sich in den geistlichen Aufzeichnungen findet, complicirt und voll von Wundern ist.

Dieser Fall ist ein ernster und bleibt dem nächsten Kapitel vorbehalten.

Dreißigstes Kapitel.

Die Geschichte der heiligen Iria nach den Chronisten und nach dem Volkslied.

Die wunderthätige heilige Iria oder heilige Irene, welche Santarem den Namen gab, ein edles Fräulein aus dem alten Nabancia (Thomar) und Nonne in dem Benedictiner-Doppelkloster, *) dessen Vorsteher der heilige Abt Celio war, blühte um die Mitte des siebenten Jahrhunderts. In sie verliebte sich auf das Entsetzlichste der junge Britaldo, Sohn des in dieser Mark regierenden Grafen oder Consuls Castinaldo, und da derselbe von ihrer Tugend nichts erlangen konnte, verfiel er in eine Krankheit, die kein Arzt erkannte, geschweige denn zu heilen vermochte.

Es ist bekannt, daß sich auch die Heiligste nicht viel daraus macht, wenn man für sie stirbt, jedoch mit ihren Opfern immer mehr oder weniger Sympathie fühlt.

Die heilige Iria beschloß also den armen Britaldo zu trösten, und da sie dies wegen ihrer großen Tugend auf keine andere Art konnte, wollte sie ihn wenigstens von seiner tollen Leidenschaft abbringen und ihn bekehren. Sie verließ also an einem schönen Morgen ihr Kloster — denn

*) Einem solchen von Mönchen und Nonnen.

die Klausur der Nonnen war damals noch nicht so strenge — und begab sich in das Haus des verliebten Britaldo.

Sie tröstete ihn wie ein Weib und zankte ihn aus wie eine Heilige, endlich aber legte sie ihm ihre schönen, geweihten Hände aufs Haupt und heilte ihn augenblicks von allen körperlichen Leiden; und wenn sie nicht auch das seiner Seele heilte, so schläferte sie es wenigstens ein, so daß es erloschen schien.

Aber wenn der Teufel einmal in einen menschlichen Körper gefahren ist, so scheint er nicht mehr hinaus zu wollen, außer wenn er in einen andern übergehen darf. Der böse Feind hatte den armen Britaldo kaum verlassen, als er sich eiligst in keine geringere Person als in den Mönch Remigius, den Meister und Beichtvater der schönen Iria, einnistete.

Der Bruder brannte bald vor Begierde, und da er mit Bitten und Klagen nichts zu erreichen vermochte, schwur er sich zu rächen. Er verstellte sich daher, that als ob er sich gebessert habe und gab der Heiligen, als sie es sich am wenigsten versah, ein von ihm gebrautes diabolisches Getränk, welches sie kaum genommen hatte, als sich alle Zeichen der Mutterschaft bei ihr einstellten.

Bald verbreitete sich das Gerücht von dem vermeintlichen Zustand der Jungfrau, es regnete Schmähungen auf sie von Seiten derer, welche sie bis dahin am meisten verehrt hatten. Britaldo aber, der sich nun durch die Heuchelei des arglistigen Weibes verhöhnt glaubte, fühlte statt sie zu verachten, die ganze alte Leidenschaft zwar nicht mehr so rein, aber nur um so glühender in sich wieder aufleben.

So geheimnißvoll ist das Menschenherz — so schlecht, sagen die Asketiker, so räthselhaft, sage ich mit den Duldsameren.

Neue Versuche, neue Schwüre, Drohungen von Seiten des wüthenden Liebhabers! Die Heilige, stark in ihrer Tugend, widersteht.

Die fromme Jungfrau pflegte sich allnächtlich in eine verborgene Höhle zu begeben, die am Ende der Klostermauer und in der Nähe des Flusses Nabao lag, um dort mit ihrem Gotte ganz allein sein und ihr Herz vor ihm ausschütten zu können.

Dies erfuhr Britaldo, er nahm die Gelegenheit wahr und ließ sie hier durch einen seiner Diener erdolchen. Zu besserem Zeugniß der Wahrheit hat uns die Legende den Namen des letzteren aufbewahrt: er hieß Banam.

Banam! ein wahrer Name für ein Melodrama.

Als die Unschuldige todt war, zog ihr Banam die Kutte ab und warf den Körper in den Fluß, der ihn alsbald den raschen Wellen des Zezere zuführte. Aus diesem gelangte er in den Tejo, der der Heiligen dann gegenüber dem alten Scalabiscastro ein Grab in seinem goldenen Sande wühlte, zu ihrem eigenen höheren Ruhme und zur ewigen Ehre der sehr edeln Stadt, welche heute ihren Namen (Sant—arem) trägt.

Während aber der Körper der Heiligen dahinschwamm, hatte der Abt Celio ein Gesicht, das ihm die Wahrheit und die Wunder des Falles enthüllte. Er theilte es sogleich den Mönchen und dem Volke von Nabancia mit, und zog hierauf an Aller Spitze mit erhobenem Kreuze hinaus und über die Golegaufelder bis an den Strand von Santarem. Hier segnete er die Wasser, welche sich alsbald artig zurückzogen und ihn das Grab sehen ließen, das in schönem Alabaster wundervoll von Engelhänden ausgearbeitet war.

Sie traten zu dem Grabe, öffneten es, sahen und berührten den Körper der Heiligen, vermochten ihn aber nicht herauszunehmen, so sehr sie sich auch drum bemühten.

Man erkannte daran, daß hier ein Wunder vorliege, und begnügte sich Reliquien von den Haaren und dem Gewande zu nehmen und wieder zurückzukehren.

Jetzt schlossen sich die Wasser wieder über dem Grabe

und flossen wie gewöhnlich; und niemals öffneten sie sich wieder, bis sechs Jahrhunderte später die gute und heilige Königin Isabella, die Gemahlin des Königs Dom Diniz heiße Gebete an die Heilige richtete und sie bat, ihr zu erscheinen, worauf dann der Fluß sich wieder öffnete wie das rothe Meer vor der Stimme des Moses, wie die frommen Chronisten sagen, und das benedeite Grab vor ihr lag.

Die Königin ging trockenen Fußes durch den Fluß, gefolgt von ihrem königlichen Gemahl und von ihrem ganzen Hofe; aber so inbrünstig sie auch betete und so sehr die Andern auch aus allen Kräften arbeiteten, so vermochten sie doch das Grab nicht zu öffnen; vergebens zerbrachen sie ihre Werkzeuge daran. Als der König erkannte, daß hier eine überirdische Macht das Oeffnen des Grabes nicht gestatte, ließ er in aller Eile einen hohen Gedenkstein darüber errichten, so daß der Fluß denselben auch beim größten Hochwasser nicht ganz zu verdecken vermochte.

Der Fluß wartete in aller Geduld, bis die Werkleute fertig waren; als er dann sah, daß er wieder weiter fließen könne, gab er ein Zeichen. Alle zogen sich zurück, die Wasser schlossen sich wieder, nur der Denkstein ragte über sie empor.

Und abermals gingen drei und ein halbes Jahrhundert vorüber, bis im Jahre 1644 die Kammer von Santarem jenen nur aus Bruchsteinen zusammengefügten Denkstein durch einen von behauenen Quadern ersetzen und das Bild der Heiligen darauf stellen ließ.

Und dieses steht noch, aber allerdings ziemlich schlecht erhalten; ich sah es mit diesen meinen sündhaften Augen im Lauf des Juli 1843. Doch auch ohne Wunder und Gebete hat sich der Fluß schon längst in einen Winkel seines Bettes zurückgezogen und die Patronin steht vollkommen im Trockenen und bleibt das ganze Jahr so, bis die Ueberschwemmungen beginnen.

Dies ist in getreuestem Auszug die Geschichte der heiligen Iria, wie sie in den Büchern steht.

Die des Lieds ist, wie ich bereits bemerkte, eine ganz andere, viel einfachere. Sie ist in zwei Worten erzählt. Die Heilige befindet sich im Hause ihrer Eltern; ein unbekannter Ritter, den jene über Nacht beherbergen, erhebt sich um Mitternacht, raubt die ahnungslose, unschuldige Jungfrau, entflieht mit ihr in vollem Rosseslauf, kommt auf eine ferne Haide, will ihr hier Gewalt anthun; die Heilige leistet Widerstand, er tödtet sie. Nach Jahren kommt der böse Ritter hier vorbei, sieht eine schöne Klause an dem Punkte errichtet, wo er das Verbrechen verübt hat, fragt, welcher Heiligen jene geweiht sei, und erhält zur Antwort: Der heiligen Iria. Er wirft sich auf die Kniee und fleht die Heilige um Verzeihung an, sie aber wirft ihm sein Vergehen und ihren Fluch ins Gesicht.

Damit ist die Geschichte zu Ende.

Hat wol das Volk einen Theil der Tradition vergessen, oder haben die Mönche in ihren Schriften jene vergrößert? Denn auch die Mönchslegende ist schön und voll Poesie und Romantik, Dinge, welche das Volk sonst nicht zu verachten pflegt.

Es ist schwer, sich diese Erscheinung zu erklären, welche höchst interessant für jeden nicht gewöhnlichen Beobachter sein muß, der in solchen weit verbreiteten Sagen und Alterthümern, welche von der stolzen Philosophie der Unkundigen verachtet werden, Menschen, Völker und Zeiten da zu studiren sucht, wo sie sich am wahrsten zu erkennen geben.

Die außerordentliche Einfachheit der Romanze oder des Lieds (Xácara) der heiligen Iria, der Umstand, daß dieselbe von allen im Gedächtniß unseres Volkes erhaltenen die am weitesten verbreitete, in allen Theilen des Landes am gleichmäßigsten wiedergegebene ist, die nur wenig Varianten in den Worten, keine im Text aufweist, läßt mich glauben, daß sie eine der ältesten Dichtungen nicht nur unserer Zunge,

sondern der ganzen Halbinsel ist. Das Lied hat wenig alten Beigeschmack; es ist eines jener ursprünglichen Gedichte, welche durch die Tradition erhalten wurden und zugleich vom Vater auf den Sohn unmerklich eine Umwandlung erfuhren. Auch ist es keines von den Gedichten, welche vom Palast nach der Hütte kamen, von der Stadt nach dem Dorf flüchteten, wie man von vielen anderen weiß. Es entsprang vielmehr offenbar auf den Jahrmärkten, auf dem Lande und hat dort bis heute gelebt.

Die metrische Form des Gedichts ist diejenige, welche die spanische didaktische Phraseologie das Klagelied (Romance em endechas) nennt. Indem ich dafür noch mehr als für die gewöhnliche Form des achtsylbigen Metrums, die Theorie des geistreichen um unsere Literatur so verdienten deutschen Gelehrten Depping annehme, glaube ich, daß es wirkliche zwölfsylbige Verse sind und daß die Strophen nur aus je zwei eigentlichen Versen bestehen. Wenn das Volk sie singt, trennt es die Hälften dieser Verse nicht, wie diejenigen thun, welche sie schreiben, während im Gegentheil bei den Romanzen vom gewöhnlichen Maße der Volksgesang jedes Glied von acht Sylben deutlich in sich abscheidet.

Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich vermuthe, daß die vier letzten Strophen, in welchen der Reim ein ganz anderer wird, *) ein späterer Zusatz zu dem ursprünglichen Liede sind. Gleichwol hört man auch diese acht Verse mit leichten Variationen überall.

---

*) Im portugiesischen Original haben die neunzehn ersten Strophen durchgehends den gleichen Reim (ava), und die drei letzten einen andern (eiro).

Einunddreißigstes Kapitel.

Quomodo sedet sola civitas. — Santarem. — Portugal in Versen und Portugal in Prosa. — Treffliche Arbeit an Thüren und Fenstern in mozarabischer Bauart. — Büste des Dom Affonso Henriques. — Der Portulak von Afrika. — Das Sonnenthor. — Die Mauern von Santarem. — Wir kehren zur Geschichte des Frei Diniz und des Mädchens mit den grünen Augen zurück.

Es war zehn Uhr Morgens, als wir uns aufmachten, um die lange Via sacra von Reliquien, Tempeln und Monumenten, aus welchen heutzutage das ganze Santarem besteht, zu durchwandern.

Das wirkliche, pulsirende Leben ist hier gänzlich erloschen; Santarem ist jetzt nur noch ein Buch, das daran erinnert, was es war. Zwischen der denkwürdigen Geschichte der Vergangenheit, an die jeder Stein hier mahnt, und den furchtbaren Prophezeiungen der Zukunft, die in geheimnißvollen Charakteren darein gegraben scheinen, liegt nichts weiter; Gegenwart ist keine da, oder so gut wie keine; so klein, so elend, so unbedeutend erscheint das Alles im Vergleich zu jenem.

Man möchte mit dem von Jerusalem begeisterten Dichter ausrufen: Quomodo sedet sola civitas! *) Portugal ist oder war vielmehr immer ein Volk der Wunder der Poesie. Der Zauber ist dahin; wir wollen sehen, wie es in Prosa leben kann. Die Erde stirbt nicht, eben so wenig die Familie oder die Rasse; aber Nationen können aufhören. — In Gottes Namen, da man es so will. Mir ist es nicht zweifelhaft.

Wir gingen nach der Kirche der Alcáçova, die wir bereits geschlossen fanden; dann schlugen wir die Straße zur Linken ein und schritten durch einen Weg, der heutzutage einem Engpaß zwischen Landhäusern gleich sieht, der aber

*) Wie einsam liegt die Stadt!

ehedem offenbar die vornehmste Straße dieser alten Residenzstadt war. Hier finden sich hart neben der Kirche Thüre und Fenster von der feinsten Arbeit im mozarabischen Geschmack, deren ich mich entsinnen kann.

Apropos, warum adoptirt man nicht auf unserer Halbinsel diese Bezeichnung „mozarabisch", wenn man das uns eigenthümliche architektonische Genre kennzeichnen will, in welchem sich der strenge christliche Gedanke der mittelalterlichen Baukunst durch die Berührung mit den sinnlichen Gewohnheiten der Mauren und ihrer üppigen Eleganz gemildert finden?

Welchem verzauberten Schlosse gehörte diese so herrlich gearbeitete Thüre an? Welche Schönheiten mochten sich von diesen reich bortirten Fenstern herniedergebeugt haben, um den erwählten Ritter ihres Herzens vorübergehen zu sehen? So reizend, so anmuthig sind diese losgelösten und von einer mörtellosen und rohen Mauer, welche die Façade derselben bildete, schlecht gehaltenen Steine, daß sie auch die schläfrigste Phantasie in jenen Feen- und Dichtertraum, den nur immer die Poesie aus den Mysterien des Mittelalters entstehen ließ, versetzen.

Wenige Schritte weiter steht in einer elenden verstümmelten Nische eine angebliche Büste des Dom Affonso Henriques, der man ein hohes Alter beilegt. Auf mich machte sie diesen Eindruck nicht.

Wir gelangen an das Sonnenthor; setzen wir uns hier, um die majestätische Aussicht zu genießen. Majestätisch ist sie, aber traurig. Das Ufer, welches hier steil zum Flusse abfällt, ist nackt und kahl. Wie im kümmerlichen bewachsenen Nacken eines Greises gedeihen hier kaum einige wenige Büschel eines aschfarbenen Grün, einer kriechenden Pflanze, die halb Frucht halb Kraut hier Salgadeira (Seeportulak) heißt und der Tradition nach von Afrika herüber gebracht worden sein soll, um die Erde an diesen steilen Hängen und Abgründen festzuhalten. Der Anblick und

das Treiben dieser Pflanze ist in der That afrikanisch, orientalisch, und hat nichts Europäisches an sich. Aber dieser hintere, westliche Theil unseres Spanien ist auch geologisch betrachtet bereits so afrikanisch, so wenig europäisch, daß eine Hierherpflanzung kaum nöthig war, und vielleicht blieb diese Erinnerung im Volk nur in Folge der Verwendung dieser Pflanze durch die Mauren zu dem obigen Zweck.

Dieses Sonnenthor soll da stehen, wo man in den alten Zeiten die Hinrichtungen vornahm. Dazu war der Ort gut gewählt, es gibt nichts Traurigeres, Melancholischeres. Hier steht ein viereckiger Thurm der Mauer, die hier einen Winkel bildet, um dann in der Richtung von Süden nach Norden weiter zu laufen. Auf dieser Seite ist die Befestigung und der Mauerbewurf nur wenig zerstört, und von dem Wartthurm aus, den wir bestiegen, kann man sich eine vollkommene Idee der ehemaligen ummauerten Stadt bilden.

Hier, sagte ich zu mir selbst, muß unser Frei Diniz, der alte Guardian von San Francisco — nach dem ich mich bereits wieder sehne — sein letztes Klagelied auf die Ruinen der alten Monarchie herabgeweint haben. An dieser trostlosen, melancholischen Stelle müssen seine letzten Thränen geflossen sein. Er, der sonst nicht weinte, wird hier das gefunden haben, was seinen Augen die Wasserquellen entlockte, nach denen sein Herz verlangte, um die Last von ihm abzunehmen, die ihn in der Dürre und Oede seines trostlosen Alters bedrückte.

Diese Ideen gingen mir durch den Kopf, als der Geschichtschreiber, der uns noch so viele Kapitel von Joaninha und ihrer Familie schuldig war, zu uns sagte:

Setzen wir uns hier in den Schatten dieser Mauer und beenden wir die Geschichte von dem Mädchen der Nachtigallen. Später gehen wir dann nach Ribeira, um des Schwertfegers zu gedenken. Morgen früh aber sehen wir

die Graça, das heilige Wunder, San Domingos und San Francisco. Heute wollen wir jene Geschichte abschließen.

So sei es, erwiderten wir.

Wir treten also in ein neues Kapitel, lieber Leser: und jetzt brauchst du keine Furcht mehr vor den fatalen Abschweifungen und Unterbrechungen, an denen ich leide, zu haben. Die Geschichte unserer Joanninha wird von jetzt an fortlaufen, bis sie an ihr Ende gelangt sein wird.

Wird dieses ein gutes oder ein schlimmes sein? Ehedem hielt man einen Roman, ein Drama, in dem Niemad zu Grunde ging, für seicht, für geschmacklos; heut zu Tage hat man einen gewissen Abscheu vor dem Tragischen, vor dem Entsetzlichen, wie dies vollkommen mit dem Jahrhundert der materiellen Bequemlichkeit, in dem wir leben, stimmt.

Nun, mein lieber und wohlgeneigter Leser, ich richte mich weder in meinen Grundsätzen noch in meinen Zielen nach irgend einer Schule, und werde deshalb die Sache gerade so erzählen, wie sie sich zugetragen hat.

Höre denn!

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wir kehren zur Geschichte Joanninha's zurück. — Kriegerische Vorkehrungen. — Der Tod. — Carlos verwundet und gefangen. — Das Spital. — Das Krankenzimmer. — Georgine.

Höre denn! sagte ich am Schlusse des vorigen Kapitels zum geneigten Leser. Aber es genügt nicht, daß er höre; er muß auch die Güte haben, sich dessen zu erinnern, was er im fünfundzwanzigsten Kapitel vernahm, und in welcher Lage wir die beiden Geschwisterkinder Carlos und Joanninha dort verließen.

In diesem ungereimten unclassifizirbaren Buche meiner Wanderungen bricht zwar der Faden der Geschichten und Betrachtungen nicht ab, aber er verwickelt sich manchmal in einer Weise, daß er sich, wie ich wol sehe und fühle, in

dem wirren Gewebe nur mit großer Geduld unterscheiden und verfolgen läßt.

Gehen wir also mit Geduld zu Werke, lieber Leser; ich werde mein Möglichstes thun, um kurz zu sein und vorwärts zu kommen.

Erinnere dich, wie sich jene Beiden in einer klaren, ruhigen Sternennacht mitten im Thale von einander verabschiedeten, wie Beide dabei so traurig, so voll von Zweifeln, so unglücklich, so anders, so ganz anders als vorher waren.

In derselben Nacht entstand unter den Posten der Constitutionellen jene geordnete Verwirrung, wie sie eine beabsichtigte große militärische Bewegung immer mit sich bringt. Auf die lange Apathie so vieler Monate folgte eine unerwartete Thätigkeit. Es bereiteten sich die blutigen Kämpfe von Pernes und von Almoster vor, welche zwar nicht sofort entscheidend waren, die aber doch das Ende des Kampfes bedeutend beschleunigten.

Carlos fand einen Befehl vor, sich im Hauptquartier einzufinden und ging augenblicklich dahin ab. Den Kopf voll der verschiedenartigsten Gedanken, wirr und sich selbst entfremdet folgte er mechanisch dem Körper. Er langte an, erhielt seine Instructionen und kehrte ruhiger, befriedigter zurück.

Es handelte sich darum zu sterben. Was wahrer Seelenkummer ist, weiß der nicht, der noch nie den Tod, den er vor sich sah, gesegnet, der ihn noch nie als das einzige Heilmittel für sein Uebel oder was noch verzweifelter ist, als den einzigen Ausweg aus schweren Wirren beschworen hat.

Allerdings kommen solche Momente selten im Leben; aber wenn sie kommen, so ist es nicht übertrieben, wenn man sagt: lieber, viel lieber sterben, als dies durchmachen.

O wenn der Tod, den wir vor Augen haben, ehrenvoll, ruhmvoll ist, wenn Begeisterung die Nerven spannt und sie in jenen geheimnißvollen Tönen erzittern läßt, welche das Menschenherz packen, es zu einer erhabenen

Selbstverläugnung erheben, zu einer Verläugnung alles Dessen, was in unserer Natur klein, niedrig und gemein ist, — o dann erscheint der Tod als ein Triumph, als ein Segen!

Carlos vergaß Alles außer seinem Degen, den er mit größter Sorgfalt schliff, und seinen guten und sichern englischen Pistolen, die er sorgfältig reinigte, lud und deren Pfannen er mit der wahren Liebe eines Künstlers, der an eine liebe Arbeit die letzte Feile legt, mit frischem Pulver versah.

Darüber vergingen die wenigen Stunden der Nacht, die ihm noch blieben; der Marsch begann vor Anbruch des Tages. Die ersten Strahlen der Sonne wurden schon von dem Knattern der Gewehre und dem Donner der Kanonen begrüßt.

Man kämpfte lange und hartnäckig, wie Brüder, die sich mit dem ganzen Hasse befehden, der ehedem Liebe war, dem grausamsten Hasse, den die Natur kennt.

Schon neigte sich der Tag, als man in ein Spital zu Santarem mehrere Bahren mit Verwundeten trug, unter denen sich auch Einer befand, der ganz mit Kugeln gespickt und mit Blut bedeckt war. An den Resten der Uniform und an einem gewissen, wohlbekannten, und damals charakteristischen Wesen erkannte man, daß er dem constitutionellen Heere angehörte.

Dieser Mann hatte viele und gefährliche Wunden. Man legte ihn auf eine mit Stroh bedeckte Pritsche; als die Reihe an ihn kam, wurden auch seine Wunden untersucht und verbunden, wie die der Uebrigen. Er gab kein Zeichen, daß er leide, seine Augen waren geschlossen, sein Puls ging stark, aber nicht fieberhaft; er sprach keine Sylbe, stieß keinen Seufzer aus und ließ Alles mit sich anfangen; nur daß er mit der linken Hand Etwas, was ihm an einem schmalen, schwarzen Band um den Hals hing, fest gegen die Brust drückte.

So ließ man ihn, bis er einschlief. Sein Schlaf dauerte nicht lange, aber er war fest. Als er erwachte, sah er sich nicht mehr in dem Karavanserei jenes vollgepfropften Spitals, sondern in einem kleinen, luftigen, reinen und ziemlich bequem eingerichteten Gemach, das einer Klosterzelle glich. Nur das gute Bett, in dem der Leidende lag, und die außerordentliche Eleganz des Krankenwärters, der bei ihm wachte, stimmte nicht mit einer solchen.

Es war in der That eine Zelle im Franziskanerkloster von Santarem, und der Leidende unser Carlos; der Krankenwärter aber, der bei ihm wachte, ein schönes Weib, nicht über die gewöhnliche Größe, aber auch nicht eine Linie unter derselben. Sie war in die weiten Falten eines seidenen Gewandes von jener gediegenen Farbe gehüllt, die im Jargon der Rue Vivienne „scabieuse“ heißt. Den Kopf schmückten die feinsten Brüsseler Spitzen, mit schwarzen und granatfarbenen Schleifen, welche die Durchsichtigkeit der Blonden, die außerordentliche Anmuth der langen goldenen Locken und die symmetrische Reinheit des ovalen, classischen Gesichts noch mehr hervorhoben. Es war nicht sehr belebt und ausdrucksvoll, aber schön, so schön nur immer ein Gesicht sein kann, in welchem sich die Seele nur wenig wiederspiegelt und wo das ruhige Schmachten blauer Augen die Energie des Gefühls — das vielleicht deshalb nicht weniger tief ist — mäßigt und kühlt.

Vor Carlos' Bette knieend, die rechte Hand zwischen den seinigen, die Augen trocken aber fest auf die gesenkten Augenlider des Soldaten geheftet, lag dieses Weib wie eine Bildsäule des Schmerzes und der Angst. An einer inneren Thüre, die nach einem dunkeln Alkoven ging, stand die Arme gekreuzt und in die Aermel geschoben, und die Kaputze über den Kopf gezogen, ein alter, hoher, aber von der Last der Jahre oder der Leiden gekrümmter Mönch.

Der Mönch betrachtete den Kranken und die Krankenwärterin, wollte aber offenbar selbst nicht gesehen sein, denn

bei der geringsten Bewegung des Verwundeten prallte er wie erschrocken nach dem Innern des Alkoven zurück.

Eine einzige Wachskerze beleuchtete das Zimmer, und gab ihm tiefe Schatten und einen Ton von wahrhaft magischer Feierlichkeit.

Noch immer hielt Carlos' Linke mit gleicher Beharrlichkeit die Reliquie oder den Talisman, oder was es war, was er von seinem Herzen nicht loslassen wollte. Die schöne Krankenwärterin küßte zuweilen jene hartnäckige Hand, die bei jedem Kusse, wenn auch die leichte Berührung der zarten Lippen noch so sanft und schüchtern war, erbebte.

Die andere Hand lag zwischen den ihrigen, war aber vollständig gefühllos.

Es herrschte das Schweigen des Grabes; man vernahm nur das unsichere und schwere Athmen des Kranken.

Plötzlich öffnete Carlos die Lippen halb und rief auf englisch: Oh Georgina, Georgina! I love you still!

Zwei Thränen — zwei jener Perlen, die sich im Herzen mit so viel Schmerzen gebären und den Wimpern manchmal mit so viel Wonne entfließen — brachen aus dem himmlischen Blau der Augen der Dame und rollten sanft über die todesblassen Wangen.

Carlos erwachte jetzt vollends, öffnete die Augen und heftete sie fest auf das Engelsantlitz dieses Weibes.

So blieb es einige Minuten lang; sie sprach Nichts, weder mit Lippen noch durch Geberden; nur ihre Thränen redeten, die leise, leise herabrollten, wie eine ewige Quelle, die ohne Anstrengung, ohne äußern Antrieb über einen natürlichen Abhang herabrinnt.

Wo bin ich, Georgine?

In meinen Armen.

Was ist mit mir geschehen?

Du weißt, daß du nur dort glücklich bist.

Ich weiß — sollte es wissen.

Du wirst es erfahren. Die Vergangenheit —

Die Vergangenheit? welche?

Die Vergangenheit — ist vergangen.

Und die Zukunft.

Ich glaube an keine Zukunft.

Weshalb?

Weil du mir sagtest, ich solle nicht daran glauben.

Ich! — ich bin ein —

Ein Mensch.

Oh!

Es ist genug, ruhe. Morgen sprechen wir weiter.

Ich bin verwundet, schwer verwundet; jetzt schmerzt es mich, bis jetzt schmerzte es nicht.

Du bist verwundet, aber nicht gefährlich; und ich bin hier. Schlafe!

Ich kann nicht. Was ist das für ein Haus?

San Francisco de Santarem.

Barmherziger Gott!

Du bist gefangen; werde gesund und ich befreie dich.

Du! — Und wie kommst du hierher?

Ich suchte dich und fand dich so.

Georgina!

Was hast du da so fest in deiner linken Hand?

Sieh: ein Medaillon mit deinen Haaren.

Du liebst mich also noch?

Ob ich dich liebe? Wie am ersten —

Lüge nicht, Carlos — und schlaf.

O mein Gott, mein Gott! Georgine hier, und ich in diesem Zustand — Und meine Leute?

Deine Leute sind wohl.

Wo?

Hier in Santarem.

Ich will — nein, ich will nicht. O ja, ich will sterben. Sei barmherzig, mein Gott!

Beruhige dich, Carlos.

Aber Carlos beruhigte sich nicht; er schwieg, weil der

Strom seiner Gedanken und das Unerwartete seiner Lage ihm die Stimme benahm und die Schwächung seiner Kräfte auch die Bewegung seines Körpers lähmte; aber in seinem Innern quälte sich der aufgeregte Geist in tollen Phantasien. Er litt schrecklich.

Beruhigende Getränke minderten seine Aufregung, so daß die Nacht ruhig verlief; und am Morgen gab der Leidende dem Arzt, der ihn besuchte, keine Ursache mehr, etwas zu besorgen.

Doch verbot man ihm das Sprechen; und Georgine hatte den Muth, ihm zu widerstehen, ihm keine Antwort zu geben, wenn er diese Vorschrift übertreten wollte, von der sein Leben abhing — und ihr Leben, denn die Unglückliche liebte ihn — o sie liebte ihn, wie man nur einmal in diesem Leben liebt.

Es vergingen Tage und Wochen, es ging Carlos besser, er war gerettet. Georgine konnte eines Tags zu ihm sagen:

Carlos, mein Carlos! du bist jetzt außer Gefahr, ich werde dich den Deinigen zurückgeben.

Den Meinigen?

Ja, den Deinigen, deiner Großmutter, deinem Bäschen —

Joanninha! o Joanninha!

Deine Großmutter, die gleichfalls dem Tode nahe war, die aber jetzt ebenfalls wieder gesund ist, weiß nicht, daß du hier bist. Wir haben es auch vor deinem Bäschen verborgen gehalten.

Ach!

Ja, wir mochten weder der Einen noch der Andern Etwas davon sagen, bis wir Gewißheit über deine Besserung haben würden. Heute aber wirst du sie sehen. Und ich —

Du?

Ich habe jetzt hier nichts mehr zu schaffen.

Georgine?

Carlos!

So liebst du mich also nicht mehr?

Nein. — —

Es entstand ein furchtbares, bängliches Schweigen, wie die Windstille, die einem Orkan vorangeht. Georginens Antlitz war unbeweglich, Carlos krümmte sich unter einem schrecklichen, unbeschreiblichen Druck.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Carlos und Georgine. — Auseinandersetzung. — Ich liebe dich nicht mehr! ein entsetzliches Wort. — Die wahre Liebe ist nicht blind. — Wieder der Mönch im Spiel. Ecce iterum Crispinus. Da ist wieder unser Frei Diniz.

Du liebst mich nicht mehr, Georgine? Du? rief Carlos nach einem langen und peinlichen Kampfe mit sich selbst. Du liebst mich nicht mehr, Georgine? Ich bin dir nichts mehr hienieden? Jene blinde, tolle, unendliche Liebe, welche du über meine Seele ausgossest, von der dein Herz überfloß; jene Liebe, die, wie ich mir einredete, die aufrichtigste, vielleicht die einzig wahre Frauenliebe war, die es noch in der Welt gab, diese Liebe sollte aufgehört haben, Georgine? In deiner Brust sollte die heilige Quelle, der sie entströmte, versiegt sein? Weder die Erinnerung an unser vergangenes Glück, noch der Gedanke an die grausamen Kämpfe, die es uns kostete, an die großen Opfer, die du für mich brachtest, nichts, nichts sollte in deiner Seele ein, wenn auch noch so schwaches Echo wach gerufen haben, ein Echo der alten Harmonie unseres Lebens — ja unseres Lebens, denn wir schmolzen die zwei Erscheinungen unseres Daseins in eins! O weshalb lebte ich, wenn ich diesen Tag erleben sollte! Und welche raffinirte Grausamkeit trieb dich, ein Leben zu retten, das du verdammtest, das du hinopfertest, als du es von dem deinigen trenntest?

Carlos, erwiderte Georgine im Tone eines kühlen aber bedauernden Mitleids, der ihn noch mehr außer sich brachte,

Carlos, schone das bischen Kraft, das du noch hast. Die Gemüthsbewegung, der du dich hingibst, könnte dir schädlich sein. Beruhige dich. Du täuschest dich und möchtest nun, ohne es zu wollen, auch mich täuschen. Geh' in dich, Carlos! Wir wollen ruhig über unsere Lage sprechen, die allerdings weder für das Eine noch für das Andere angenehm ist, die sich aber ertragen läßt, wenn wir Verstand genug besitzen, um ihr voll und ohne Furcht ins Gesicht zu sehen und uns freimüthig und ehrlich davon zu überzeugen, wie es eigentlich mit uns steht. Höre mich an, Carlos: du hast mich sehr geliebt —

O wie, wie sehr! Kein Mensch —

Gewiß! Wenige haben noch geliebt wie du — wer weiß! vielleicht Niemand. Ich will diesen letzten Wahn nicht verlieren — ich habe ja keinen andern mehr. Vielleicht liebte Niemand, wie du mich liebtest — oder zu lieben glaubtest. Ich — o ich liebte dich — bei dem ewigen Gott, der mich hört — ich liebte dich mit einer Verblendung der Seele, einer Einfalt des Herzens, einer so vollständigen Hingebung, einer so gänzlichen Selbstverläugnung, daß ich wirklich glaube, man darf eine solche Liebe nur seinem Gott weihen, nur seinem Schöpfer darf das Geschöpf sie darbringen. Ich bin dafür gestraft: ich habe es verdient.

Georgine! Georgine!

Laß mich! Auch ich will jetzt meinen Gefühlen Luft machen. Höre mich, du bist verpflichtet mich zu hören. Du weißt am besten, ob ich dir Beweise jener Liebe gab; sage selbst, ob, seit ich dich liebte, ein Wort, eine Geberde, ein einziger Gedanke, ein einziger Blitz meiner Phantasie von dieser unbeschränkten, ausschließlichen Hingebung meines ganzen Seins abwich?

Nein, mein Herz! nein, mein Leben, nein! Du bist ein Engel, du bist —

Ich bin ein Weib, das dich liebte, wie man — wie ich glaube, gewöhnlich nicht liebt.

Nein, gewiß nicht.

Wir waren glücklich, es ist wahr; ich glaube, daß noch wenige Liebende so glücklich waren, wie wir es die wenigen Tage waren, da dieses dauerte. — Du gingst nach deiner Insel, du mußtest gehen, ich sah es ein und ergab mich darein. Deine Briefe trösteten mich, deine feurigen Briefe, die du mit dem reinsten Blute deines Herzens schriebst. Nie zweifelte ich an dem, was sie mir sagten: so lügt man nicht, du logst damals nicht. Es ist nicht wahr, daß die Liebe blind ist; die gewöhnliche Liebe kann es sein, eine Liebe, wie die meinige, die wahre Liebe hat Luchsaugen; ich sah wohl, daß ich geliebt war. Du schriebst mir nie, um mich deiner Treue zu versichern, und ich wußte, ich sah, daß du mir treu warst. So vergingen Monate, Jahre. Auf der Insel und in Porto warst du derselbe. Ich litt sehr, aber ich lebte von der Hoffnung — ein trauriges Leben, aber ein süßes Leben. Endlich kamst du nach Lissabon, kamst hierher — und deine Briefe, die nicht weniger zärtlich, nicht weniger leidenschaftlich waren —

Wenn ich je einen Augenblick aufgehört habe —

Mit einer ausdrucksvollen Geberde, einer sanften, aber entschiedenen Abwehr legte Georgine die Hand auf den Mund des armen Carlos, als wollte sie ihn verhindern, eine Lästerung auszusprechen. Er ergriff ihre Hand mit seinen beiden und küßte sie tausendmal mit einer Heftigkeit, einer wahren Wuth, einem Strom von Thränen und Seufzern, die dem Gleichgiltigsten das Herz zerrissen hätten. Die unbewegliche Strenge des schönen Gesichts der Dame ward erschüttert, die Wimpern ihrer Augen senkten sich; aber wenn auch eine rebellische Thräne bis an sie herankam, so floß sie schnell wieder ins Herz zurück; denn als sie die Blicke wieder erhob und sie ruhig auf die ihres Geliebten heftete, waren die reinen, himmlischen aber wie die eines beleidigten Engels strengen Augen trocken.

Sie fuhr fort:

Deine Briefe, die nicht weniger zärtlich und nicht weniger leidenschaftlich waren, begannen doch weniger natürlich zu werden, mehr übertrieben — sie waren somit weniger wahr. Ich fühlte es, ich sah es — ich glaubte, ich müsse sterben. Eine mir befreundete Familie reiste damals nach Portugal, ich begleitete sie. Kaum war ich angelangt, so trachtete ich nach sichern Mitteln, um zwischen den beiden feindlichen Lagern hin- und hergehen zu können, und erhielt sie; mein Herz sagte mir, daß mir dies noch nothwendig werden würde. Und es war so. Ich kam an dem Tag in das Thal, da du es verließest, um in jenes unglückliche Treffen zu marschiren, das dir fast das Leben kostete. Ich fand dich gefangen und halb todt im Spital. Neben dir stand ein Mönch —

Ein Mönch! Mein Gott, sollte er —?

Er war es.

Du weißt also?

Ich weiß; ich sagte ihm, wer ich sei und was du mir seist —

Du sagtest es ihm?

Ich that's. Ich weiß nicht, ob ich damit recht oder nicht recht that, ich weiß nur, daß mir gleichgiltig war, was ich that.

Ich erkannte bald, daß ich mich in dem Vertrauen, das ich in ihn gesetzt, nicht getäuscht hatte. Wir brachten dich in dieses Kloster, behandelten dich und retteten dir endlich das Leben. Und in so weit diese Sorge mich von den andern befreite, war ich — war ich glücklich. Deine Leute — deine Familie im Thal kam gleichfalls nach Santarem, deine Großmutter und dein Bäschen, Carlos —

Joanninha! Joanninha ist hier?

Sie ist es, beruhige dich; ich sagte dir bereits, du sollst sie bald sehen.

Ich! Ich, weshalb? Ich will mich —

Ich will es, du sollst sie sehen. Du weißt ja, daß ich Alles weiß.

Was Alles, Georgine?

Soll ich es dir wiederholen? Ich will es wiederholen: daß du dein Bäschen liebst, daß sie dich anbetet. Und bei Gott, Carlos, auch ich liebe sie bereits, als ob es meine Schwester wäre. Begreifst du nun, daß ich dich nicht mehr liebe? Begreifst du, daß Alles zwischen uns aus ist, und daß ich in dir nichts Anderes mehr sehe, nichts Anderes mehr sehen kann als den Bräutigam, den Gatten des unschuldigen Geschöpfes, das ich unter meinen Schutz genommen habe und dem du, ich schwöre es, angehören sollst.

Du schwörst falsch.

Wie das? Willst du denn noch mehr Opfer? Bist du nicht zufrieden, daß ich vernichtet bin? Ich bin wenigstens nicht von deinem Blute. Und diese hinfällige Alte, welche deine Großmutter ist, die in Wahrheit zweimal deine Mutter war, da sie dich erzog — diese Unschuldige, die dich in der Einfalt ihres Herzens liebt — und dieser arme alte Mönch —

O dort geht er, ich sehe ihn wohl, dort geht der böse Geist meiner Familie. Verflucht seist du, Mönch!

Der Unglückliche hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als die Thüre zum Alkoven sich weit öffnete und die strenge, asketische Gestalt des Frei Diniz vor ihm stand.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Carlos, Georgine und Frei Diniz. — Die Entwickelung des Dramas.

Carlos lag in halbsitzender Stellung auf einer Chaise longue; Georgine stand mit gekreuzten Armen und in der Haltung nachdenklicher Ruhe zu seinen Füßen. Eine glänzende Maiensonne traf die runden Scheiben des kleinen Fensters, welches allein dem Gemach Licht zuführte; die außerordentliche Helle war durch einen langen und weiten Vorhang gedämpft.

Carlos griff hastig nach dem Vorhang und riß ihn

zurück, um das Zimmer heller zu machen. Ein greller Sonnenstrahl fiel gerade in das abgemagerte Gesicht des Mönchs und strahlte aus seinen hohlen Augen zurück; es war wie ein Blitz himmlischen Zorns, der die beiden Liebenden erbeben machte.

Es war aber nur ein Blitz; er verschwand, er erlosch alsbald. Jene Augen wurden wieder todt, stumm, starr und gläsern wie die eines Menschen, der eben gestorben ist und dem man die Augendeckel noch nicht geschlossen hat.

Aber auch so noch besaßen jene Augen die magnetische Kraft, die der andern so zu fesseln, daß diese nicht einmal zu zucken wagten.

Gebückt, auf einen dicken Stock gestützt, den Kapuzhut unter dem Arm, machte der Mönch ein paar zitternde Schritte nach der Stelle, wo die Beiden standen, wobei er mit Mühe die losen Schuhe nachschleppte, die einen schlurfenden Ton von sich gaben und Jeden, der sie hörte, ich weiß nicht weshalb, erbeben machten.

Er blieb in geringer Entfernung stehen und sprach, indem er eine schwache und dünne, aber feierliche Stimme aus dem Innersten der Brust holte, zu Carlos:

Du hast mich verflucht, mein Sohn, und ich komme, um dir zu verzeihen. Du verabscheust mich, Carlos, mit der ganzen Kraft deiner Seele, mit der ganzen Energie deines Herzens; und ich komme dir zu sagen, daß ich dich liebe, daß ich mein Leben für dich geben würde, daß sich aus dem Grunde meines Herzens jene unermeßliche Liebe erhebt, die ihres Gleichen nicht hat, um dich um Mitleid zu bitten, um dich anzurufen im Namen Gottes und der Natur, um dich bei Allem, was es Heiliges im Himmel und Verehrungswürdiges auf Erden gibt, anzuflehen, daß du diesen Fluch von dem Haupte eines Sterbenden nehmen mögest, mein Sohn.

Diese Worte waren in einem Tone gesagt, kamen mit einer Heftigkeit aus dem Innern der Seele, daß die Lippen

sie nicht aussprachen, daß die Worte diese vielmehr aufbrachen und herausstürzten.

Der Soldat schien über das was er hörte, bestürzt, verwirrt, ohne Verständniß dafür. Die bis dahin unbewegliche, und gegenüber von ihrem Geliebten harte und unerschütterliche Georgine fühlte sich jetzt von dem Gram des Greises gerührt. Der Schmerz, der sich in jenen Grabestönen aussprach, und aus den Furchen des Leichengesichtes hervorperlte, hätte ja einen Stein erbarmen können.

In diesem Augenblick erhob sich ein wirrer Lärm, ein unbestimmtes, dumpfes Geräusch von tausend Tönen, die sich entfernten, sich wieder begegneten, zurückkehrten, gingen und kamen, sich zerstreuten, um sich wieder zu vereinigen und sich endlich wieder zerstreuten, es hallte durch die Stadt hin, breitete sich auf den Plätzen aus, concentrirte sich in den Straßen und sandte in jene einsame Klosterzelle ein dumpfes Echo, wie das Meer, wenn es sich mit dem melancholischen Murmeln, das einem Auquinoctialsturm vorausgeht, von der Küste zurückzieht.

Hörst du jenes wirre Geräusch, Carlos? Deine Sache triumphirt, die Sache jener Thoren unterliegt, die Sache Gottes verläßt sich selbst. Die Stunde ist gekommen, Belsazers Worte sind an der Wand erschienen; Verwirrung und Tod herrschen jetzt allein auf der Erde. Ich will gehen da zu sterben, wo es noch einen Gott gibt. Verzeih mir diese Lästerung, Herr! — Ich meine, da, wo sein Name noch nicht entheiligt und verlästert ist. — — An einem Felsen, unter einem Baume vielleicht, an irgend einer verborgenen Stelle dieser Haide, wo man mir wenigstens diese Kutte nicht zerreißt, wo man mich nicht in meinen letzten Augenblicken beschimpft, weil ich ein Mönch bin, ein Mönch, Mönch, ein verfluchter Mönch! Aber als Mönch will ich sterben und muß ich sterben. O hätte ich auch so gelebt!

Aber was ist denn geschehen?

Der Rest des Royalistenheeres räumt in diesem Au-

genblick Santarem; sie fliehen nach Alemtejo. Die Constitutionellen haben bei Asseiceira gesiegt, für uns ist Alles aus. Ich bedarf nur noch eines Wortes, Carlos, willst du es sagen?

Ich?

Ja du, Carlos. Nimm die schrecklichen Worte zurück, die du ausgesprochen hast, und im Namen Gottes, mein Sohn, verzeihe ich dir —

In Carlos' Busen erhob sich ein schwerer Kampf. Abscheu und Mitleid, Haß und Barmherzigkeit gingen und kamen nach einander vom Herzen in die Züge, und kehrten vom Antlitz nach der Brust zurück. Ein unwillkührlicher Ausruf entschlüpfte während dieses Kampfes seinen Lippen.

Pater! Pater! und wer mordete meinen Vater, wer machte meine Großmutter blind und beschimpfte meine — meine ganze Familie?

Du hast Recht, Carlos, das war ich. Ich that das Alles. Tödte mich. Aber ach! tödte mich, tödte mich mit deinen Händen und fluche mir nicht. Die göttliche Gerechtigkeit will es, daß es so sei. Ja mein Gott! von seinen Händen, o Herr! Es sei so, dein Wille geschehe.

Der Mönch fiel platt auf den Boden, hob die Hände gegen den Jüngling und rief:

Tödte mich, tödte mich! hier ist ja nur noch wenig Leben; du brauchst mir nur den Fuß auf den Hals zu setzen, zertritt so die giftige Schlange, die deine Familie gebissen hat, die ihr Unglück gewesen ist, und Aller derer, die die Schlange liebten. Ja, Carlos, sei du der Vollstrecker des göttlichen Zorns. Tödte mich. So viele Jahre der Reue und der Gewissensbisse haben es nicht vermocht; tödte mich, befreie mich von mir selbst und von dem Zorn Gottes, der mich verfolgt.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Wiedervereinigung der ganzen Familie. — Enthüllung der Geheimnisse. — Das Herz des Weibs. — Der Vatermord. — Carlos küßt endlich dem Frei Diniz die Hand und umarmt die arme Großmutter.

Georgine sprach zu Carlos:

Gib diesem Manne die Hand, erhebe ihn und sage ihm die Worte der Verzeihung, um die er dich anfleht.

Carlos machte eine energische Geberde des Abscheus und des Widerwillens. Georgine ließ sich neben dem Pater auf die Kniee nieder, nahm seine Hände in die ihrigen und streichelte sie voll Mitleid; dann hob sie ihm den Kopf empor, lehnte ihn gegen sich und beruhigte ihn allmählich. Der Greis war wie ein wimmerndes Kind, welches sich in den Armen einer Mutter erwärmt; jetzt ließ er nur noch von Zeit zu Zeit einen leisen Seufzer hören.

Beide lagen auf den Knieen, der Mönch und die Dame, er hielt sich mit Mühe, sie stützte den unmächtigen Körper des Greises mit ihren Armen und gegen ihre Brust. Und Georgine sprach mit jenem unwiderstehlichen Tonfall, welchen die Töchter Eva's von ihrer ersten Mutter ererbten, und den ihr entweder vorher die Engel gelehrt hatten, oder den sie nachher von der Schlange lernte, einem Ton, der die letzte und mächtigste der weiblichen Waffen ist:

Dieser Mensch stirbt, Carlos, willst du ihn so sterben lassen, mein Carlos?

Aller Haß, alle Kränkungen schwiegen, verschwanden vor jenen Worten des flehenden Engels. „Mein Carlos“ in diesem Tone gesprochen, das hatte er schon lange nicht mehr gehört, dem konnte er nicht widerstehen; er streckte die Arme gegen den Mönch, sank neben ihm auf die Kniee und eine einzige Umarmung vereinigte alle Drei.

Wie in der unsterblichen Gruppe des Laokoon fühlten sich der Greis und die beiden jungen Leute von den Schlan-

gen des gleichen Schmerzes umwunden, von dem gleichen Gram erdrückt.

So standen sie lange; und man vernahm nichts von ihnen als Seufzer, die sich lösten, und jenes leise Rinnen der Thränen, das mehr dem Herzen als dem Ohr vernehmbar ist.

Endlich sprach der Mönch mit kaum hörbarer, schüchterner Stimme:

Carlos, mein Carlos, verzeih auch — o verzeih den Manen deiner unglücklichen Mutter!

Der Jüngling zuckte krampfhaft empor, wie ein Leichnam unter der galvanischen Säule. Aufrecht, starr, furchtbar und bebend schrie er mit einer Donnerstimme:

Teufel! eingefleischter Teufel in Menschengestalt, woran erinnerst du mich? Du sagtest vorhin: nur von meinen Händen dürfest du sterben? Ganz recht! Das sollst du auch, Ungeheuer!

Er stürzte nach einem ungeheuern Leuchterstock von heiligem Holze, der daneben stand, einer furchtbaren Herkuleskeule, stark genug, um selbst eiserne Schädel damit einzuschlagen, wie viel mehr die fleischlose Hirnschaale des Mönchs! Mit beiden Händen schwang er ihn in der Luft, und der Greis streckte ihm den Kopf hin, als sehnte er sich zu sterben. Georgine schloß unwillkührlich die Augen, ein großes, fürchterliches Verbrechen sollte geschehen.

Da tönten zwei gellende Schreie, zwei Schreie der Verzweiflung und des Entsetzens durch das Zimmer, wie sie nur von Menschen ausgehen können, die zwischen Tod und Leben schweben. Eine hinfällige, halb todte Greisin, die von einem kaum etwas über sechzehn Jahre alten Mädchen hereingezogen wurde, stand vor Carlos, und beide deckten mit ihren schwachen Leibern die elende Gestalt seines Opfers.

Sohn, mein Sohn! keuchte die Alte aus röchelnder Brust, es ist dein Vater, mein Sohn. Dieser Mann ist dein Vater, Carlos!

Der mächtige Leuchterstock entsank den Händen des Jünglings und rollte schwer und dumpf auf den steinernen Boden. Carlos stürzte ohnmächtig zusammen. Mit einem Sprung war Georgine bei ihm und lehnte ihn gegen die Chaise longue. Er lag in Blut gebadet; eine Wunde am Halse war ihm in Folge der ungeheuern Erregung wieder aufgegangen. Die zwei alten Leute knieten neben ihm nieder. Die beiden Mädchen bemühten sich um die Wette, ihn zu sich zu bringen und ihm das Blut zu stillen. Das Cambray-Taschentuch, die Spitzen um Hals und Kopf wurden zu Binden und Compressen verbraucht. Endlich ließ das Blut sich stillen.

Wunderbare Schönheit des weiblichen Herzens, edle Hingebung, die all' die unendlichen Fehler des Weibes vergessen und verzeihen läßt! Diese beiden Mädchen liebten jenen Mann. Der Mann verdiente diese Liebe nicht, nein, bei Gott! Das Ungeheuer liebte sie beide, damit ist Alles gesagt. Und sie wußten es, sie fühlten es, und hielten ihn eines tausendfachen Todes für würdig, und dennoch arbeiteten sie um die Wette, ihn zu retten.

Das können **wir** nicht.

Und deshalb bewundern wir sie so sehr.

Und verzeihen ihnen so viel.

Und vergessen so viel.

Aber so lieben können wir nicht, das ist und bleibt wahr.

Wir lieben besser, das ist richtig, aber nicht so tief.

Der Jüngling verharrte in seiner Ohnmacht. Frei Diniz und die Alte beteten. Georgine und Joanninha — es war natürlich Joanninha — sahen einander an, errötheten und blieben stumm. Endlich streckte die Engländerin dem liebenswürdigen Mädchen die Hand hin, erbebte unwillkührlich, sprach aber mit Festigkeit zu ihr:

Es bleibt dabei, Joanninha! Ich liebe ihn schon nicht mehr. Ich verspreche es.

Ich liebe ihn immer mehr, Georgine, er ist so unglücklich.

Schwörst du mir ihn nie zu verlassen, immer ob ihm zu wachen, ihn vor sich selbst zu schützen, denn er ist selbst sein schlimmster Feind!

Ob ich es schwöre!!

Dann lebe wohl, Joanninha! Ich bin hier zu viel. Ich habe bereits gehört, was ich nicht hätte hören sollen. Die Geheimnisse deiner Familie gehören mir nicht an. Das Herz dieses Mannes ist nicht mein, und ich will es auch nicht. Es ist ein edles, ein großes Herz, Joanninha! aber — lasse dich nicht von ihm beherrschen, wenn du es dir sichern willst. Leb wohl. — Santarem ist von den Royalisten verlassen, ich gehe nach Lissabon. Tröste deine gute Großmutter und diesen armen Greis. Er ist nicht so schlimm, ich bin dessen gewiß —

O nein! Carlos hält ihn für den Mörder seines Vaters, und das ist falsch. Meine Großmutter hat mir Alles gesagt.

Falsch! murmelte Carlos, ohne die Augen zu öffnen; es ist falsch? Er war es nicht, der meinen Vater tödtete?

Nein, mein Sohn, rief die Alte; nein, mein Sohn, dieser Unglückliche ist selbst dein Vater.

Und meine Mutter?

Deine Mutter — und ich, wir sind zwei unglückselige Geschöpfe. Was soll ich weiter sagen? Deine Mutter liebte diesen Mann —

Ah! rief Carlos, ah! und heftete die erstaunten Blicke auf die Großmutter und den Mönch, die die ihrigen zu Boden schlugen und wie zwei Sünder vor ihrem unbeugsamen Richter aussahen.

Aber dieser Mann, der — der durchaus mein Vater sein soll — Großer Gott! er tödtete den Andern.

Ich vertheidigte mich, ich vertheidigte mein elendes Leben. O hätte ich es nicht gethan! Und warum, warum wollte ich leben? Um dies zu erleben!

Und mein Onkel, der Vater Joanninha's? Mußte auch er durchaus sterben?

Beide hatten sich verbunden, um mich zu ermorden und fielen auf der Haide verrätherischer Weise über mich her. Ich kannte sie nicht; es war eine stockfinstere Nacht. Ich vertheidigte mich, ohne zu wissen, gegen wen, und hatte das Unglück, mein Leben auf Kosten des ihrigen zu retten. Möchtest du nie fühlen, mein Sohn, was ich fühlte, als ich eine Leiche um die andere faßte, um sie in den Fluß zu werfen und nun meine Opfer erkannte! Es war Winter, das Hochwasser ging stromaufwärts; als es fiel und man die bereits halb verwesten Leichname fand, erkannte Niemand ihre Todesart; man glaubte, sie seien ertrunken. Niemand wußte die Wahrheit, als ich — und deine unglückliche Mutter, der ich sie zu meiner eigenen Strafe sagte, deine Mutter, die ich am Herzeleid, an ihren Gewissensbissen sterben sah, die in meinen Armen verschied, während sie jenen beweinte und mich verfluchte. War das nicht Strafe genug, mein Sohn? — Nein, es war's nicht. Dieses grobe Wollhemd, das mir nun seit so vielen Jahren den Leib aufreibt, dieses härene Gewand, das mich zerkratzt, die Fasten, die Nachtwachen, die Gebete haben Gott noch keine Gnade abgerungen. Sein Zorn läßt mich nicht, seine Rache lastet bis zum Grabe auf mir. Sie wird mich selbst jenseits desselben verfolgen.

Es entstand ein schreckliches Schweigen, Niemand athmete, der Mönch fuhr fort:

Ich hielt mich für nicht genug gestraft durch den Todeskampf deiner Mutter, den fürchterlichsten, verzweiflungsvollsten Kampf, den ich je sah; o Gott! — Ich hatte die Grausamkeit, deiner Großmutter die schwarzen Umstände jenes Todes auseinanderzusetzen, ihr die ganze Scheußlichkeit meines Verbrechens zu enthüllen. Ich zerriß ihr das Herz, ich sah, wie ihre Augen Blut und Thränen weinten, bis sie erblindeten. Was willst du weiter? Ich glaubte

sterben zu können, ohne diese letzte Sühne durchmachen zu müssen. Gott wollte es nicht. Hier knie' ich reuevoll zu deinen Füßen, mein Sohn. Hier steht der Mörder deiner Mutter, ihres Gatten, deines Onkels — der Henker, die Schmach deiner ganzen Familie. Thu' mit mir nach deinem Willen. Ich bin dein Vater —

Mein Vater! Barmherziger Gott!

Barmherzigkeit und Verzeihung für deinen Vater, mein Sohn!

Carlos erhob sich gemessen, trat zu dem Greise, hob ihn auf, setzte ihn in den Stuhl, den er eben verlassen, ließ sich vor ihm auf die Kniee und küßte ihm schweigend die Hand. Dann umarmte er seine Großmutter, die ihn hastig mit den zitternden Händen befühlte und leise murmelte:

Jetzt will ich gerne sterben, da ich ihn umarmt habe, da ich ihn bei mir fühlte, meinen Sohn, den Sohn meiner geliebten Tochter.

Carlos sprach kein Wort weiter; es war ihm eine Saite im Herzen gesprungen, die entweder seine Gefühle mit zerrissen oder ihm die Möglichkeit genommen hatte, sie auszudrücken.

Er verließ die Zelle, wobei er ein Zeichen machte, daß er bald wieder kommen würde; aber sie erwarteten ihn vergebens — er kehrte nicht wieder.

Drei Tage später kam ein Brief von ihm aus der Gegend von Evora, wo er sich bei dem constitutionellen Heere befand.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Geschichte Joanninha's ist noch nicht zu Ende. — Dem Herzen Carlos' wird der Prozeß gemacht. — Unsittlichkeit. — Ein Organisationsfehler ist keine Unsittlichkeit. — Entsetzen, Entsetzen, Fluch! — Ein Baron, der nicht zu der Linné'schen Familie der eigentlichen Barone

gehört. — Das Thor von Atamarma. — Senatusconsult von Santarem. — Die belastete Liebe Frau da Victoria. — Klagelied über Santarem.

Ist denn die Geschichte Joanninha's jetzt zu Ende?

O nein, noch nicht.

Fehlt noch viel?

Nein, das nicht.

Wie dem sei, machen wir ein Ende; denn die Leute werden ungeduldig und möchten gerne wissen, wie Alles ausgegangen ist, was der Mönch that, was aus der Engländerin wurde, was Joanninha und die Großmutter anfingen, und ob der arme Carlos —

Wie? Sie interessiren sich also für Carlos, einen unsittlichen Menschen, einen Menschen ohne Grundsätze, ohne Herz, der zwei Mädchen zu gleicher Zeit den Hof machte — nein, das ist nicht das rechte Wort — der sie liebte? Entsetzen, Entsetzen! wie die Dramatiker unter den Romantikern sagen: Entsetzen und Fluch!

Mag sein: Entsetzen — es ist auch ohne Zweifel entsetzlich. Auch Fluch mag man gegen den armen Menschen schleudern. Aber auch Unsittlichkeit? Unsittlichkeit heißt so viel als Betrug, Lüge, Verrath; damit hat er doch nichts zu schaffen. Es ist ein großes Unglück, ein solches Herz zu haben; aber man soll mir nicht sagen, dies sei ein Beweis, daß man überhaupt keines habe. Ich sage, er hatte zu viel Herz, was ein großer Fehler, ein krankhafter, abnormer Zustand ist. Physisch hat es den Tod zur Folge, und moralisch kann es die Empfindung tödten. Ich weiß das wohl; aber es ist eine allgemeine Krankheit, viele Leute leben so, bis eines Tags —

Bis eines Tags das Organ, welches sich allmählich erweitert hat, nicht mehr arbeiten kann, und Circulation und Leben aufhört: es muß ein schrecklicher Tod sein!

Meinen Sie die Sache physisch?

Ja. Aber in der Moral ist es eben so. Und wenn dies Carlos' Fehler ist —

Das zu viel Fühlen?

Nein, das zu viel Gefühlthaben; denn das Herz als moralisches Organ dehnt sich nur bei allzu ausschweifenden und heftigen Gefühlen, die es verderben und erschlaffen, bis zu diesem Grade aus. Wenn dies Carlos' Fehler oder Krankheit ist, so weiß ich das Ende seiner Geschichte, ohne sie zu hören.

Nun, wie meinen Sie, daß es war?

Ich glaube, daß er eines schönen Tages in den unbeschränktesten Indifferentismus verfiel, daß er wurde, was wir Skeptiker nennen, daß ihm das Herz für jede edle Empfindung abstarb, und daß er ein Mann der Politik oder der Börsenspeculation wurde.

Vielleicht!

Nun, was wurde er von diesen Zweien: Abgeordneter oder Baron? Ich möchte es wissen.

Sie sollen es wissen.

Nun denn?

Wenn er nun Beides geworden wäre?

O Entsetzen, Entsetzen, Fluch, Hölle! Glühende Zangen, schwarze, rothe, blaue Teufel, Teufel von allen Farben! Da sollte ja die ganze schwere Artillerie der Romantik in Masse über dieses Ungeheuer herfallen, über diesen —

Ueber diesen — was? Denn wenn Einem das Herz abstirbt —

Ich glaube nicht daran. Es stirbt Niemand das Herz ab! — —

Alles lachte über den armen Ungläubigen. Dann erhoben wir uns, um das Sancto milagre zu sehen, denn es war die bestimmte Stunde und der Prior erwartete uns.

Auf Morgen also die Geschichte des Mädchens mit den grünen Augen.

Unterwegs begegneten wir unserem alten Freunde, dem

Baron von P. —, einer anderen Gattung Baron, die nicht zu der Linné'schen Familie gehört, welche wir in diesem Werke zur Illustrirung des Jahrhunderts classifizirten, nein! einem Edelmann, dem jetzt seltenen Typus des alten Adels unserer Provinzen, mit all seinem Feuer, mit all seiner Artigkeit von Ehedem, welche so sehr gegen die gemeine Unhöflichkeit jener improvisirten Vornehmen absticht.

Er hatte uns aufgesucht, um unsern Führer zu machen. Wir folgten ihm.

Im Vorübergehen betrachteten wir einige der interessantesten Dinge dieses höchst interessanten Ortes, wo man keinen Schritt thun kann, ohne daß Verstand oder Phantasie einen Gegenstand entdeckt, mit dem sie sich gerne unterhalten. Indem wir uns ein wenig rechts hielten, trafen wir auf das berühmte Thor von Atamara:

Durch dieses Thor kam Dom Affonso Henriques, hier herein ging es bei jenem kühnen Ueberfall, der Santarem in seine Hände brachte und die arabische Herrschaft in diesem Lande für immer stürzte.

Der hochedle Gemeinderath von Santarem hat schon mehr als einmal den edeln, geistreichen Einfall gehabt, dieses Thor, den Triumphbogen von Affonso Henriques, das edelste Monument Portugals abbrechen zu lassen.

Dieser Gedanke ist dieser Zeit würdig.

Zum Glück fehlte es an Geld, um das Abbrechen zu bezahlen; und so konnte der Senatusconsult der würdigen versammelten Väter noch nicht zur Ausführung gelangen.

Ich halte zwar diesen Bogen keineswegs für den ursprünglichen maurischen Bogen, durch welchen die Braven Dom Affonso's eindrangen; aber ich glaube, daß das alte Stadtthor durch Ausbessern und Herstellen bei seinen verschiedenen Aenderungen endlich das wurde, was es jetzt ist. Aber auch so, wie es ist, bleibt es ein achtungswerthes Denkmal, das nur Barbaren zu zerstören beabsichtigen können.

Auf demselben sitzt eine kleine Kapelle Unserer lieben

Frau da Victoria; die Tradition sagt, daß dieselbe durch den heroischen Gründer der portugiesischen Monarchie und seiner Unabhängigkeit errichtet und der Jungfrau geweiht worden sei. Es ist dies einer der vielen Punkte, wo die Tradition ohne lange Prüfung geachtet und geglaubt werden muß, weil die Kritik durch Aufstellen von Zweifeln nichts gewinnt, der Nationalgeist aber viel verliert, wenn er auf jene eingeht.

Lassen wir die Jungfrau da Victoria über dem Bogen von Affonso Henriques. Werfen wir uns nieder und beten wir als gute Portugiesen zu jenem durch die blutbefleckten Hände des Siegers errichteten Symbol des christlichen Glaubens und des patriotischen Glaubens.

Aber hat er wirklich diese kleine Kapelle errichtet oder nicht? Man besitzt keine Documente hierüber, die zeitgenössischen Schriftsteller schweigen; die Geschichte muß streng und wahrheitsliebend sein.

Das muß sie: und die großen wichtigen, Epoche machenden Ereignisse sind die Wegweiser der Geschichte einer Nation; auch ich würde sie ohne Schmerz zurückweisen, wenn ihnen diese unerläßlichen Beweismittel fehlten. Wer würde aber die so zu sagen episodischen Nebenumstände eines großen anerkannten und beurkundeten Ereignisses festhalten, wenn es nicht die Dichter, die Ueberlieferungen thäten und der größte aller Dichter, der größte Bewahrer von Ueberlieferungen, das Volk?

Ich glaube an die heilige Jungfrau da Victoria von Santarem und an viele andere männliche und weibliche Heilige, welche die Volksreligion in jene Nischen, in jene Kapellen und Kreuzgänge Portugals stellte, um Erinnerungen festzuhalten, die durch keinen andern Act erhalten, durch keine andere Schrift verewigt, durch kein anderes Document beglaubigt werden, welche die Chronik schreibenden Mönche in kein Brevier, in kein schwarzes oder rothes Buch setzen

zu brauchen glaubten, weil sie jene in dem steinernen Buch, das sie enthielt, besser niedergelegt, besser bewahrt meinten.

Die Armen! sie rechneten nicht mit den Verbesserern, mit den Restauratoren, mit den Abbrechern der künftigen Generationen, welche um Ordnung zu schaffen, zuerst Alles von seinem Ort wegrissen.

Da der Gemeinderath von Santarem den Thorbogen nicht zerstören konnte, griff er zu einem Ausweg, den, ich wette, Niemand errathen kann. Er belastete die darauf stehende Kapelle mit einem Altar mit Heiligen und allem möglichen Zugehör; so beladen stand sie einige Jahre, ich weiß nicht, weshalb und wozu; sie stand eben.

Im vergangenen Jahre (1842) aber begann sich eine geistliche Reaction zu regen, welche die Speculanten alsbald in persönlichen Gewinn umzusetzen suchten, indem sie dieselbe auf dem Markte der Parteiagiotage discontirten. Sie werden dabei ihre Zeit verlieren. Es kam also diese Reaction in den Ideen der Leute und die Kapelle Unserer lieben Frau da Victoria auf dem Thorbogen wurde, ich weiß wieder nicht, weshalb und wozu, entlastet und dem Volkscultus zurückgegeben.

Wir stiegen hinauf, um die Kapelle von Innen zu besichtigen und fanden eine lächerliche, erbärmliche Restauration ohne eine Spur der alten Würde, und eben so ohne alle moderne Eleganz.

Diese Enttäuschung machte mich ganz betrübt. Eilen wir denn zum Sancto milagre, denn ich möchte mich wieder mit Santarem versöhnen. Das wird nachgerade schwer sein!

Doch ich bin ungerecht. Ist denn die arme Stadt daran Schuld?

Ach Santarem, Santarem, sie haben dich verlassen, sie haben dich umgebracht und nun spucken sie auf deinen Leichnam!

Santarem, Santarem, erhebe dein mit Thürmen und Klöstern, mit Palästen und Tempeln gekröntes Haupt!

Betrachte dich im Tejo, Fürstin unserer Städte, und du wirst sehen, wie du schön und groß, reich und mächtig vor allen Städten Portugals warst.

Erhebe dich, du colossales Skelett unserer Größe, und betrachte dich im Tejo; und du wirst sehen, wie groß und stark noch jetzt die ausgerenkten Knochen sind, die dir blieben.

Erhebe dich, Skelett des Todes, nimm deine Sichel, schüttle die Würmer ab, die dich besudeln, zertritt die Schlangen, die an dir nagen, die häßlichen Molche, die dich begeifern, das giftige Gewürm, das frech über dein entweihtes Grab kriecht.

Erhebe dich, Santarem, und sage dem undankbaren Portugal, es möge wenigstens deine Ruinen in Ruhe, deine glorwürdigen Gebeine in Frieden vermodern lassen; es möge die Asche deiner Kriegshelden, deiner Gelehrten, deiner großen Männer in ihren durch Zeit und alte Verehrung geweihten Marmorsärgen lassen.

Sag ihm, es solle die Steine deiner Tempel nicht verkaufen, deine Kirchen nicht zu Ställen und Magazinen machen; es solle nicht dulden, daß die Soldaten mit den Schädeln deiner Könige Ball schlagen und mit den Gebeinen deiner Heiligen Billard spielen.

Man nahm dir deine Magistrate, deine Lehrer, deine Seminarien — Alles; man ließ dir nur Schutt und Geröll, Unrath und Misthaufen, die sich in deinen Straßen anhäufen, auf deinen Plätzen verbreiten.

Santarem, edles Santarem, die Freiheit ist eben so wenig eine Feindin der Religion des Himmels, als der Religion der Erde. Ohne diese beiden kann sie ja gar nicht bestehen, sie entartet, verdirbt und mordet sich in ihrem Wahnwitz selbst.

Die Religion Christi ist die Mutter der Freiheit, die Religion der Vaterlandsliebe ist ihre Genossin. Wer die Tempel, die Denkmäler der einen und der andern nicht achtet, ist ein schlechter Freund der Freiheit, entehrt sie,

läßt sie ohne Schirm und Schutz, gibt sie dem Spott, dem Hasse des Pöbels Preis. — — —

Gehen wir zu dem Sancto milagre.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Graça und ihre schöne gothische Façade. — Grab des Pedr'alvares Cabral. — Ein anderer Baron, der nicht zu den gezeichneten gehört. — Die Kirche des Sancto milagre. Schöne mozarabische Medaillons. — Wie der Verfasser, als der Prior und der Syndikus erschien, das Sancto milagre zu sehen bekam, und unter was für Feierlichkeiten. — Denkmal der sehr hohen und mächtigen Prinzessin, der Infantin Dona Maria da Assumpçao. — Das Haus, wo das Wunder geschah, in eine Kapelle Philippinischen Styles verwandelt. — Der Mann mit den Stiefeln und was er mit dem Sancto milagre von Santarem zu thun hat. — Wunderbare und drollige Klugheit der Regentschaft am Rocio. — Harun al Raschid und die unthätigen Regierungen, die bestmöglichen Regierungen — das kirchliche Palladium kehrt von Lissabon nach Santarem zurück.

Wir schlugen den Weg zur Linken ein und kamen an dem reich verzierten, eleganten gothischen Frontispiz der Graça vorbei. Die Abwesenheit, ich weiß nicht welchen Inspectors oder einer sonstigen unbedeutenden Persönlichkeit, welche die Schlüssel zu der Kirche und dem Kloster verwahrt, beraubte uns aller Hoffnung das Grab des Pedr'alvares Cabral, der dort liegt, wie auch andere schöne und interessante Alterthümer von nicht geringerem Werthe zu sehen.

Wir gingen hierauf nach dem Hause des Barons d'A., auch eines unächten, denn er gehört nicht zu den bezeichneten Baronen,

> Die ohne über Taprobana 'naus zu gehen,
> Ein neues Reich im alten Portugal,
> Das sie so sehr veredelt, durften säen.

Er war gleich bereit uns zu begleiten, und als Syndikus der Brüderschaft bei der großen Ceremonie der Vorzeigung des Sancto milagre zu fungiren.

Wir wanderten nun zusammen nach der nahen Kirche. Die kleine Kirche ist innen und außen im schlechtesten

modernen Geschmack erbaut. Sie hat nichts Merkwürdiges außer vier Steinmedaillons mit Profilbüsten von Männern und Frauen, welche offenbar dem alten Gebäude angehörten und die jetzt in das Mauerwerk des Kreuzgangs eingelassen sind.

Diese Büsten sind von sehr reiner, feiner gothischer Arbeit, Hautreliefs und mit einer Freiheit gezeichnet, wie man sie an späteren Sculpturen nicht trifft.

Es sind vielleicht Reliquien aus der ursprünglichen Kirche des Sancto milagre, welche sich bei den verschiedenen Umbauten erhalten haben. Gesegnet sei die gewissenhafte Hand, welche sie vor der noch nicht lange stattgehabten letzten „Verbesserung", die mit dem unglücklichen Tempel vorging, rettete.

Ich nenne die Arbeit dieser Kirche gothisch, weil sich Jedermann dieser übrigens ungenauen Bezeichnung bedient; wie ich bereits an einer andern Stelle bemerkte, würde man sie richtiger mozarabisch nennen.

Der Prior kam, der Herr Syndikus ertheilte seine Befehle, einige Brüder erschienen mit Kerzen, die sie an uns vertheilten, und so zogen wir in Prozession nach der zur Seite des Hauptaltars befindlichen Thüre, von wo man auf einer ziemlich breiten und bequemen Treppe nach einem Kämmerchen hinaufsteigt, das parallel mit dem höchsten Theil des Thrones liegt, wo das große Palladium von Santarem für ewig aufbewahrt wird.

Der Prior in weißem Oberrock und Stola ging uns voran; oben stieg er einige Stufen hinauf, wir knieten um ihn her. Mit einem vergoldeten Schlüssel, der ihm um den Hals hing, öffnete er die Thüre des Heiligthums, ließ sich dann ebenfalls auf die Kniee nieder, streute Weihrauch, kniete abermals, sprach einige Verse, auf welche der Sakristan Antwort gab, und nahm endlich eine Art goldener Phiole von alterthümlicher Arbeit aus dem Schranke. Doch

war sie nicht älter als aus dem sechzehnten oder höchstens fünfzehnten Jahrhundert.

Nachdem wir uns verneigt und von dem Priester den Segen empfangen hatten, den er uns mit der Reliquie zuwarf, wurde uns erlaubt, uns zu erheben und näher zu treten, um jene in Augenschein zu nehmen.

In einem sehr alten und getrübten Glase entdeckt man wirklich einen kleinen dunkelgelben Körper, den die Frommen für den Rest der geweihten Hostie halten, welche die Jüdin stahl, um damit ihre Hexenkünste zu machen.

Man wird mir die Geschichte von dem heiligen Wunder (Sancto milagre) von Santarem, die ja Jedermann kennt, erlassen. Der gute Prior, ein dicker und wohlconservirter Exfrater der Trinitarier, schenkte uns keine Sylbe, wir mußten sie mit der größten Zerknirschung mit anhören.

Als die Phiole mit denselben Feierlichkeiten wieder versorgt war, ließen wir uns in ein Gespräch mit dem Prior ein.

In dem gleichen Kämmerchen mit der heiligen Reliquie wurden, wie uns der würdige Pfarrer erzählte, fünf oder sechs Jahre lang auch die sterblichen Ueberreste der Infantin Dona Maria da Assumçao verwahrt, welche in den letzten Monaten der Besetzung Santarems durch die Royalisten in dieser Stadt gestorben war. Der mit schlechten Droguen schlecht einbalsamirte Leichnam wurde in einen Sarg von Eisenblech gelegt. Bald zerfraß die Fäulniß das Blech und ein fürchterlicher Gestank verpestete die Kirche. Dies ertrug man Jahre lang, hie und da wurden der Regierung Vorstellungen gemacht, aber man vermochte keine Entscheidung darüber zu erhalten. Als endlich der Prior erklärte, daß, wenn man über die traurigen Ueberreste der armen Prinzessin keine Verfügung treffe, er sich genöthigt sehe, sie der Erde zu übergeben, erhielt er zur Antwort, er solle thun, was er fürs Beste halte; und so hielt er es fürs Beste, sie im Kreuzgang der Kirche auf der Epistelseite, das heißt rechter Hand zu begraben, und that es auch.

Dort liegt nun im einfachen Grab ohne irgend eine Auszeichnung oder Grabschrift die durchlauchtige Prinzessin Dona Maria, Tochter des durchlauchtigen Fürsten Dom Joao VI., Königs von Portugal, Kaisers von Brasilien.

So geht es mit der Größe und Glorie der Welt.

Der Besuch beim heiligen Wunder ist nicht vollständig, wenn man nicht auch das Haus aufsucht, wo jenes geschah. Es wurde einige Jahrhunderte lang in großer Verehrung erhalten und erst um 1600 und ungerad in eine Kapelle verwandelt. Heute steht diese verlassen, es regnet herein; und kaum schützt noch eine schlechte Thüre vor dem Hereinlaufen des Vieh's. Es ist dies sehr schade und eine große Fahrlässigkeit, denn die kleine Kapelle ist sehr anmuthig, aus schönem Marmor im besten Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts, wo die Renaissance bereits einen classischen Anstrich hatte, gearbeitet. Sie ist ein wahres Muster des Philippinischen Styls, der um diese Zeit auf der ganzen Halbinsel so sehr vorherrschte.

Die Geschichte von dem Sancto milagre von Santarem trat mehrmals in enge Beziehung zu der Geschichte des Landes: auch in diesem Jahrhundert verknüpfte sie sich zur Zeit des Unabhängigkeitskriegs mit einem der wichtigsten Ereignisse und zugleich mit dem merkwürdigsten und drolligsten Abenteuer, dessen man sich in Lissabon erinnert.

Ich habe hier Niemand Geringeres als den „Mann mit den Stiefeln" im Auge. Mögen mir die frommen Damen die scheinbare Unehrerbietigkeit verzeihen, sie wissen ja, daß ich nicht der Mann bin, um mit ernsten und heiligen Dingen zu scherzen. Es ist aber einmal Thatsache, daß die Geschichte des Sancto milagre mit der berühmten Geschichte von dem „Mann mit den Stiefeln" in engster Verbindung steht.

Der Leser wisse also, und auch die Nachwelt, zu deren Belehrung hauptsächlich dieses gelehrte Buch geschrieben wird, wisse, daß beim Einfall Massena's das große kirch-

liche Palladium zu größerer Sicherheit nach Lissabon gebracht wurde, und daß man es dort einige Jahre bis zum völligen Abzug der Franzosen verwahrte.

Als man nicht mehr fürchten mußte, daß das feindliche Heer die heilige Reliquie rauben, oder was wahrscheinlicher war, profaniren werde, reclamirte sie Senat und Volk von Santarem; Senat und Volk von Lissabon aber bezeugte sehr wenig Lust jene zurückzugeben. Es war eine Frage zwischen Alba und Rom, welche den denkenden Numas der Regentschaft am Rocio ernstliche Sorge machte.

Jene unglückliche Regierung, welche mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und fast bei allen Fiasko machte, hatte doch wenige Aufgaben zu lösen, die wichtiger gewesen wären. Mit dieser aber wurde sie fertig und zwar umging sie dieselbe mit einer unerwarteten, bewunderns- würdigen Kriegslist, würdig die wunderbaren Annalen des großen Harun al Raschid zu schmücken, oder auch die Denkwürdigkeiten irgend eines andern Fürsten von gutem Humor, eines der wenigen Glücklichen, die in glücklichen Zeiten regierten und ihren Scherz mit ihrem Volke trieben, aber es auch lachen machten.

Man drängte also in die Regentschaft dieses Landes, das Sancto milagre Santarem zurückzugeben, wie es recht und billig war, während Lissabon sich weigerte und es zu verhindern drohte. Ja man fürchtete einen Volksaufstand.

Ich weiß nun nicht, wer auf den glücklichen Einfall kam, der die Frage so prächtig löste, aber es war jedenfalls ein Zauberer von Geist, und Geist hatte auch die Regierung, daß sie ihn annahm und sofort in Ausführung brachte. An dem Tage, da das Sancto milagre den Tejo aufwärts Lissabon verlassen sollte, was, wie man voraussetzte, natürlich unter großen Feierlichkeiten und mit Entfaltung geistlichen Pompes geschehen würde, wurde durch Anschlagzettel bekannt gemacht, daß ein fremder Künstler den Fluß von Lissabon nach Almada hinüber auf Korkstiefeln

überschreiten werde, in der Art, daß er aufrecht und trocken in ihnen stehen und dabei weder Boot, noch Segel noch Ruder benützen würde.

Der Betrug war plump, großartig; noch größer die Verblendung, womit alle Welt darauf einging. An dem bestimmten Tage entvölkerte sich die Hauptstadt, die Einen stiegen in Boote, die Andern in größere Schiffe, wieder Andere eilten nach dem Strande, und so wartete halb Lissabon einen ganzen Tag lang auf den Mann mit den Stiefeln.

Inzwischen wurde das Sancto milagre ganz heimlich eingeschifft und fuhr mit Wind und Flut nach den glücklichen Gestaden von Santarem.

Niemand sah es abfahren, Niemand in Lissabon erfuhr etwas davon, bis man von seiner Ankunft in Santarem und den großen Festen hörte, die ihm das fromme, sehnsüchtig darnach verlangende Ufervolk bereitete.

Die Haruns al Raschid vom Rocio lachten ins Fäustchen, und niemals lachte eine Regierung unschuldiger darüber, daß sie das Volk angeführt hatte.

Wir applaudirten die Geschichte, wie sie es verdiente und speisten dann in der Alcáçova. Gegen Abend aber begaben wir uns nach der Ribeira, um den Spuren unseres berühmten Schwertfegers nachzuforschen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ein Diner im königlichen Palaste des Affonso Henriques. — Santé's' und Salmis'. — Der Verfasser geht nach der Ribeira von Santarem und sucht nach der Werkstatt des Schwertfegers. — Der Degen des Connetable. — Enttäuschung. Der elegante Salon. Die archäologischen Ideen zerstieben. Die Fossilien. — Alles sieht von der Ferne schöner aus. — Der öffentliche Ball. — Die Soirée mit dem unvermeidlichen Klavierspiel. — Theater. Verstimmungen der Prima Donna. — Die unheilbare Krankheit der Uebersetzungen. Die Albernheit der Originalien. — Das Thränenlied, die unterirdische Höhle und der Kirchhof. — Der erhabene Galimathias des Lächerlichen. — Das schöne und

nothwendige Wort Galimathias. — Ob Erinnerungen tödten? — Wie gefährlich es ist, das Secirmesser oder das Mikroskop das nützlichste Ding der Welt zu nennen. — — Wie die Logik der schädlichste aller Widersprüche ist.

Im Hause unseres guten Gastwirths, in den königlichen Gemächern des Affonso Henriques erwartete uns in der That ein herrliches Mittagessen, an welchem fast alle Honoratioren des Orts Theil nahmen. — Ich sage nicht die „Notabilitäten", weil dies ein modernes Wort ist, vor dem ich einen unbesiegbaren Widerwillen habe. — Die Speisen waren der ächten portugiesischen Küche entnommen, und nicht weniger schmackhaft und delicat, obschon sie der ausländischen Santé's' und Salmis' entbehrten. Vor Allem glänzten die Producte der zwei großen Weingebiete, des Ribatejo und Ribadouro. Das Essen dauerte lange und war heiter.

Wir wurden erst spät fertig, stiegen dann zu Pferde und ritten durch das Thor von Atamarma nach der Ribeira hinab. Die Sonne war beinahe schon untergegangen, als wir dort anlangten.

Die Ribeira ist die demokratische Vorstadt der edeln Stadt, heute aber der Reichthum und die Kraft derselben. Sie erinnert an jene Dörfer, die erst im Schatten der feudalen Burgen emporwuchsen, später aber von dem bedrückenden Schutze befreit, an Umfang und Kraft immer mehr zunahmen, während die Burg selbst verödete und zerfiel.

Ueber hier geht fast aller Handelsverkehr von Extremadura und Beira nach Alemtejo. Die arbeitsamen, gewerbthätigen Bewohner haben den alten Freiheits- und Unabhängigkeitssinn bewahrt: es ist dies der einzige Theil von Santarem, der lebt.

Wir durchwanderten den Ort nach allen Richtungen, suchten irgend eine Spur aufzustöbern, eine Stelle ausfindig zu machen, wohin wir, und wäre es auf Grund der verwegendsten Annahme, die Werkstatt unseres Schwertfe-

gers mit seinen gut „gerichteten“ Schwertern, seinen glänzenden und gutsitzenden Kuirassen verlegen könnten, zu der einst, wie die Chronik sagt, der junge Nun'alvares zu Fuß kam und ganz verliebt in die vollendete Arbeit, den schönen alten Degen seines Vaters dem ländlichen Propheten zum Herrichten brachte, der ihn als Connetable, Graf von Ourem und Retter des Vaterlandes begrüßte.

Wir vermochten indessen nicht so viel zu entdecken, daß die Phantasie, wenn es ihr auch auf einen Anachronismus nicht ankam, eine Basis hätte gewinnen können, um darauf die gothische Wohnung des berühmten Klingenpropheten, den die Geschichte von der romantischen Chronik erbte und jetzt der Roman wieder von der Geschichte reclamirt, aufzubauen.

In Santarem gibt es wenige Privathäuser, die wirklich für alt gelten können, in der Ribeira gar keins. Die Verpflasterungen und Wiederverpflasterungen haben allmählich Alles verwischt. Es ist ein glücklicher Ausdruck des Grafen Raczynski, wenn er von fast allen unseren Monumenten sagt, es seien Anachronismen.

In der oberen Stadt, in Marvilla, dem eigentlichen Santarem, gibt es doch noch Kirchen, Klöster, Zinnen, welche noch die historische Physiognomie des Orts bewahren; hier unten gibt es nichts der Art.

Ich ward von der Ribeira völlig enttäuscht, das heißt von ihren Steinen und ihrem Mörtel; das Volk dagegen gefällt mir hier ausnehmend.

Eine andere, ganz andere Ueberraschung erwartete uns Abends in Marvilla, im eleganten Salon der Baronin d'A., wo wir den Thee nahmen.

In Mitten von Ruinen, in Mitten der Unbehaglichkeit, welche die öden, wie todt herumstehenden Mauern hervorriefen, ein Haus zu finden, wo Civilisation und Leben in schönster Blüte steht; zu sehen, wie hier Liebenswürdigkeit und Eleganz in anmuthigster Weise die honneurs macht,

verblüfft immer auf den ersten Anblick, wenn man es auch wol hier nicht anders erwarten durfte. Es war wie die Wirkung eines Zauberstabs.

In so liebenswürdiger, jugendlicher Gesellschaft verflogen alle archäologische Ideen, trotzdem zwei bis drei Fossilien hier erschienen, wahrscheinlich, damit die Localfärbung nicht ganz verloren gehe.

Man plauderte lange, besonders von Lissabon, von unsern gegenseitigen Freunden, den Festlichkeiten des letzten Winters, den Wahrscheinlichkeiten der Zukunft.

Wir spotteten viel über die portugiesische Gesellschaft, erhoben Paris und London, ja nahezu Peking und Nanking, und meinten endlich sogar Tombuktu sei der langweiligen Hauptstadt unseres armen Reiches vorzuziehen. Und dennoch sehnten wir uns darnach, und nachdem wir bald dies bald jenes zugegeben, kamen wir schließlich darin überein, daß es dort doch nicht so übel sei.

Ein merkwürdiger Zug der menschlichen Natur, daß Alles uns besser und weniger häßlich erscheint, wenn wir es von der Ferne betrachten!

Der fadeste öffentliche Ball, dessen Getümmel und Lärm ihn uns unausstehlich macht, wo man, um ein bekanntes und angenehmes Gesicht zu sehen, sich von hundert groben Ellbogen, von denen man nicht weiß, woher sie kommen, herumpuffen lassen, wo man die mörderischen Fußtritte der Neulinge im Tanzen, der frischangekommenen Deputirten und der neuen Stiefel des neuen Galoschendirectors erdulden — und was das Schrecklichste ist, die abgeschmackten Toiletten, die fabelhaften Frisuren, die unglaublichen Physiognomieen und antediluvianischen Formen so manches häßlichen Weibes mit ansehen muß — dieser nämliche Ball erscheint, so bald er nur noch der Erinnerung angehört, so bald man mitten in der Langweile eines Provinzialortes seiner gedenkt, als ein ganz anderes Ding. An die Lichter, die Blumen, die Musik, das ganze belebte Treiben

erinnert man sich mit Vergnügen, das Uebrige vergißt man, und unwillkührlich kommt der arme Mensch so weit, daß er darnach seufzt.

Die bedrückendste Abendgesellschaft mit dem unvermeidlichen Klavierspiel, dem Schwesternduett, der Cousinenpolka, der Partie mit den alten Tanten — erscheint uns, wenn wir später daran zurückdenken, als eine auserlesene, vertrauliche Vereinigung, voll leichter, angenehmer Umgangsformen — als die wahre gesellige Freude.

Ebenso ist es mit dem Theater! Erinnert sich wol Einer, wenn er in seiner Provinz sitzt, an die Marter, die sein Ohr bei dem Gebrüll der Prima Donna, bei dem Detoniren des Tenors, oder dem langweiligen Gedudel jenes schläfrigen Orchesters in San Carlos empfand?

Die abstoßendste Uebersetzung einer Komödie aus der Rua-dos-condes, die von unheilbarer Krankheit strotzt, erscheint uns dann mit allen Grazien des Scribe'schen Styles ausgestattet.

Und ein albernes hyperromantisches Originaldrama, vom Conservatorium mit unvergänglichen Palmen gekrönt, damit unser Mund in Ewigkeit offen bleibe vor Gähnen — hier in der Entfernung applaudiren es die Leute wie wüthend, und vergessen ganz, daß sie den ganzen ersten Act über draußen rauchten, daß sie im zweiten schliefen, und in den übrigen schwatzten, bis die unfehlbare Scene mit dem Lied, mit der unterirdischen Höhle, mit dem Kirchhof oder dem Klagelied kam, wo die Dame mit aufgelösten Haaren, im weißen Pudermantel vor Sprödigkeit dumm wird, wo der Galan mit der Hand über das Gesicht fährt, aus tiefster Kehle drei stylvolle Ach's! ausstößt und den eigenen Vater umzubringen schwört, wenn er ihm erscheinen sollte, wo der Centro das Centrum der Schwerkraft verliert und der Barbas den Bart ausrauft — und Fluch, Fluch, Hölle! — „Ha, elendes Weib, du weißt nicht, daß in dieser Brust ein Herz schlägt, daß von diesem Herzen

Arterien ausgehen, von den Arterien Adern, und daß in diesen Adern Blut fließt, Blut, Blut! Ja ich will Blut, denn ich habe Durst und zwar nach Blut! Ha, du glaubtest also —? Knie nieder, Weib, denn ich werde dich umbringen, viertheilen, einpökeln!" — Und das Weib kniet nieder, und da hilft Alles nichts, man applaudirt.

Und man applaudirt immer.

Ich spreche hier nicht von mir, denn mir gefällt das; aber es gibt Andere, welche dieser sich stets gleich bleibende Blödsinn langweilt, ermüdet —

Doch was ich sagen wollte, das ist, daß man in der Provinz keinen solchen Ekel daran hat, daß man die Belästigung vergißt und nicht einmal den erhabenen Galimathias der Lächerlichkeit bemerkt.

Ich bitte die berühmten Puristen, welche mittelst einer fünfhunderttheiligen Auflösung es so weit gebracht haben, daß die Sprache, welche sie von ihren französischen Leiden heilen wollten, ganz hinfällig geworden ist, ich bitte sie, mir den „Galimathias" zu verzeihen, da er weit mehr portugiesisch ist, als irgend Etwas. Die berühmte Rede pro gallo Mathiae rief dieses schöne und ausdrucksvolle Wort ins Leben, das allerdings französischen Ursprungs ist, dessen man aber heut zu Tage hier weit mehr als irgendwo bedarf.

Ich kehre von dieser philologischen Abschweifung zurück und gehe auf die Optik und Katoptrik über.

Es ist etwas Großes um die Entfernung!

Und da sagt man noch, daß wehmüthige Erinnerungen tödten! Im Gegentheil, sie geben Leben, sie retten manches Ding, das beim vollen Genuß und friedlichen Besitz durch Erschöpfung zu Grunde gegangen oder unter der erdrückenden Last der Gesellschaft erstickt wäre. Deshalb mag ich das Sezirmesser nicht an das Vollkommenste der menschlichen Natur legen, noch seine feinste und zarteste Thätigkeit durch das Mikroskop betrachten.

Wir bedienen uns solcher ererbter Worte, ohne die Erbschaft einem Gerichte vorzulegen. Möchten wir deshalb dereinst nicht entdecken, daß wir ärmer sind, als wir glaubten! Wir wiederholen solche Phrasen, die unsere Vorfahren formulirten, ohne sie strenge zu analysiren. Möchten wir nie einsehen, daß wir unser Leben mit Lügen hingebracht haben!

Ich verabscheue die Philosophie, ich verabscheue die Vernunft; und glaube alles Ernstes, daß in einer so confusen Welt wie die unsere ist, in einer so falschen Gesellschaft, in einem so abgeschmackten Leben, wie es uns Gesetze, Gebräuche, Einrichtungen, Rücksichten gestalten, die Affectation von Genauigkeit, Logik, Regelrechtigkeit in den Worten, während eine solche doch in den Sachen nicht besteht, der größte und schädlichste aller Widersprüche ist.

Doch sprechen wir nicht mehr davon, es macht Einem nur übel. Gehen wir lieber zu einem neuen Kapitel über.

Neununddreißigstes Kapitel.

Der Prozeß als Zweifler, den man dem Verfasser macht. — Die Moralisten des requiem. — Die Logik ist der größte Traum des Lebens. — Unterschied zwischen Dichter und Philosoph. — Das Herz des Horaz. — Das Collegium von Santarem. — Jesuiten und Templer. — Der natürliche Verbündete der Könige. — In der Zeitung stecken bleiben ist heut zu Tage eine weit genauere Phrase als im Tintenfaß stecken bleiben. — Der heilige Frei Gil und der Doctor Faust. — Wie der Verfasser nach dem Grabe des heiligen Hexenmeisters ging und es leer fand. — Wer ihn wohl geraubt haben mag?

Der Schluß des vorigen Kapitels ist wie ich wohl weiß, ein schrecklicher Beweis dafür, daß mir gewisse Moralisten des requiem mit Recht den Prozeß als Zweifler machen wollten. Ich bin jedoch so frei, über sie, ihre Anklage und ihren Prozeß zu lachen und zu erklären, daß ich mich über das merkwürdige Urtheil, welches ihre fürtrefflichen Heuchlerzungen über mich zu fällen für gut fanden, weder be-

schweren noch dagegen appelliren, noch mich in irgend einer Weise darum kümmern werde.

Nachdem ich diese feierliche Erklärung abgegeben, können wir ruhig weiter gehen.

Und was dich betrifft, geneigter Leser, den ich allein befriedigen möchte, so gebe ich dir, falls du dich mit diesen Chimären langweilen solltest, den Rath, die sträfliche Seite zu überschlagen, denn die Betrachtungen des letzten Kapitels sind so wenig am Platz in diesem Buche, wie alles Uebrige auf der Welt. Schlaf also und erwache nicht aus dem Traume von dem schönen Ideal deiner Logik.

Es ist eine Entdeckung von mir, auf die ich mir nicht wenig einbilde, daß die Logik und Folgerichtigkeit in Dingen dieses Lebens weit mehr Traum und weit mehr Ideal ist als der phantasiereichste Traum und das vollendetste Ideal der Poesie.

Und daß die Philosophen weit größere Narren sind als die Dichter; und über alle Maßen thöricht, und daß die letzteren dies gar nicht sind.

Wir wollen die Seite wirklich überschlagen, es ist doch besser. — —

Es ist heute ein schöner, reiner, herrlicher Tag. In den Höhlen des Vaters Aeolus schläft jener trockene, harte Wind, die Geißel des portugiesischen Sommers. Es geht eine sanfte, holde Schwingung durch die Luft, welche belebend, regenerirend wirkt. An einem solchen Tage Ruinen sehen, heißt ihn übel anwenden. Ich wollte, daß mir dieser Tage im Schooße der ewig jungen Natur, unter dem verjüngten Laubwerk der Bäume, auf dem stets erneuerten Teppich grüner Gräser und mannichfaltiger Wiesenblümchen in einer glücklichen, körperlichen und geistigen Muße dahinflösse, daß mein Herz langsam und regelrecht und frei von jeder Last und Verbindlichkeit schlüge, wie das Herz des Horaz:

Solutus omni foenore!

Noch einmal will ich mich in das Thal begeben, wo Schwester Francisca vor der Thüre haspelte und unsere Joanninha ihr den Knäuel entwirrte. Mag dann auch das schreckliche Gespenst von Frei Diniz seinen unseligen, tragischen Schatten in die Idylle dieses sanften Bildes werfen, er kann doch die ländliche Lieblichkeit nicht zerstören.

Ja, wir werden wieder zu unserem Thale zurückkehren, geneigter Leser, und dort wie es recht und billig ist, die Geschichte vom Mädchen der Nachtigallen beschließen. Doch vorerst wollen wir frühstücken, denn es ist schon spät, und dann wollen wir unsere archäologischen Studien in Marvilla de Santarem beschließen.

Da sind wir im Collegium, einem großartigen, geräumigen, herrlichen Gebäude, der würdigen Wohnung der Königlichen Gesellschaft, welche dieselbe erbauen ließ, um hier ihre jungen Söhne zu erziehen.

Ich glaube, daß dieses Haus und das in Coimbra die beiden hauptsächlichen Häuser waren, welche die Jesuiten zu diesem Zwecke in Portugal inne hatten.

Die Jesuiten waren die Templer der Neuzeit. Die gleiche furchtbare, gleichsam königliche Macht, welche jene mit dem Degen errungen hatten, haben diese mittelst der Glaubenslehre erworben. Beide gewannen Reichthümer, Macht, Einfluß mit der Zustimmung und unter dem Beifall Aller; beide verloren sie auf gleiche Weise.

Vertilgt und verfolgt wuchsen beide Orden im Stillen wieder empor und verwandelten sich in geheime Gesellschaften, welche Verschwörungen anzettelten; und beide nahmen verschiedene Namen und allerlei Masken an, um dies sicherer thun zu können.

Es war aber bei beiden umsonst.

Das seit Jahrhunderten im Wachsen begriffene, immer mehr vorwaltende demokratische Element vernichtet alle diese Verschwörungen. Allein und ohne dieses wären die Kö-

nige unterlegen. Die Demokratie ist aber die natürliche Verbündete der Könige.

Ich habe bereits gesagt, daß das Gebäude des Collegiums ganz in philippinischem Style gehalten ist; die Kirche, eines der schönsten Muster dieses im Allgemeinen trockenen, harten und poesielosen Styls, hat deshalb doch eine gewisse Großartigkeit.

Viele Jahre lang befand sich hier das patriarchalische Seminar, dessen Lehrsäle von der Jugend des Bezirks besucht wurden. Jetzt werden dort andere Doctrinen administrativer Natur gelesen. Es ist der Sitz der sogenannten Civilregierung: die Moral des Volkes zu lockern, das Repräsentativsystem durch Scheingründe zu bekämpfen, ist das Thema der Lectionen.

Jedes andere Unterrichtsfach ward Santarem entzogen.

Man spricht von einem Lyzeum, und ich weiß nicht, von was noch, „was in der Zeitung stecken blieb:" eine moderne portugiesische Phrase, welche die alte und veraltete „im Tintenfasse stecken bleiben" aus guten Gründen verdrängen sollte, da heut zu Tage nur noch der gesunde Menschenverstand im Tintenfaß stecken bleibt, Alles andere aber vollständig herauskommt. Danken wir aber Gott für Alles, was nicht den Buchdruckerballen passirt, um seinen Lauf durch die Welt zu machen.

Santarem gehört unter diejenigen Orte Portugals, welche sich für eine große Lehr- und Erziehungsanstalt besonders eignen. Warum befindet sich nun nicht das Militärcollegium hier oder das Waisenhaus, oder irgend eine andere große Schule? Warum diese Centralisation alles Unterrichts in Lissabon? Worauf gründet sich dieses Privilegium, das man der Hauptstadt zum Nachtheil und auf Kosten der Provinzen ertheilt hat?

Wir verließen das Kloster und gingen direct nach San Domingos, einem der ältesten Klöster des Reichs, das ich so sehr zu sehen wünschte. Ich kann nicht beschreiben, was

ich empfand, als sich der verrostete Schlüssel im Schloß der Kirchthüre drehte, und das alte Gotteshaus sich unseren Blicken erschloß. Es diente zuletzt — ihr könnt euch nicht denken zu was? — Zu einem Strohmagazin.

Die letzte Schichte des verfaulten Strohs klebte noch an den feuchten Fließen und dünstete in erstickenden Dämpfen aus. Wir konnten die Gräber der Docems und so viele andere interessante Denkmäler, an denen der obere Theil der Kirche so reich ist, nur schlecht sehen. Der untere Theil, der sogenannte Körper der Kirche ist in einem elenden, modernen Anachronismus erbaut.

Nur mit Mühe die ungesunde Luft athmend, wollte ich wenigstens die ganze Zeit, so lang ich ihr zu widerstehen vermochte, dazu benützen, die bedeutendste und interessanteste Reliquie der entweihten Kirche eingehend zu besichtigen, nämlich die Kapelle und Ruhestätte des großen Hexenmeisters und Heiligen, des San Frei Gil.

Ich nannte ihn an einer andern Stelle unsern Doctor Faust, und er ist es auch. Es fehlt ihm nichts als sein Goethe.

Vixere fortes ante Agamemnona multi.

Es gab schon vor Agamemnon tapfere Helden und vor und nach Doctor Faust tapfere Hexenmeister. Aber ohne Homer oder Goethe gelangt man nicht zu dem Ruf und Ruhm, den diese Herren erreichten. Wir brauchen Jemand, der uns die bewundernswürdigen, bald komischen, bald tragischen Kämpfe unseres Frei Gil von Santarem mit dem Teufel besänge. Was ich in der „Dona Branca“ that, kann nur für eine kleine und schlechte Skizze gelten. Der große lusitanische Magier erscheint dort nur episodisch; er müßte aber vielmehr als Held einer großen Handlung in Lebensgröße gemalt, im besten Lichte, im vollen Lichte des Bildes erscheinen.

Dann müßte seine brennende Wißbegierde, müßten seine umfassenden Studien, die tiefen Geheimnisse der Natur,

die er bis zur unsichtbaren Welt durchdrang, der Durst nach Gold, nach Lust, nach Macht, der ihn verfolgte und ihn dem bösen Geiste in die Krallen trieb, der Ekel und Ueberdruß, der dann allen Zauber abstreifte, endlich seine Reue und die Wiedergeburt seiner Seele durch die Buße, durch das Gebet und die Verachtung der eiteln menschlichen Wissenschaft, es müßten all diese verschiedenen Phasen eines so außerordentlichen, so poetischen Daseins in einer Weise darin erscheinen, wie man sie noch nie sah, weil sie noch Niemand mit den Augen des großen Moralisten und großen Dichters, deren es doch bedarf, um sie recht zu verstehen, betrachtet hat.

Ich erinnere mich, daß ich von klein an immer diesen Punkt vor Augen hatte, wenn man mir die trotz dem bezaubernden Styl unseres besten Prosaikers so griesgramige und manchmal so abgeschmackte Geschichte von San Domingos zu lesen gab; wo ich dann alle anderen Kapitel überschlug und nur die Abenteuer des heiligen Zauberers, die mich so sehr interessirten, las und wieder las.

Voll von diesen Erinnerungen, die wieder in meiner Seele auflebten, von den bewundernswürdigen Versen des Faust, die mir wieder beifielen, und einer zahllosen Menge Ideenverbindungen, die sich mir daraus ergaben, eilte ich nach der Kapelle des Heiligen, zum Voraus entzückt und so zu sagen von seinem magischen Zauberstabe berührt.

Aber o Enttäuschung! — die Kapelle des San Frei Gil zeigte sich mir als ein kleinliches modernes Restaurationswerk auf der linken Seite der Kirche, ohne alle Spur von Alterthum, ohne irgend einen charakteristischen Schmuck, als ein schwerfälliges, plumpes, altes doch nicht alterthümliches Bauwesen, ein wahres Nochniedagewesenes von schlechtem Geschmack und Unsinn. Wer hätte das gedacht!

Das Grabmal des Heiligen ist über den Altar in der Art eines häßlichen Thrones erhöht. Ich stieg auf die entwürdigte Credencia, um es in der Nähe zu untersuchen.

Das Denkmal ist von Stein; man sieht aber, daß der Stein zuletzt bemalt wurde; es zeigt keinerlei Steinhauerarbeit. Das aufgewühlte und gebrochene Steinzeug war noch dazu leer!

Wer hat mir meinen Heiligen gestohlen?

Wer war der Verfluchte, der diese Tempelschändung wagte?

Vierzigstes Kapitel.

Die Clarissinnen. — Das nächtliche Abenteuer. — Ob die Nonnen sich vor den Liberalen fürchten? — Der Psalm. — Drei Mönche. — Die Praktik des Franziskaners. — Der Körper des San Frei Gil. — Was soll mit den Nonnen geschehen? — Wehe der Regierung, welche die Barone noch mehr verspeisen läßt!

Es war Nacht. Verwirrung, Unordnung, Schrecken und Angst herrschten in Santarems Mauern, als um die mitternächtige Stunde sich drei Personen dem alten Kloster der Clarissinnen näherten und ein dumpfes, geheimnißvolles Signal an der Pforte gaben. Es wurde von Innen durch ein ähnliches Signal erwiedert. Bald darauf wurde die Thüre der Klausur ohne Geräusch und unter den ängstlichsten Vorsichtsmaßregeln geöffnet.

Die drei Personen traten ein und die Thüre verschloß sich hinter ihnen auf die gleich vorsichtige Weise.

Wer mochten diese Personen sein?

Sie trugen eine Art Koffer, der Kostbarkeiten von hohem Werth zu enthalten schien; denn sie behandelten ihn mit großer Sorgfalt.

Es ist ein Geheimniß in diesem Abenteuer, das nach Verbrechen schmeckt. Damals war ja Alles möglich.

Es war im Jahr 1834.

Treten wir in dieses Kloster der armen Clarissinnen, die so betrübt und traurig sind, weil man sie ebenso wie die Mönche mit Auflösung bedroht.

Doch dies soll nicht geschehen: derartige Institute flößen dem wahren Liberalismus keine Furcht ein und die Andern

haben ja den Raub der Mönche zum Verzehren. Sie sind noch damit beschäftigt. Die Nonnen sind für dies Mal noch gerettet.

Das war auch die Hoffnung der drei Personen, die sich zu dieser ungewöhnlichen Stunde in die verbotenen Mauern des Klosters einschlichen. Folgen wir ihnen jedoch, denn es ist Zeit.

Sie traten in eine kleine Kapelle des Nonnenklosters, legten den Koffer, den sie trugen, auf dem Altar nieder und knieten andachtsvoll davor. Bald vernahm man in der Entfernung den leisen Chorgesang weiblicher Stimmen. Wenige Minuten nachher trat die ganze Schwestergemeinde der Clarissinnen, mit Kerzen in der Hand in zwei Reihen, die Aebtissin mit ihrem Stabe zuletzt, in Prozession in den Kreuzgang und wendete sich nach der gleichen Kapelle.

Sie sangen folgenden Psalm: *)

„Herr, es sind Heiden in dein Erbe gefallen, die haben deinen heiligen Tempel verunreiniget und aus Jerusalem Steinhaufen gemacht.

„Sie haben die Leichname deiner Knechte den Vögeln unter dem Himmel zu fressen gegeben, und das Fleisch deiner Heiligen den Thieren im Lande.

„Sie haben Blut vergossen um Jerusalem her wie Wasser; und war Niemand, der sie begrub.

„Wir sind unsern Nachbarn eine Schmach geworden, ein Spott und Hohn denen, die um uns sind.

„Herr, wie lange willst du so gar zürnen, und deinen Eifer wie Feuer brennen lassen?

„Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen.

„Denn sie haben Jakob aufgefressen und seine Häuser verwüstet.

---

*) Der neunundsiebzigste Psalm.

„Gedenke nicht unserer vorigen Missethat; erbarme dich unser bald, denn wir sind fast dünne geworden.

„Hilf du uns, Gott, unser Helfer, um deines Namens Ehre willen; errette uns und vergib uns unsere Sünde, um deines Namens willen! —“

Also sangen die armen Nonnen, sie sangen in lateinischer Sprache, die sie schlecht verstanden, aber der Instinkt des Herzens, die so erregbare weibliche Phantasie sagte ihnen, daß die Stunde gekommen sei, wo sich vor ihren Augen und an ihnen selbst die furchtbare Prophezeiung des Psalms, den sie sangen, vollziehen werde.

Man hörte Thränen aus den Stimmen, die so sangen, die Töne kamen aus der Seele und zitterten in der Seele nach in tiefer, feierlicher Melancholie.

Als sie an der Kapelle angelangt waren, wo der Koffer stand, hielten die beiden Prozessionsreihen an und setzten ihren Psalm in gedämpftem Tone fort.

Die drei Personen blieben vor dem Altar auf den Knieen.

Jetzt war der Psalm zu Ende und ein kurzes Stillschweigen trat ein. Dann erhoben sich die drei Gestalten und ließen die langen Mäntel, in die sie eingehüllt gewesen, fallen. Man sah nun, daß der Mittlere von ihnen ein alter hagerer, gekrümmter Mönch war, der noch dem Gesetze zum Trotz das schwarze Gewand der Franziskaner mit seinem Stricke umbunden, trug. Die beiden Anderen waren Dominikaner und nach den Farben ihres gleichfalls aufgelösten Ordens in schwarz und weiß gekleidet.

Der alte Franziskaner erstieg mit zitterndem Schritt die Stufen zum Altar, küßte den Koffer, der auf demselben stand, wandte sich dann zu der Gemeinde, die ihm mit frommem Schweigen zusah und sprach mit einer hohlen Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien, aber scharf und stark:

Schwestern, wir übergeben euch dieses köstliche Kleinod. Gott will nicht, daß die Leiber seiner Heiligen den Vögeln

des Himmels und den Thieren der Erde Preis gegeben seien. Dies ist der heilige Leib eines der größten Heiligen, welchen das Land Portugal hervorbrachte, als es noch ein gesegnetes war. Heute ist es verdammt und darf seine Reliquien nicht behalten. Die Söhne des heiligen Domingos wurden aus ihrem Hause vertrieben, wie wir, die Söhne des heiligen Francisco, es wurden. Wir beide sind schutz- und obdachlos und haben unsere Noth vereinigt, um uns als Brüder, als Söhne von Vätern, die sich so sehr liebten und unterstützten, gegenseitig zu beweinen. Wir werden nun vereinigt durch die Einöden dieser Erde wandern und an die Thüren klopfen, welche Gottlosigkeit und Gleichgiltigkeit verschloß, um unser tägliches Brod zu erbitten, denn wir hungern.

Gleichviel! haben wir uns nicht selbst als Bettler bekannt und setzten wir nicht eine Ehre darein? Von was lebten wir denn von je her als von Almosen?

Weinet nicht, Schwestern, weinet nicht über uns. Gott, der dies zugelassen hat, weiß wohl, warum er es that. Gelobt sei er in Ewigkeit! Wir haben Schlimmeres als das verdient. Der Herr der Gerechtigkeit und der Strafe war noch gnädig gegen uns.

Man hat uns Alles, Alles genommen! Sogar dieses Sterbekleid, das wir im Leben erwählten und das selbst der Tod uns nicht zu rauben wagte.

Heimlich und wie Einer, der ein Verbrechen zu verbergen hat, haben wir es heute Nacht angethan, um das zu vollführen, was jene einen Diebstahl nennen werden, und was für uns eine heilige Pflicht war.

Wir gingen nach dem alten Hause unserer Brüder und raubten den Körper des heiligen Frei Gil.

Hier übergeben wir ihn euch, hütet ihn. So lange diese Mauern stehen, mögen sie ihn vor dem Unglimpf dieser gott- und gesetzlosen Leute schützen. Euch haben sie nicht von hier zu verjagen gewagt; vielleicht wollen sie euch

durch Hunger tödten. Doch das kann nicht sein, das wird Gott nicht zulassen.

Was aber immer sein Wille sein möge, unterwerft euch demselben, meine Schwestern. Nur Er weiß, wie er uns liebt und warum er uns züchtigt. Loben wir ihn für Alles! —

Hier entstand ein heftiges Weinen und brünstiges Beten, wie man es in Stunden der Todesnoth vernimmt.

Die betrübten Nonnen hatten sich auf die feuchten Fliesen der Klosterkirche niedergeworfen, auf die Gräber ihrer Schwestern, über ihre eigenen zukünftigen Grüfte. Mit ausgebreiteten Armen sprach der Mönch die feierlichen Worte des Segens, indem er mit der Rechten das heilige Zeichen der Erlösung machte.

Es segne euch der allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der heilige Geist! — Amen! erwiderte der Chor. Dann zogen sich die drei Verbannten mit dem beruhigenden Gefühle zurück, ihren Schatz in Sicherheit zu wissen.

Auf diese Art verschwand der Körper des San Frei Gil von Santarem aus seinem Sarge.

Niemand wußte etwas davon; ich aber erfuhr es unter der Hand und bewahrte treu das Geheimniß.

Die Zeiten sind andere geworden; die Liberalen wissen jetzt, daß sie duldsam sein dürfen und daß sie religiös sein müssen. Jetzt hat es keine Gefahr mehr zu sagen, wo jene Reliquie hingekommen ist.

Wenn es in Portugal eine Regierung geben wird, welche zu regieren weiß, dann wird sie auch das Schicksal der Nonnen regeln und feststellen, dann wird sie sie zu mildthätigen Instituten, zum Unterricht der Jugend, zur Pflege der Kranken, zur Besorgung der Gebrechlichen verwenden.

Freilich spüren die Börsenbarone auch den wenigen Gütern nach, welche den armen Nonnen noch geblieben sind. Aber wehe der Regierung, welche die Barone noch mehr verschlingen läßt!

Einundvierzigstes Kapitel.

Der Räuber des Körpers des Heiligen wird von dem Scharfsinn des geneigten Lesers entdeckt. — Große Lücke in unserer Geschichte. — Weshalb sie nicht ausgefüllt wird. — Eine schwarze Seite in der Geschichte des Tristram Shandy. — Novellen und Romane sind geringe Bücher. — Der Vorhof von San Francisco und seine Akazien. — Was ist aus Joanninha geworden? — Das Herz eines Weibes aus dem Norden. — Rasch weiter, Santarem und seine Ruinen langweilen mich nachgerade. — Das Signalhorn des Soldaten und die Posaune des Gerichts. — Wehe, Portugal, wehe!

In dem alten Franziskaner, der nächtlicher Weile die Gebeine des Heiligen aus seinem Sarge raubte und sie im Nonnenkloster barg, hat dein natürlicher Scharfsinn, lieber Leser, gewiß längst unsern Frei Diniz, den Mönch par excellence, den starrsinnigen, bösen Mönch erkannt.

Er war es in der That, darüber kann kein Zweifel sein.

So verlief jene Scene und so erzählte man mir sie. Was zwischen ihr und dem oben erzählten Zusammentreffen von Carlos mit dem Mönch, mit Joanninha, der Engländerin und der Großmutter geschah, konnte ich nicht erfahren.

Es ist hier eine große Lücke in unserer Geschichte, aber besser sie bleibt, als daß die Einbildungskraft sie ausfüllt.

O ich hasse die Einbildungskraft.

Wo die Chronik schweigt und die Tradition nicht spricht, da will ich lieber eine ganze Seite voll Punkte, oder eine ganz weiße, oder ganz schwarze Seite, wie in der ehrbaren Geschichte unseres besonderen und würdigen Freundes Tristram Shandy, als eine einzige Linie von der Erfindung des Chronisten.

Das mag für Novellen und Romane gut sein, jene erbärmlichen Bücher, die aber doch Alle lesen, sogar diejenigen, die es läugnen.

Es scheint mir, daß auch ich sie lese, aber ich sage immer nein. — —

Kehren wir endlich zum Mönch und zu meinen Wanderungen zurück.

Voll von ihm und der Erinnerung an ihn, noch erregt von der Geschichte der schrecklichen Scenen, welche sich vor wenigen Jahren in seinem alten Kloster zutrugen, näherte ich mich endlich dem königlichen Kloster von San Francisco de Santarem.

Ich schenkte dem schönen Vorhof und dem feierlichen Anblick des Klosters selbst wenig Aufmerksamkeit, noch weniger den kränklichen Akazien, welche hier ein verkrüppeltes Dasein hinschleppen, als hätte eine böse Hand sie in böser Stunde gepflanzt, denn sie sind offenbar noch jung; man setzte sie erst nach Aufhebung des Klosters. Sie sind ein trauriges aber charakteristisches Sinnbild des abgeblaßten und erkünstelten Lebens, welches man etwas Todtem geben wollte.

Treten wir ein und schauen wir durch die niedern und spitzigen Arkaden des Kreuzgangs, durch die hohen Schiffe der Kirche, ob wir eine Spur vom letzten Guardian dieses Hauses und jener schwer betroffenen Familie erblicken, deren Geschick in einer schwarzen Stunde sich so enge mit jenem verknüpfte.

Es interessirt mich dies mehr, ich gestehe es, weit mehr, als all' die Grabmäler und Inschriften, die man dort erblickt, und die dieses Gebäude, welches zu den ältesten und geschichtlichsten Portugals gehört, so sehr charakterisiren.

Aber vergebens frage ich Stein um Stein, Fliese um Fliese; das todte Echo der Einsamkeit antwortet traurig auf meine Fragen, antwortet, daß es nichts weiß, daß es Alles vergaß, daß hier nur Oede und Vernachlässigung herrscht, daß alle Erinnerungen von ehedem erloschen sind.

Was wurde aus dir, Joanninha, und deiner Liebe?

Was aus dem Manne, der es wagte dich zu lieben und doch eine Andere liebte? Und jene Andere, wo ist sie? Verzichtete sie wirklich auf ihn? Begrub sie wirklich

unter dem scheinbaren Eise, welches die Brust des Weibes aus dem Norden mit dreifachem aber falschem Panzer umgibt, all jenes innige, zärtliche Feuer, welches ihr im Geheimen das Herz verzehrte?

Ich habe keine Hoffnung, hier Etwas davon zu erfahren.

Alles, was ich herausbringen konnte, war, daß am Tag nach jener nächtlichen Scene bei den Clarissinnen Frei Diniz Santarem verließ, ohne daß man erfuhr, wohin er ging; daß am gleichen Tage auch Georgine auf der Straße nach Lissabon abreiste und in ihrem Wagen Großmutter und Nichte, beide halb todt und halb verrückt mitnahm; daß man nichts mehr von Carlos hörte; und daß Joanninha seinen letzten Brief, den er aus der Gegend von Evora schrieb, bei ihrer Abreise krampfhaft in der Hand zerdrückte.

Nun, auch ich will jetzt abreisen, auch ich will rasch fort. Santarem langweilt mich, diese ewigen Ruinen, diese endlosen Mauertrümmer, der häßliche Anblick der Schutthaufen, diese traurigen verödeten Gassen langweilen mich. Ich will rasch fort.

Aber bei all dem ist San Francisco eine schöne Ruine, welche verdiente, daß man sie mit mehr Geduld durchwanderte, als ich habe.

Alles macht mich hier ungeduldig.

Aus der schönen gothischen Kirche haben sie eine Kaserne gemacht, die zerstörungslustige Hand des Soldaten hat diese kostbaren Monumente zerbrochen und zerschlagen, mit dem Bajonnet sind sie über den feinen Firniß dieser uralten Gräber gefahren; die zierlichsten Arbeiten haben sie verderbt, entweiht. Man hat die Fliesen der Gräber abgehoben, und am Signalhorn der Schützen sind die Todten von Jahrhunderten erwacht, als hörten sie die Posaune des Gerichts.

Ja ich will fort, ich kann nicht mehr bleiben, will dies nicht mehr mit ansehen. Es macht mir nicht Schrecken, es macht mir Langeweile, Ekel.

Verflucht seien die Hände, die dich entweihten, Santarem, die dich entehrten, Portugal, die dich herunterbrachten, Nation, daß du Alles verlorst, sogar die Denkmäler deiner Geschichte!

Wehe, wehe dir, Portugal!

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Protest des Verfassers. — Nervenverstimmung. — Was dazu gehört, daß Ruinen feierlich und erhaben aussehen. — Gott ist im Colosseum wie in Sanct Peter. — Der Verfasser will Santarem eilig verlassen. — Wie? ohne das Grab des Königs Dom Fernando zu sehen? — In welchem Zustand sich dieses befindet. — Ein Muster des byzantinischen Styls. — Die Königskrone auf dem Todtenschädel. — Der Schippen-König und das Sinnbild des Reichs. — Wer nie einen König sah, glaubt, er sei von Gold. — Rohheiten der Soldaten auf einem Königsgrabe. — Was sich in den Gräbern der Könige befindet. — Die Phrenologie. — Späte aber schimpfliche, öffentliche Rache. — Camoens und Duarte Pacheco. — Der falsche Schatten der Religion. — Das Regiment der Barone und der Materie. — Prosa und Poesie des Volks. Synthese und Analyse. — Der innere Sinn. — Ob der Verfasser Demagoge oder Jesuite ist? — Jesus Christus und die Börsenbarone.

Man nenne nicht übertrieben, was ich am Ende des letzten Kapitels schrieb; ich fühlte, was ich schrieb, ich fühlte noch weit mehr als ich schrieb. Ich mag nicht das rechte Wort gefunden haben, denn ich vermag wirklich den Eindruck, den eine so zugerichtete Ruine auf mich macht, nicht zu schildern. Meine Nerven werden verstimmt, sie schwingen in einem unerträglichen Mißton. Lieber wollte ich diese Altäre den Regengüssen und Stürmen des Himmels, dem Brande der Sonne bei Tag, dem Geheul des Uhus und des Käuzleins beim bleichen Licht des Mondes, beim trüben Schimmer der Sterne ausgesetzt sehen.

Der Tempel würde mir dann nicht entweiht, das Denkmal nicht seiner Majestät entkleidet erscheinen. Ich vermöchte in Mitten der abgelösten Steine, im feuchten Gras niederzuknieen und meine Gedanken zu Gott, mein Herz

zum Ruhm und zur Größe, meinen Geist zu den erhabenen Bestrebungen der Ideale zu erheben. Das Materielle, das Grobe und Gemeine des Lebens würden mich hier nicht niederdrücken.

Gott, die große Weltidee — Gott, die ewige Vernunft — Gott, die Liebe — Gott, der Ruhm — Gott, die Kraft, die Poesie und der Adel der Seele — Gott wohnt in den angellosen Ruinen des Colosseums wie in den Bronce- und Marmorkuppeln von Sanct Peter.

Aber hier! in den Räumen eines alten Klosters, das zu einer Kaserne hergerichtet ist, hier wohnt kein Geist.

Ich will schnell fort von hier.

Wie? ohne das Grab des Königs Fernando gesehen zu haben? Es ist wahr, das geht nicht.

Wo ist es?

Im hohen Chor.

Wir steigen zum hohen Chore empor.

„O vor Entsetzen weiß ich nicht, wie davon reden!"

Die herrliche Ruhestätte des schönen, leichtfertigen Königs, der eben so sehr den Reizen des Vergnügens ergeben war, wie sein Vater der strengen Uebung der Gerechtigkeit, in welchem Zustande befindet sie sich!

O Nation von Barbaren! O verfluchtes Volk von Bilderstürmern!

Das Grabmal des zweiten Gemahls der Dona Leonor Telles besteht aus einem Sarkophag von weißem, zartem Sandstein, der einfach aber anmuthig behauen nur jenen mäßigen Schmuck zeigt, welcher die Denkmäler des vierzehnten Jahrhunderts charakterisirt, eine vollendete, keusche und enthaltsame Architektur, Eigenschaften, die der König, den man als todt darin einschloß, bei seinen Lebzeiten nicht besaß.

Noch bemerkt man die lebendigen Farben, womit die Reliefs bemalt waren, ein Muster byzantinischen Styls, wovon ich kein zweites Beispiel in Portugal kenne. Dieses Muster ist — oder war wenigstens ehedem — kostbar.

Es war! denn die Rohheit der Soldateska ruinirte es bis zu einem unglaublichen Grade. Die thörichte Habsucht dieser modernen Alanen glaubte, es müsse sich irgend ein großer Schatz darin bergen, vielleicht meinten sie gar auf dem Schädel des Königs eine mit Perlen und Rubinen besetzte Königskrone zu finden, vielleicht glaubten sie noch in den vertrockneten Gelenken der Finger jene Kugel von massivem Golde zu entdecken, wie sie der Schippenkönig ihres schmutzigen Kartenspiels in der Hand trägt, und die ihnen als das unfehlbare und unvermeidliche Zeichen der höchsten Herrschaft gilt; vielleicht glaubten sie gar, ein todter König müsse mit Gold bedeckt sein. Wer weiß, was sie glaubten und dachten! Gewiß ist, daß sie das Grab mit Gewalt öffnen wollten. Zuerst versuchten sie den Grabstein aufzuheben, allein sie vermochten es nicht; der Stein war so solid über dem Sarg befestigt, daß das Ganze wie aus einem Gusse erscheint. Bei diesem Streben aber zerbrachen und verdarben sie die feinen Arbeiten der Kanten, die zarten Randverzierungen, der Stein aber wich dennoch nicht. Er ist gleichsam von dem Engel des letzten Gerichts mit jenem furchtbaren Siegel festgesiegelt, das nur am letzten Tag der Welt aufgebrochen wird.

Diese dumme Habgier der Soldaten schreckte weder vor der Heiligkeit des Grabes zurück, noch ließ sie sich durch den gleichsam übernatürlichen Widerstand der Steine des Denkmals einschüchtern. Man sieht vielmehr, daß dann mit Brecheisen und Hebebaum, oder irgend einem anderen gewaltigen Instrument gearbeitet wurde, aber daß diese Arbeit lange Zeit vergeblich war.

Endlich ließen sie von dem Deckel ab; beschlossen aber, nur um so energischer, aber allerdings auch mit mehr Erfolg die Wände des Sarkophags, die sie mit Recht für weniger dick hielten, anzugreifen. So war es auch. Es gelang ihnen in die vordere Wand ein großes Loch zu brechen, so daß ein Arm mit Leichtigkeit hindurch konnte

und das Innere des Sargs somit nach Belieben zu durchforschen war.

So that auch ich. Ich streckte meinen Arm durch die eingebrochene Oeffnung und fand Erde, Staub, einige Knochen der Rückenwirbel und zwei Schädel, den eines Mannes und den eines Kindes.

Ich erinnere mich nicht, daß irgendwo von einem kleinen Prinzen die Rede ist, der gleichfalls hier begraben worden wäre, wie früher öfter geschah, wo man die Leichen der Kinder in die Gräber der Eltern, der Anverwandten, ja sogar der bloßen Freunde der Familie that.

Ich gestehe, ich empfand eine Art boshaften Vergnügens, wenn ich mir die dummen, langen Gesichter der rohen Entweiher dachte, als sie in dem Grabe des Königs nur das fanden, was man in allen Gräbern, ob sie Königen oder Bettlern angehören, findet: Knochen, Erde, Staub, — nichts!

Ich selbst fühlte mich sehr versucht, den Schädel des Königs Dom Fernando zu entwenden. Wenn ich an Phrenologie glaubte, so würde ich dem Wunsche wol schwerlich widerstanden haben. Aber ich glaube nicht an diese Wissenschaft, was im vorliegenden Falle ein Glück für mein Gewissen war. Ich weiß auch nicht, was ich gethan hätte, wenn der Schädel einem anderen Manne angehört hätte. Aber Reliquien „von dem schwachen Könige", der auch „die Starken schwach" machte, bewahrt man nicht auf.

Und wer weiß! Diese Entweihung, diese Vernachlässigung, diese Beschimpfung des Grabes eines Königs an dem Orte, der ihm besonders lieb war — Dom Fernando war von Herzen Santarener — war sie nicht gewissermaßen das strenge Gericht der Nachwelt, die öffentliche Rache der Jahrhunderte, welche zwar spät aber um so schwerer auf das verworfene Andenken eines schlechten Fürsten fiel und dessen Asche entweihte, wie sie längst seinen Namen gebrandmarkt hatte?

Ich will glauben, daß den Grabmälern von Dom Diniz, von Dom Pedro I, von Joannes I und II so etwas nicht passiren kann.

Doch wo ist das Grab des Camoens? wo war das des Duarte Pacheco? Diese letzte Frage ist noch beschämender.

In Portugal gibt es keine Religion irgend welcher Art. Sogar ihr falscher Schatten, die Heuchelei ist verschwunden. Nur ein stumpfer, thörichter, unwissender, frecher, unverschämter Materialismus ist noch da und trägt in Mitten der entheiligten Trümmer alles dessen, was den Geist erhob, seine scheußliche Nacktheit zur Schau.

Eine große Nation kann noch leben und auf bessere Zeiten hoffen, wenn ihr jene Macht auch das Leben im edelsten Theil ihres Körpers lähmt; aber eine kleine Nation kann das nicht, sie muß sterben.

Noch zehn Jahre mit diesen Börsenbaronen, mit diesem Regiment der Materie, und aus dem verendenden Körper Portugals entweicht auch der letzte Funken des Geistes.

Das ist meine feste Ueberzeugung.

Aber noch hoffe ich auf etwas Besseres, denn das Volk, das eigentliche Volk ist gesund; nur wir sind verderbt, wir, die wir glauben Alles zu wissen und Nichts wissen.

Wir, die wir die gemeine Prosa sind, wir verstehen nichts von der Poesie des Volkes; wir, die wir nur begreifen, was die äußeren Sinne fassen, wir sind fremd dem erhabenen Aufschwunge des inneren Sinnes, der unsere anmaßende Theorien verachtet, weil allen eine ängstliche Analyse zu Grunde liegt, welche in kleinlicher Weise nur von materiellen, unbedeutenden und unvollständigen Vordersätzen ausgeht; während jener innere Sinn des Volks von der göttlichen Vernunft stammt und von der erhabenen, höheren und durch jene großen und ewigen Wahrheiten, die man nicht zu beweisen braucht, weil man sie fühlt, eingeflößten Synthese ausgeht.

Bin ich, der ich das schreibe, etwa ein Demagoge? Nein.

Bin ich ein Fanatiker, ein Jesuit, ein Heuchler? Eben so wenig.

Was bin ich denn?

Wer nicht längst weiß, was ich bin, bei dem verlohnt es sich nicht, daß ich es auseinander setze.

Gestatte mir, geneigter Leser, noch eine letzte Betrachtung am Schlusse dieses schon so trockenen Kapitels und ich verspreche keine weiteren Betrachtungen anzustellen.

Jesus Christus, dieses Muster der Geduld, der Duldsamkeit, der ächte und einzige Begründer der Freiheit und Gleichheit unter den Menschen, Jesus Christus erlitt alle Ungerechtigkeiten, alle Beschimpfungen, die man ihm und seiner göttlichen Mission anthat, mit Ergebung und Demuth; er verzieh dem Todtschläger, dem Ehebrecher, dem Lästerer, dem Gottlosen. Aber als er die Börsenbarone im Tempel ihre Speculationen treiben sah, da konnte er sich nicht mehr halten, er nahm eine Peitsche und jagte sie hinaus, ohne sich darüber ein graues Haar wachsen zu lassen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Abreise von Santarem. — Die Pinakothek. — Ungeduld und Sehnsucht. — Der Freitag. — Ein dunkles Martyrium. — Die Gestalt der Sünde. — Noch einmal im Thal. — Geisterbeschwörung. — Die Schwester Francisca und Frei Diniz. — Das Gewebe der Penelope. — Und Joanninha? — Joanninha ist im Himmel. — Die abgestorbene Haspelnde hofft, daß man sie einscharre. — Die Hoffnung, eine Begleiterin des Christenthums. — Ein Brief.

Ich bin wirklich Santarems müde; ich gehe.

Wir verabschiedeten uns mit wehmüthigen Empfindungen von der guten, ehrlichen Familie, die uns mit so viel Liebe, mit der ganzen alten portugiesischen Herzlichkeit bewirthet hatte; wir reisten ab.

Kaum begann ich die frische Morgenluft im Olivenhain zu athmen, als ich auch meine Seele von jenem ermüdenden Drucke befreit fühlte, welcher sich bei einem langen Besuch

in einem Museum von Alterthümern, in einer Gemäldegalerie immer auf uns legt.

Man verzeihe mir, daß ich nicht „Pinakothek" sage; ich weiß wohl, daß dies Mode ist, und daß das Wort nach den strengsten Regeln des Horaz annehmbar ist, da es direct und ohne Beimischung griechischer Quelle entströmt; aber es klingt mir so schlecht portugiesisch, daß ich es nicht herausbringe.

Santarem ermüdete meinen Geist, wie alle Dinge thun, welche viel Denken machen. Gleichwol verließ ich es mit einem Gefühl wehmüthiger Rückerinnerung und nie werde ich die zwei Tage vergessen, die ich hier zubrachte.

Aus was für einem sonderbaren Teig bin ich gemacht, daß ich nicht lange an einem Orte bleiben kann und ihn doch nicht ohne Schmerz zu verlassen vermag?

Schon thut es mir wehe, Santarem hinter mir zu wissen. Warum sind wir nicht erst morgen fort, warum blieben wir nicht noch heute?

Und heute ist überdies Freitag! Ein böser Tag, um eine Reise zu beginnen.

Freitag! Das war der Unglückstag unseres Thals, der Unglückstag der armen blinden Greisin, die dort ihr trauriges, schmerzvolles, von Gewissensbissen gepeinigtes Dasein hinschleppte, die aber doch immer auf Gott hoffte und sich in ihr Martyrium ergab: ein dunkles Martyrium, das aber doch tief mit dem Blute getränkt war, welches ihr schmerzvoll und Tropfen um Tropfen aus dem zerrissenen Herzen floß, aus dem Herzen, an dem im Stillen der unsichtbare Geier eines Schmerzes nagte, der weder Weinen noch Jammerrufe hat.

Es war an einem Freitag, als der schreckliche Mönch, der lebendige Dämon dieses geängstigten Weibes in furchtbarer Gestalt vor ihren blinden Augen erschien, denn ihre Phantasie lieh ihm die riesenhaften Verhältnisse eines übernatürlichen Rächers.

Es war die greifbare, ihrem inneren Gesichte sichtbare Gestalt ihrer großen Sünde, die immer vor ihr stand.

Ich werde wol nicht erst zu versichern brauchen, daß ich jenen Aberglauben von Unglückstagen, wie ihn die arme Alte und ihre Joanninha hegte, nicht theile. Aber ich muß doch gestehen, daß ich in Erinnerung der Unglücksfälle der Familie an jenem Tage, nicht gerne an einem Freitag in das Thal von Santarem zurückkehrte.

Wir befanden uns jedoch bereits darin; schon sah ich von ferne jene Bäume und jenes Fenster, das einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte, als die obigen Betrachtungen in mir aufstiegen und mich betrübten.

Unmerklich mäßigte ich den Schritt meines Thieres und ließ meine Reisegefährten weit voraus. Als ich in die Nähe des Hauses kam, hatte ich sie aus dem Gesicht verloren.

Unwillkührlich blieb ich vor dem Fenster stehen, ein gewisses Interesse, eine unwiderstehliche Neugierde trieb mich. Keine Seele war ringsum; ich stieg ab und ging gerade auf das Haus los.

Kaum hatte ich die Bäume passirt, als ich eine unerwartete Erscheinung vor mir sah, gerade als hätte ich Geister heraufbeschworen.

An derselben Stelle, in derselben Haltung, in der gleichen Kleidung, bei der nämlichen Beschäftigung, wie ich sie in den ersten Kapiteln dieser Geschichte beschrieb, saß hier unsere alte Schwester Francisca.

Sie war es, es konnte Niemand anders sein; sie saß auf ihrem alterthümlichen Stuhle und haspelte wie einst Penelope wob, ihren endlosen Garnstrang auf. Es war nur der eine Unterschied gegen damals, daß der Haspel nicht stille stand, sondern fort und immerfort ging, und den Knäuel beständig und gleichmäßig aufrollte; und daß die Arme der Alten langsam aber ohne Aufhören in ihrer automatischen peinlich anzusehenden Bewegung fortfuhren.

Vor ihr auf einem Steine saß unbeweglich wie eine

Bildsäule, das Haupt gesenkt und die Augen auf ein dickes altes Buch, das er auf den Knieen hielt, gerichtet, ein hagerer, wie ein Skelett abgemagerter, wie eine Leiche bleicher Mann. Er trug ein schwarzes Gewand, das der Talar des Weltgeistlichen oder die Kutte des Mönchs sein konnte, aber losgegürtet und in breiten, weiten Falten von dem dürren Halse herabhängend.

Das konnte Niemand Anderes sein als Frei Diniz.

Ich trat ihnen näher; sie hörten mich Beide nicht; noch sah mich der, welcher von den Beiden allein sehend war.

Ohne daß ich es überlegte und gewissermaßen die Gedankenreihe, die mir eben durch den Kopf ging, laut fortsetzend, rief ich aus:

Und Joanninha?

Joanninha ist im Himmel, erwiderte, ohne zu erschrecken und ohne die Augen von seinem Buche zu erheben, der Schatten des Mönchs, denn etwas Anderes schien er nicht zu sein.

Joanninha, die arme Joanninha! Wie geschah denn das, wie endete die Unglückliche?

Joanninha ist nicht unglücklich; sie ging, um ein Engel vor Gottes Antlitz zu werden.

Und — und Carlos? stotterte ich zögernd, denn ich fürchtete die Reizbarkeit des Mönchs.

Carlos! wiederholte er, indem er jetzt die Augen aufschlug und sie auf mich richtete.

O ich sah nie solche Augen, werde nie ähnliche sehen!

Carlos! — Wer fragt mich? Wer weiß so viel von mir und den Meinigen? Von den Meinigen? Nein, ich habe Niemand, ich bin allein —

Allein? Ist denn nicht hier, so viel ich sehe —

Dieses Weib hier ist todt, ich habe sie getödtet, sie wartet nur noch bis ich sie auch einscharre, weiter nichts. Ich bin allein und will allein sein. Alles ist gestorben. Was wollen Sie weiter wissen?

Ich komme von Santarem —

Auch Santarem ist gestorben und Portugal ist gestorben. Hier lebt nichts mehr als meine Sünde, die Gott noch nicht vergeben hat und ich hoffe auch nicht —

Unsere Religion macht aus der Hoffnung eine Tugend.

Das thut sie.

Und darin unterscheidet sie sich von allen andern Religionen.

Es gibt also noch Jemand auf der Welt, der das weiß?

Es gibt deren mehr als es jemals gab, wenigstens gibt es mehr, die es besser wissen.

Mag sein, die Wege Gottes sind unerforschlich.

Und seine Barmherzigkeit ist unendlich.

Aber sein Zorn ist unversöhnlich, sein Gericht furchtbar.

Seine Barmherzigkeit ist noch größer.

Wer hat Sie das gelehrt?

Das Evangelium, mein Herz und meine Mutter, die mir beide erklärte.

Setzen Sie sich hierher — neben mich.

Ich setzte mich. Der Mönch nahm meine Hand in seine beiden und heftete die Augen mit einem Ausdruck auf mich, den keine Zunge beschreiben, kein Pinsel malen kann.

So blieb er einige Zeit, wie wenn er in mir lesen wollte. Dann sah ich, wie sich eine Thräne zeigte, wie sie wieder zurücktrat und seine Augen trocken blieben. Ich hörte, wie er an einem Seufzer würgte, der ihm in den Hals kam; ich bemerkte deutlich, wie ein Schauder über seinen Körper lief; dann aber beruhigte sich allmählich Alles.

Hierauf sprach er mit einer traurigen aber sanften Stimme und ohne alle Härte:

Kennen Sie die Geschichte dieses Thals?

Ich kenne sie bis zu Carlos' Abreise nach Evora.

Hier ist der Brief, den er von dort her schrieb.

Er zog ein zusammengelegtes Papier aus seinem Breviarium, das Papier war vor Alter gelb und wie man

wol sah, von vielen Thränen befleckt, von denen manche erst kürzlich darauf gefallen waren.

Lesen Sie.

Ich las.

Also lautete Carlos' Brief:

Vierundvierzigstes Kapitel.

Carlos' Brief an Joanninha.

Evora-monte im Mai 1834.

An dich, an dich allein schreibe ich, Joanna, meine Schwester, mein Bäschen.

Mit sonst Niemand von den Meinigen kann ich sprechen, wage ich zu sprechen.

Ich weiß ja auch nicht, wer die Meinigen sind; mein Kopf verwirrt sich, verliert sich im Wahnwitz des Herzens. Ich irrte mit ihm, es hat mich zu Grunde gerichtet. O ich weiß wohl, daß ich verloren bin!

Verloren für Alle, auch für dich. Sage mir nicht, es sei nicht so; du sagst das doch nur aus Edelmuth, aber sag' es lieber nicht. Du denkst es vielleicht sogar aus Edelmuth, aber du mußt das Gegentheil fühlen.

Ich bin verloren.

Und rettungslos, Joanna, denn meine Natur ist unverbesserlich. Ich habe zu viel Energie, habe zu viel Kräfte im Herzen. Und dieses Uebermaß wird mich tödten, tödtet mich.

Das begreifst du nicht, Joanninha, du verstehst mich nicht, und es ist auch schwer.

Du bist ein Weib, und die Weiber verstehen die Männer nicht. Ich ahnte es immer, heute weiß ich es gewiß. Das Weib kann und darf den Mann nicht begreifen. Wehe derjenigen, die diese Erfahrung macht!

Und deshalb — wenn man sterben muß, lieber den

Tod wissen, an dem man stirbt, als scheiden ohne das Uebel zu kennen, das uns getödtet hat.

Du bist noch jung und unerfahren, deine Seele ist voll sanfter Illusionen; ich will sie zerstreuen, ehe sie sich verdichten, dir die Vernunft verdunkeln und dich für immer zur blinden Sklavin des größten Feindes machen, den wir haben, zur Sklavin des Herzens.

Ich will dir meine Geschichte erzählen, du wirst daraus erkennen, was an dem Manne ist.

Wisse, daß es bessere als ich nicht gibt; eben so gute wenige. Nun kannst du dir denken, wie die übrigen sein müssen.

Du weißt, warum ich aus dem mütterlichen Hause floh: ich wußte es von einer großen Sünde befleckt, ich glaubte es auch von einem ungeheueren Verbrechen besudelt.

Diesen Mann, der mein Vater ist, vermochte ich nicht anzusehen; heute, da ich weiß, was er mir ist — verzeih mir's Gott, vermag ich seinen Anblick noch weniger zu ertragen.

Ich hielt meine Großmutter für die Mitschuldige an dem Verbrechen; sie war es nur an der Sünde. Vergebe ihr Gott, er kann es und wird es, da er sie so elend gemacht hat. Meine arme Mutter fiel durch die Schuld, die unverzeihliche Schwäche — jener —

Gott kann und wird meiner Großmutter verzeihen, ich wiederhole es, aber wie kann ich ihr die Schamröthe vergeben, die mir ins Gesicht steigt, so oft man meine Mutter nennt?

Sie hat viel erduldet und gelitten, die Aermste! Ihre Buße ist ein Martyrium, ihr Greisenalter eine lange Passionszeit und dieser Mann, der sie zu Grunde richtete, ein erbarmungsloser Henker. Aber das Alles ist so gegenüber von Gott, nicht gegenüber von mir.

Ich bin Sohn, meine Mutter starb ohne zu verzeihen, — ich kann nicht verzeihen.

Und wer wird mir verzeihen? Niemand, ich will es auch gar nicht.

Du wirst es nicht, meine Schwester; du darfst es nicht, denn ich liebte dich mit einem Herzen, das nicht mein war; ich nahm deine Liebe entgegen, ohne sie zu verdienen, ohne sie besitzen zu können; ich verrieth dich, als ich dich liebte, ich log, als ich dir es sagte, ich belog dich, ich belog mich, und war gegen Niemand wahr.

Doch warte, hör' erst; laß sehen, ob ich den Faden dieser meiner unglaublichen Geschichte aufnehmen kann — unglaublich für dich, aber sehr einfach für den, der das Herz des Mannes kennt.

Ich verließ Portugal und ich kann sagen, daß ich bis dahin noch nicht geliebt hatte. Kinderneigungen, Galanterien der Gesellschaft, Verbindungen, die aus Eitelkeit entstehen, oder welche nur von den Sinnen genährt werden, verdienen den Namen Liebe nicht.

Ich hatte noch nicht geliebt.

Es gibt drei Gattungen von Weibern: das Weib, das man bewundert, das Weib, das man begehrt und das Weib, das man liebt.

Schönheit, Geist, Anmuth, Gaben der Seele und des Körpers erzeugen die Bewunderung.

Gewisse Formen, ein gewisses üppiges Wesen fachen das Begehren an.

Was die Liebe hervorruft, weiß man nicht; es ist alles das zugleich, es ist mehr als alles Das, es ist gar nichts davon.

Ich weiß nicht, was es ist; aber ich weiß, daß man ein Weib bewundern kann, ohne es zu begehren, und daß man ihrer begehren kann, ohne sie zu lieben.

Die Liebe ist etwas Unerklärtes und Unerklärliches. Die wahre Liebe, denn die anderen sind es nicht. —

Ich lebte wenige Monate in England, aber es waren die ersten, von denen ich sagen kann, daß ich lebte. Der

Zufall, das Verhängniß — mein Stern, denn ich glaube noch an die Sterne, wenn ich auch an wenig mehr auf der Welt glaube — sie führten mich in das Innere einer eleganten, an Allem, was auf dieser Welt Distinction verleihen kann, reichen Familie.

Jene Gewohnheiten der hohen Civilisation fremdeten mich an, gleichwol gefielen sie mir; ich bequemte mich ihnen leicht an, ich gewöhnte mich, in dieser weichen Treibhausatmosphäre süß dahin zu leben, ohne daß ich dabei meine Natur als exotische Pflanze verloren hätte. Ich gefiel und verdiente es doch nicht. Im Grund meiner Seele, in meinem Charakter war ich der nicht, für den sie mich nahmen. Ich log, der Mann thut das immer. Ich verabscheue die Lüge, mit Willen log ich nie, und dennoch habe ich ein lügenhaftes Leben geführt.

Ich log also und gefiel, weil ich log. Heiliger Gott! weshalb ging die Wahrheit aus deinem Munde und weshalb schicktest du sie in die Welt?

In jener Familie befanden sich drei junge Mädchen. Wenn ich sagen würde, es seien drei Grazien gewesen, so würde ich nur eine altbackene Redensart, eine oberflächliche Phrase wiederholen, die doch die Sache nicht richtig bezeichnet. Eher drei Engel, das würde der Wahrheit schon näher kommen. Und wenn bei unseren langen, einsamen Spaziergängen durch die ewig grünen Felder, über die mit Baumgruppen gekrönten, mit weichem Grase tapezirten Hügel ihre einfachen, kunstlosen weißen Gewänder im Abendwinde flatterten, wenn die langen Locken ihrer Haare — die der einen waren golden, die der andern kastanienbraun, für die der dritten gibt es keinen Namen — wenn diese langen Flechten im feuchten Abendthau ihre Wellen löſten und ich sie bei jenem unbestimmten, geheimnißvollen Lichte mit Anbetung und Andacht betrachtete, da rief ich aus aufrichtiger Brust: Es sind drei himmlische Engel, die man anbeten muß!

Und so betete ich diese drei Engel an, alle drei, konnte den einen nicht anbeten ohne die zwei anderen.

Daß sie mich liebten, ist sicher; daß sie sich unmerklich an meine Gesellschaft gewöhnten und bereits nicht mehr ohne sie leben konnten — ach, ich müßte ein Ungeheuer sein, wenn ich es nicht mit Thränen der Reue und der Dankbarkeit zugestehen wollte.

In den süßen Lectionen, die ich dort jeden Augenblick erhielt, ohne es zu merken, lernte ich die schwierigsten und feinsten Wendungen ihrer so eigenartigen und ausdrucksvollen Sprache, die tiefsten Schönheiten ihrer geliebten Autoren, den schwer faßbaren Geist und Ton ihrer so stolzen und naserümpfenden Gesellschaft, die aber auch so vollkommen, so darauf berechnet ist, das Leben zu erheben und von der Materie zu befreien, sowie ein unbeschreibliches Gefühl des „Gentilen", das man allerdings nur bei natürlichem Takte, aber nicht durch diesen allein erwirbt.

Wenn ich Etwas tauge, tauge ich es nur durch sie, wenn ich einige Beachtung in der Welt verdient habe, verdanke ich sie ganz ihnen.

Du siehst, ich bekenne die Schuld, du sollst auch sehen, wie ich sie zahlte.

Der gute Ton der englischen Gesellschaft erfand ein Wort, welches in andern Sprachen nicht vorkommt und nicht vorkommen kann, bis die Civilisation jene zu der gleichen Höhe geläutert haben wird. To flirt ist ein unschuldiges Wort, welches dort von beiden Geschlechtern conjugirt wird. Es bedeutet nicht verlieben — ein plumpes und abgeschmacktes Wort, das ich verabscheue — es heißt auch nicht den Hof machen; es ist mehr als liebenswürdig sein und weniger als den Liebhaber spielen; es verpflichtet zu nichts, hat keine Consequenzen; es fängt an, hört auf, läßt Unterbrechung und Aufschub zu, wird fortgesetzt oder nicht je nach Belieben und ohne daß man sich dabei compromittirt.

Nun „ich flirtirte", „wir flirtirten", „sie flirtirten".

Und es gibt keine süßere, keine angenehmere Unterhaltung als mit einem eleganten und anmuthigen englischen Fräulein zu „flirtiren“; mit zweien ist es schon Engelswonne, mit dreien geradezu göttlich.

Für den, der unter diesen Verhältnissen aufwuchs, hat es keine Gefahr; bei mir artete jene süße Empfindung bald in ein tieferes Gefühl aus.

Zuerst kam die Bewunderung.

Und wie bewunderte ich meine drei reizenden Zauberinnen!

Und sie wußten es, lachten, scherzten und waren entzückt, daß sie mich entzückten.

Bald kam das Begehren.

Ich hielt mich für verloren und wollte fliehen.

Aber sie ließen mich nicht, sie machten sich lustig über mich, über die Glut meines iberischen Blutes, über die Heftigkeit meiner Empfindungen.

Bald war ich in eine derselben sterblich verliebt — die zwei anderen mochte ich zwar auch, aber zu lieben, wahrhaft zu lieben glaubte ich — und ich hätte es beschworen — nur die zweite — Laura, die feinste, edelste, eleganteste und strahlendste Frauengestalt, die Gott in einer ächten Künstlerstunde geschaffen haben mußte, als er das bischen Thon, das er eben in der Hand hatte, zu ihrer Formung benützte.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Carlos' Brief an Joanninha. — Fortsetzung.

Laura war weder groß noch klein, sie war kräftig ohne dick, fein ohne mager zu sein. Ihre Augen hatten eine nußbraune, durchsichtige, helle, sammetartige Farbe, sie waren groß, lebhaft, voll Majestät, wenn sie zürnten, voll Süßigkeit, wenn sie wohl wollten, so daß es schwer war zu sagen, wann sie schöner waren. Ihr Haar hatte fast die gleiche Farbe, außerdem aber noch einen Goldschimmer,

der in der Sonne glänzte oder vielmehr blitzte, aber nur hie und da, nicht immer, und auch nicht bei allen Wendungen des Kopfes. Der Kopf selbst war klein, classisch modellirt wie eine Antike, und saß auf einem Halse von ungemeinem Adel, der mit den vollkommenen Linien der Schultern im Einklang stand. Die Taille war schmal und schlank, aber ohne Uebertreibung, man sah, daß sie von Natur so war, ohne alle Hilfe der Kunst. Der Fuß hatte nicht die fabelhaft kleinen Verhältnisse unserer Halbinsel, aber er war proportionirt wie der der Venus von Medicis.

Ich habe manches schöne Weib gesehen, einige, die noch anbetenswürdiger waren, keines, das so bezauberte.

Bezaubernd ist das rechte Wort für sie.

Das Gesicht war oval, vollkommen symmetrisch und blaß; nur die Lippen waren roth wie die prächtigste Rose.

Der Ausdruck ihrer ganzen Gestalt läßt sich nicht beschreiben. Der kleine, feine Mund lächelte selten; aber wann er lächelte — oh!

Ich sah sie auf einem Balle in weißem Kleid und weißen Schuhen mit einem Gürtel von schwarzen Glaskugeln — von da ab ihre unveränderliche Toilette — ohne Schmuck, ohne Blumen, kaum eine Perlschnur um den Hals — o diese Erscheinung war hehrer, erhabener als ein gewöhnliches Weib.

So war Laura, Laura, die ich so sehr liebte, als ich lieben konnte. Das war wenig, das weiß ich jetzt, aber damals erschien es mir unendlich viel.

Ich sagte ihr das eines Tags, als wir allein spazieren gingen, und nachdem wir stundenlang gegangen waren, ohne ein Wort zu sprechen. Wir dachten, ich an sie, sie, ich weiß nicht an wen.

Vielleicht an mich?

Möglich, aber sie gestand es mir nicht.

Sie hörte mich an, ohne ein Wort zu sagen, ohne mich nur anzusehen, ohne die Hand zurückzuziehen, die ich ihr

drückte, die ich küßte, und die kalt und feucht in meiner heißen lag.

Es war spät; wir gingen dem Hause zu. An der Thüre sagte sie zu mir: Treten Sie nicht ein! und ich sah, wie sie in Thränen schwamm. Ich wollte ihr folgen, aber sie machte eine gebieterische Geberde, die mich verwirrte. Zum ersten Male nach so langer Zeit ging ich einsam, traurig und melancholisch nach meiner armen Behausung, wo ich die Nacht zubrachte.

Gegen Sonnenaufgang wollte ich mich niederlegen. Aber ich konnte nicht schlafen.

Am folgenden Tage erhielt ich einen Brief von Julia; so nannte sich die älteste, empfindsamste und freundlichste der drei Schwestern.

Das Billet schien gleichgiltig; es enthielt nur gewöhnliche Worte, sie bat mich mit ihr zu frühstücken, aber sie sprach nicht von den Schwestern.

Ich fühlte, daß meine Stunde gekommen war; es schien mir, als werde ich aus dem Eden der Unschuld vertrieben, in dem ich bisher gelebt hatte. Der Brief Juliens, ein schöner, regelrechter, natürlicher Brief erschien mir wie ein Gewirre furchtbarer kabalistischer Zeichen, welche das Geheimniß meiner Verdammung enthielten.

Ich kleidete mich an, ging hin und fand mich mit Julia allein in ihrem eigenen eleganten Parlour.

Es war ein kleines Studirzimmer, nur mit einigen Bücher- und Musikständern, einer Harfe und einer Staffelei geschmückt.

Auf der Staffelei stand mein Portrait skizzirt, auf dem Harfenständer eine französische Romanze, wozu ich einen portugiesischen Text gemacht hatte.

Die Theemaschine zischte auf dem Tische, Julia machte den Thee und schien an nichts Anderes zu denken.

Ich muß dir jetzt die kleine Julia beschreiben — die Julietta, wie wir sie nannten — wir, die beiden Schwe-

stern und ich, die wir darin wetteiferten, wer sie am meisten liebe.

O welche wehmüthige Rückerinnerung, welch ein Gefühl der Reue rufen diese Bilder geschwisterlicher Vertraulichkeit in mir hervor!

Julia war klein, sehr zart und Gesicht, Figur, Ausdruck und Wesen ihrer ganzen bezaubernden kleinen Persönlichkeit wahrhaft kindlich.

Keine Engländerin seit den Zeiten der Königin Bess hatte einen feineren Fuß und ancle (Knöchel.) Keine seit den Zeiten Alfreds beschäftigte sich so elegant mit den eleganten Sorgen einer britischen Häuslichkeit — dem artigsten Genrebild, das es gibt.

Lady Julia R. war, glaube ich, die kleinste und hübscheste britische Unterthanin, die je existirt hat.

Bei Mondlicht in Mitten ihres Parks gesehen, wenn sie sich zwischen den seltenen exotischen Pflanzen, die man in dem kurzen englischen Sommer der frischen Luft aussetzt, umherbewegte, konnte man sie leicht für Titania halten und so Shakespeare's köstlichen Sommernachstraum in die Wirklichkeit übertragen.

Ihre himmelblauen, immer feuchten und immer sanften Augen, ihre Haare von lichtem Kastanienbraun, die in Locken rund um den Kopf und auf die Schultern, ja bis in das Gesicht fielen, so daß es einen beständigen Kampf gab, um sie aus den Augen zu entfernen, ihr ätherischer Körper, ein Mund zum Küssen, die kleinen, sehr weißen und enggestellten Zähnchen, das schmale, wächserne Händchen, alles Das machte aus Julia ein Ideal von Güte, Freundlichkeit, engelhafter Unschuld.

Und sie war ein Engel — o sie war einer!

Ich betrachtete sie lange schweigend; sie lächelte mir von Zeit zu Zeit traurig zu, sprach aber kein Wort. Endlich frühstückten wir. — Das Geräthe wurde abgetragen.

Sie sagte zu der Kammerjungfer:

Phöbe, ich bin allein mit Carlos und will allein bleiben. Für Niemand zu Hause.

Ja, Fräulein. — Die gewöhnliche Antwort des englischen Dienstboten in allen Fällen.

Wir blieben vollständig allein.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Carlos' Brief an Joanninha. Fortsetzung.

Endlich erhob Julia ihre feuchten Augen, die von den längsten und seidenartigsten Wimpern, die ich je an einem Mädchenauge sah, beschattet waren und sprach zu mir:

Carlos, ich bin betrübt. Sie sollten mich trösten; sagen Sie mir Etwas, was mich tröstet. Sprechen Sie zu mir.

Was soll ich sagen?

Sie sind Cavalier, Carlos; sagen Sie mir, daß Sie es sind und nehmen Sie mir die Angst, in der ich schwebe.

Sie zweifeln also, Julia?

Ich zweifle nicht. Wir Alle lieben Sie sehr, ich fürchte, nur zu sehr; wie sollten wir zweifeln?

O Julia, verzeihen Sie mir! rief ich, indem ich mich ihr zu Füßen warf, ihre beiden Hände in die meinigen nahm und sie in einem Anfall wahrer Zerknirschung tausendmal küßte. Verzeihen Sie mir, Julia, ich weiß wohl, daß ich Unrecht that, aber ich verspreche —

Versprechen Sie nichts, als daß Sie Cavalier sein wollen. Ich weiß und fühle, daß Sie das halten können.

Ich schwöre es bei — bei ihr.

Bei ihr! Sie liebt Sie, Carlos. Es ist besser, ich sage die Wahrheit gleich und wir fassen alle Folgen einer schwierigen Lage ins Auge, als daß wir uns täuschen ohne jene Schwierigkeiten zu vermeiden. Laura liebt sie, aber sie darf und kann sie nicht lieben. Wenn sie frei wäre, weiß ich nicht, was ich sagen würde — weiß ich nicht, was ich thun würde. Doch es handelt sich nicht um mich, fuhr

sie mit fieberhafter Geläufigkeit fort, es handelt sich nicht um mich, Carlos, es handelt sich um sie. Laura kann Sie nicht lieben, sie ist verlobt. Sie muß in drei Monaten nach Indien abreisen.

Nach Indien!

Ja, so ist es: sie muß. Ihr Bräutigam ist Kapitän im Dienste der Armee und wird unmittelbar nach der Hochzeit dahin abgehen.

Ich fühlte, wie mir das Herz in der Brust stockte; es war der erste wahre Seelenschmerz, den ich erlitt. Es war die erste wahre Liebe meines Lebens, aber auch der erste durchbohrende Liebesschmerz, den ich empfand.

Ich, der ich mich stets über solche Schmerzen lustig gemacht, der sie aus der Wirklichkeit auf das Gebiet der Romane verwiesen hatte! Ach, welcher Dichter oder Romanschreiber wußte jemals ein Leiden zu malen, wie ich es in jener Stunde empfand!

Ich weiß nicht mehr, was ich that oder sagte; ich erinnere mich nur noch, daß ich fühlte, wie mir die Thränen Julia's ins Gesicht tropften und sich mit den meinigen mischten, die in Fülle hervorströmten. Ich hob meine Blicke zu ihr, o wie könnte ich den Ausdruck, den ich in den ihrigen fand, — jemals vergessen!

All das Mitleid, all das Mitgefühl, das in dem unendlichen Schatze eines weiblichen Herzens Raum hat, ergoß sich aus diesen himmlischen Augen, um mich zu trösten. Nichts blieb dort zurück, als eine tiefe, leblose, tödtliche Trauer.

Ich weiß nicht, welch' unbestimmter Gedanke, welche närrische Idee, oder vielmehr, welche ungewisse, verwirrte Ahnung mir in diesem Augenblick plötzlich durch den Kopf — oder vielleicht durchs Herz schoß —

Wenn Julia selbst —?

Aber das kann nicht sein.

Julia, Julia, rief ich, ich will sie sehen, ich will sie we-

nigstens noch ein einziges Mal sehen. Versagen Sie mir diese letzte Gunst nicht. Ich weiß, daß ich sie fliehen soll und muß. Aber vorher muß ich ihr sagen —

Was denn?

Daß ich sie liebe, wie ich nie liebte, wie ich nie mehr lieben werde.

Ach Carlos!

Daß ewig, ewig —

Julia erhob sich ohne ein Wort zu sprechen, warf mir einen Blick voll tiefen Mitgefühls zu und verließ rasch das Zimmer.

Ich war allein, ich weiß nicht, was ich dachte, ob ich dachte. Mein Kopf war wie betäubt, mein Herz erschöpft — mein Geist so niedergedrückt, daß sein Zustand an Stumpfsinn grenzte. Hätte man mir eine Pistole auf die Brust gesetzt, ich hätte den Arm nicht erhoben, um sie abzuwenden. Ich fühlte weder Schmerz noch Verlangen mehr. Es war mir, als ob ich anfange zu sterben; und ich fand keineswegs, daß das Sterben so schwer sei.

In diesem Zustand verblieb ich, ich weiß nicht wie lange; doch war es nicht lange. Ich vernahm, wie die Thüre sich öffnete, aber ich hatte nicht die Kraft, die Augen zu erheben, bis ich eine sanfte, liebe Hand auf der meinigen fühlte, es war Julia — aber auch Laura — heiliger Gott! beide standen vor mir.

Julia hielt meine Hand in der ihrigen; und Laura auf die Schulter der Schwester gestützt, richtete jene Augen auf mich, deren gewöhnliche Strenge sich nun in eine so sanfte Nachsicht, in ein so himmlisches Mitgefühl verwandelt hatte, daß ich bei Gott! in jener Stunde fest glaubte, zwei Engel stünden vor mir, die auf den Flügeln eines göttlichen Mitleids herabgeschwebt wären, um meiner Seele die volle Verzeihung, die volle Barmherzigkeit des Himmels zu bringen.

Wie soll ich dir wiederholen, Joanna, geliebte Joanninha, dir, die mich liebt, die ich liebe — denn ich liebe

dich, und Gott strafe mich dafür, wie er muß! Denn ich liebe dich, liebe dich blind mit jenem schändlichen, abscheulichen Herzen, das Er mir gab — wie soll ich dir wiederholen, was wir da einander sagten, was ich da betheuerte, was wir schwuren und versprachen? Und wozu auch?

Julia — die nachsichtige Ehrenwächterin trat an das Fenster, so daß sie uns nicht sah, und that als ob sie uns auch nicht hörte. So verging der Tag, ein langer Junitag, der uns so kurz erschien. Es war Nacht, als wir zum Essen gingen.

Bei Tische erschien Laura in Reisekleidern; sie reiste noch in dieser Nacht nach Wales, wo sie eine Freundin hatte, bei der sie bis zu dem schrecklichen Tage bleiben, und wo sie sich, wie sie mir sagte, ferne von mir im Schooß der Freundschaft auf jenen vorbereiten wollte.

Man kann sich denken, wie jenes Mittagessen ausfiel. Wir thaten nicht einmal als ob wir äßen. Als wir uns vom Tische erhoben, hielt die Postkutsche vor der Thüre, der Postillon saß schon auf dem Bock, der Diener stand am Schlag. Wir stiegen ein, die drei Schwestern und ich.

Zwei Meilen von da war die Station, wo der Eilwagen anhielt und wo Laura in denselben übergehen sollte. Wir legten den Weg zurück, ohne daß eines von uns ein Wort sprach.

Der Mond stand groß und schön mit seinem traurigen und kalten Licht an einem wolkenlosen Himmel. Es war eine jener seltenen, aber wunderbaren Nächte des kurzen britischen Sommers.

Der Sand, der auf den glatten Parkwegen unter den Wagenrädern knirschte, die Baumzweige, die wir beim Vorüberfahren streiften, die sanften Rehe, welche sich erhoben, um uns nachzusehen, die Fasanen, die beim Knallen der Peitsche ihren niedern Flug von Busch zu Busch fortsetzten, während der Kutscher damit die Raschheit seiner Pferde eher mäßigen als antreiben wollte, — Alles flößte mir nur

eine nie gefühlte, unerklärliche Traurigkeit ein. Meine Seele blieb an all diesen Eindrücken haften, ich fühlte, wie mein Glück für immer entfloh, wie ich selbst es war, der es verscheuchte, und wie ich mich bald allein, schutzlos, geächtet in der Oede des Daseins fühlen würde.

Ich fühlte die Kraft nicht in mir zu fluchen, Gott zu lästern, sonst hätte ich es gethan.

Ich hätte es! wol haben mich andere schlimmere, tödtlichere Nöthen im Leben betroffen, aber in keiner fühlte ich mich so sehr fähig, Gott zu verläugnen und von ihm abzufallen wie in dieser.

Es war wol eine Wirkung seiner unerschöpflichen Gnade, die vielleicht meiner Seele beispringen wollte, ehe sie zu Grunde ginge, daß mir in diesem Augenblick deutlich vor den Augen der Seele das einzige Bild erschien, das mich vor dem Abgrund retten konnte — dein Bild, Joanna! Es war meine kleine unschuldige Joanninha, jener kleine, lebhafte, heitere, anmuthige Engel, den ich bei seinen Spielen und Scherzen in unserem Thal gelassen hatte, in unserem ländlichen, rohen und ungebildeten Thale! O wie die wehmüthige, sehnsüchtige Erinnerung daran mich jetzt in Mitten der regelmäßigen und vollkommenen Schönheiten britischer Cultur überkam! Die grünen Strahlen deiner Smaragdaugen drangen durch den weiten Raum und leuchteten mitten durch die anderen Lichter, die mich blendeten. Die wilde Pflugsterze, der rohe Weißdorn unserer Haide sandten mir von Ferne her die Ausströmungen ihres derben ländlichen Duftes und erstickten den süßen Wohlgeruch des frischen Heus, das auf dem immer grünen Rasen lag, der uns umgab. Die rauhen, trockenen, weißlichen Blätter unserer Oliven schimmerten mir durch das dichte Gehege der üppigen Vegetation des Nordens, und verkündeten meinem Herzen Frieden und das Ende eines Kampfes, in dem mich die Leidenschaften zerfleischten.

Und du, Joanna, du armes unschuldiges und mißhan-

deltes Geschöpf, du erschienst mir mitten in all Dem und strecktest deine liebenden Aermchen nach mir aus, wie an dem Tage, da ich von dir Abschied nahm, in jenem verhängnißvollen, in jenem geliebten, süßen und bitteren Thal meiner Thränen und meines Lachens, wo die wenigen Minuten wahren Glücks, die meinem Leben wurden, verflossen, aber auch die Stunden wahren Schmerzes, die meine Seele für immer zerrissen und zerstörten.

O aus was und wie ist der Mensch gemacht? für was und weshalb lebt er? Was hatte ich, was hatten wir Alle auf dieser Welt zu thun?

Als ich so auf den seidenen Polstern des prächtigen, weichen Wagens saß, umgeben von drei göttlichen Mädchen, die mich alle drei liebten, die ich in einer geheimnißvollen, mystischen Anbetung in einander verschmolz, blind, närrisch in eine derselben verliebt und auf dem Sprung ihr für ewig Lebewohl zu sagen — hatte ich dennoch die Gedanken fest auf ein Kind gerichtet, das man fast noch auf den Armen trug! Wenn ich mich in den dunkeln Augen jener Laura spiegelte, die ich so sehr anbetete, leuchteten doch deine grünen Augen in meiner Seele! Während all meine Sinne von dem Duft des Luxus und der Civilisation, die mich umgaben, berauscht waren — hatte ich doch nur unser ländliches, wildes Thal im Herzen!

O ich bin ein wahres Ungeheuer, eine moralische Mißgeburt, oder ich weiß nicht, was ich bin.

Sind denn alle Männer so?

Vielleicht! sie sagen es nur nicht.

Joanna, meine Joanna, meine geliebte Joanninha, angebeteter Engel meiner Seele, habe Mitleid mit mir, fluche mir nicht. Ich verlange nicht, daß du mir verzeihst, weder du noch irgend Jemand, denn ich verdiene es nicht; aber daß du mich bedauerst, mich beklagst.

Ach das verdiene ich, gewiß!

Laß mich hier eine Pause machen. Es fehlt mir der

Muth, um in diesen schrecklichen moralischen Spiegel zu blicken, in dem ich geschworen habe, mich zu meiner Strafe zu beschauen und aus dem ich das fürchterliche Portrait meiner Seele copire, das ich dir hier zeichne.

Ich wußte, daß ich ein Ungeheuer sei, aber ich hatte meine Scheußlichkeit noch nicht in allen Theilen so erkannt, wie ich sie jetzt erkenne.

Ich fürchte, ich entsetze mich vor mir selbst.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Carlos' Brief an Joanninha. Fortsetzung.

Wir hielten vor dem Wirthshause, einem trübseligen, einsamen Hause in Mitten der Felder und hart an der Landstraße. Der Eilwagen langte fast zu gleicher Zeit an.

Ich reichte Laura die Hand, um aus der Kutsche und in den Eilwagen zu steigen. Wir hatten kaum Zeit, uns krampfhaft die Hände zu drücken und uns ein Lebewohl, in jenem erzwungenen trockenen Tone zu sagen, den die englische Convenienz verlangt.

Der Eilwagen fuhr in scharfem Trab weiter — Und soll ich dir die Wahrheit sagen oder soll ich lügen? Nein, ich will dir die Wahrheit sagen. Nun denn, ich fühlte eine Art verzweifelter Erleichterung, einen grausamen Trost, als ich ihn so fortfahren hörte. Ich hatte ein Gefühl, wie es wol ein Kranker nach einer schmerzhaften Operation haben muß, wobei ihm ein Theil seines Körpers abgeschnitten wird, mit dem er nicht mehr leben konnte und den er verlieren mußte, wenn er nicht das Leben selbst verlieren wollte.

Auch der Tod muß etwas der Art sein: ein apathisches, nichtiges Ausruhen von einem unerklärbaren Leiden.

Ich war jetzt wie todt; ich litt nichts mehr.

Jetzt dachte ich auch nicht mehr an dich, sah dich nicht mehr in meiner Seele: ich selbst war, existirte nicht mehr darin.

Wir kehrten nach dem Parke zurück; schweigend half ich meinen zwei liebenswürdigen Begleiterinnen heraus und ging dann allein, zu Fuß, mit festem, entschlossenem Schritte nach meiner Wohnung. Keine von beiden versuchte mich zurückzuhalten, keine sagte mir ein Wort, keine versuchte mich zu trösten. Warum das?

Am nächsten Tage kehrte L. William R. von einem seiner gewöhnlichen Ausflüge nach London zurück. Gleich nach seiner Ankunft suchte er mich auf und brachte mir Briefe von Portugal, die ich schon lange erwartete. Er sagte mir, er gehe am andern Tag nach Swansea in Wales, wohin Laura gereist war, und ersuche mich seinen beiden Töchtern, so lange sie allein wären, Gesellschaft zu leisten.

Mich!

Drei Tage lang ging ich nicht hin; diese ganze Zeit über that ich nichts als an Laura schreiben.

Am vierten Tage ging ich nach dem Park. Julia that einen Freudenschrei, als sie mich sah: eine seltene Ausnahme von den gemessenen Regeln, welche das englische Leben tyrannisiren, und die sogar das Gesicht vorschreiben, mit dem man sterben muß, ja den Ton vorzeichnen, mit dem der letzte Seufzer entfliehen soll.

Aber zuweilen triumphirt die Natur über diese eigenthümliche britische Etiquette.

Julia hatte geglaubt, ich würde nie wieder in jenes Haus zurückkehren, sie hatte sich schon darein ergeben, mich nicht wieder zu sehen: so konnte sie die Freude nicht unterdrücken, die sie jetzt bei meiner unerwarteten Erscheinung empfand.

Wir brachten den ganzen Tag zusammen zu und allein: wir gingen fast immer im Park spazieren, oder wir saßen im Schatten seiner dichten Bäume oder schauten in die krystallhellen Wasser eines großen Teiches, der von Wasservögeln bevölkert und von jenen Matten eines sammetar-

tigen Grüns umgeben war, wie es den englischen Boden beständig schmückt, und das nur verschwindet, wenn es der Winter mit seinem Schneeteppich bedeckt.

Sie wollte sehen, was ich an ihre Schwester geschrieben hatte, ich reichte ihr den Brief, sie las, sann darüber nach und gab ihn mir zurück, ohne ein Wort zu sagen.

Stunden vergingen in diesem Schweigen, in dieser beredten Stummheit, die nur von dem Zuviel herrührt, das die Seele empfindet, von dem Zuviel, das sie sagen würde, wenn sie spräche!

Abends beim Abschied gab sie mir eine gehäkelte Geldbörse, welche Laura für mich gearbeitet und ihr zurück gelassen hatte, um sie mir zu übergeben. Ich fühlte, daß die Börse irgend Etwas enthielt, was ich aber nicht näher untersuchen wollte. Als ich zu Hause angelangt war, fand ich, daß es jener verhängnißvolle Gürtel von schwarzen Glaskugeln war, den ich auf einem gewissen Ball, welchen wir zusammen besuchten, so sehr bewundert und den Laura von da an nie mehr unterlassen hatte anzulegen, wenn sie sich weiß kleidete und einigermaßen Toilette machte.

Noch immer bewahre ich diesen kostbaren Gürtel, Joanna, noch bewahre ich dieses Juwel, diese Reliquie bei dem Besten, was ich habe. Und dennoch liebe ich dich und dich allein, und habe in Wahrheit nie jemand Anderes geliebt, könnte niemand Anderes lieben. Aber dieser Gürtel bildet einen Talisman, ein Amulet, an dem mein Schicksal hängt.

Ich liebte — das heißt, ich liebte — nun ja, ich liebte, da es nun einmal in der albernen Sprache, welche die Menschen reden, kein anderes Wort gibt — ich liebte also auch andere Weiber, aber in den Tagen der höchsten Begeisterung für sie unterließ ich es nie, andächtig jenen Gürtel zu küssen, ihn an mein Herz zu drücken, mich seinem Schutze anzubefehlen — etwa wie sich der neapolitanische Räuber dem Skapulier der Madonna anbefiehlt, das er

auf der Brust trägt, während seine Hand noch blutig vom Morden, sein Rücken noch mit dem eben gemachten Raube beladen ist.

Ach Joanna, habe ich dir nicht gesagt, daß ich verloren bin und daß es für mich keine, keine Rettung mehr gibt noch geben kann?

So lebte ich zwei Monate. Laura schrieb mir nicht; sie empfing meine Briefe und beantwortete sie an Julia; auf diese Weise correspondirten wir. Julia war ein Theil von uns, eine Genossin unserer Liebe, in ihr lebten wir unser Leben. Und bereits verschmolz ich beide so sehr in meinem Herzen, daß ich mich darüber ertappte, nicht mehr recht zu wissen, welche ich mehr liebte. Julia schien in diesem Verhältniß glücklich zu sein, ich war es. Unmerklich gewöhnte ich mich an sie, bereits dachte ich nicht mehr mit Sehnsucht an die Vergangenheit zurück. Und als die Vermählung Lauras herannahte, als sie aus Wales zurückkam und ich dem gegebenen Versprechen getreu, ein dringendes Geschäft in London vorschützen sollte, das mich bis zu ihrer Abreise nach Indien in Anspruch nehmen mußte, fühlte ich eine Pein, ein Unbehagen bei Erfüllung dieses Versprechens, das mich schamroth machte.

Ich reiste endlich ab, und blieb wol einen Monat in London. Julia schrieb mir alle Tage und ich ihr. Am Vorabend des verhängnißvollen Tages, an dem Laura einem Andern angehören sollte, schrieb mir Julia nur folgende Worte: Unser Roman ist zu Ende; eine ernste Geschichte beginnt jetzt. Laura sendet Ihnen ihr letztes Lebewohl.

Und niemals mehr wurde der Name Laura zwischen uns beiden weder brieflich noch mündlich erwähnt.

Das Schiff, welches die Trümmer meiner Hoffnungen nach dem Osten führte, war schon längst unter Segel gegangen. Es nahte der October und bald der englische Winter heran in seiner rauhen und in diesem Jahr sehr

frühzeitig eintretenden Strenge. Es war mir zum Sterben vor Traurigkeit und Vereinsamung mitten in dem volkreichen und lärmenden London. Julia bemerkte es, sie forderte mich auf, nach — shire zurückzukehren. Ich kam.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Carlos' Brief an Joanninha. Fortsetzung.

Was empfand ich, als ich jene Oertlichkeiten in der Umgegend des Parkes trotz der dreifachen Schneeschichte, die sie entstellte, wieder erkannte, als ich die Bäume wieder sah, die Weiden, die Häuschen umher!

Wol war die Physiognomie der Landschaft eine andere, aber die geliebten Züge waren dieselben, und einen um den andern fand ich wieder heraus.

Endlich hielt mein Wagen am Eingang des Parks und ich schlug zu Fuß den Weg durch die lange Allee ein. Es war neun Uhr Morgens, ein nebliger, kühler Morgen, aber die Luft war weich, nicht strenge.

Durch den Nebel, der mir das alte Herrenhaus verdeckte und auch die nahen Bäume in einen grauen melancholischen Schleier hüllte, war ich gleichsam tappend, bis etwa in die Mitte der Allee gekommen.

Ich war eben stehen geblieben, um über meine Stellung und die Rolle, welche ich in diesem Hause, das mir aufs Neue seine gastlichen Thore öffnete, spielen sollte, nachzudenken, als ich durch den Nebel, da, wo er am dünnsten war, eine Gestalt zwischen den Bäumen des Waldes auf mich zukommen sah.

Es war eine weibliche Gestalt, sie sah wie ein Schatten, wie eine phantastische Erscheinung in Mitten jener geheimnißvollen, einsamen, traurigen Scenerie aus.

Von der Entfernung erschien sie mir sehr groß. Julia war es nicht, konnte es nicht sein, Julia, die kleinste, zierlichste aller holden und anmuthigen Feen, die je den Zau=

berstab geführt haben — Laura? ach Laura war so weit von hier! Wer war es denn? Nur Sie konnte es sein! — Welche Sie?

Diese Eleganz in der Bewegung, diese offenen geringelten Locken, dieses liebliche Wesen konnte nur von Ihr kommen —

Von Ihr, von wem denn?

Ich habe dir noch nichts von der dritten der schönen Schwestern, die mich bezauberten, erzählt, ich habe sie dir noch nicht beschrieben, noch nicht mit Namen genannt.

Ich konnte es nicht über mich gewinnen, aber jetzt muß es sein. Es kostet mich viel, aber es hilft nichts.

Es war Georgine.

Georgine, die du kennst, Georgine, die — kurz, es war Georgine, die an jenem — verhängnißvollen oder glücklichen? — Morgen mir entgegentrat; Georgine, die am wenigsten von den Dreien mit mir sprach, die ich wirklich am wenigsten kannte.

Seitdem mein Herz so schwer verwundet worden und so schlecht geheilt war, fühlte es seine Witterungswechsel mit einem chronischen Schmerze voraus. Mir ahnte so Etwas, als ich Georgine auf mich zukommen sah.

Wie gut, daß Sie kommen! Ich bin wirklich glücklich Sie zu sehen. Und Julia, die arme Julia, wie wird sie sich freuen! Es wird sie wieder ganz gesund machen.

Wie so? ist Julia krank?

Sie wußten es nicht? — Ach nein! ich weiß ja, daß Sie es nicht wissen konnten. Sie wollte es Ihnen nicht schreiben. Ja, Julia ist krank, es ist aber nicht von Bedeutung. Ich wollte Sie benachrichtigen, ehe Sie kämen, deshalb berechnete ich die Ankunftszeit Ihres Wagens und eilte Ihnen entgegen.

Diese einfachen Worte enthielten Nichts, was einen besonderen Eindruck auf mich machen konnte, und doch fühlte ich mich davon ergriffen, wie noch nie. Ich betrachtete

Georgine, als ob ich sie zum ersten Mal sähe und erschrak fast, sie so schön, so interessant zu finden.

Es ist dies ein Zustand der Seele, den meines Wissens weder Dichter noch Romanschreiber beschrieben haben, sie mißachten denselben vielleicht oder kennen ihn gar nicht. Bekanntlich hält man plötzliche, durch ein erstes Begegnen hervorgerufene Eindrücke für die mächtigsten, poetischsten.

Ich läugne nicht, daß der Effect solcher ersten, plötzlichen Empfindungen etwas Theatralisches hat. Aber ich behaupte auch, daß jener andere unerwartete, sonderbare Eindruck, den ein bereits bekannter Gegenstand auf uns macht, welchen wir bis dahin mit Gleichgiltigkeit betrachteten, und der uns nun auf einmal ganz anders als bisher erscheint, ein nicht minder hohes Interesse hat.

Aber dieses Mädchen ist ja wirklich schön! Und ich habe das noch nie gesehen! Diese Augen sind ja göttlich! Wo hatte ich denn bis jetzt die meinigen? Diese Miene, diese Grazie, wo hielt sie sie bis dahin versteckt? u. s. w., u. s. w.

So entdeckt man allmählich Vollkommenheiten, Reize; das Gefühl, das hieraus entspringt, ist tausendmal tiefer, gründlicher als das, welches solche erste, viel besungene und gepriesene Eindrücke hervorbringen.

Was soll ich dir weiter sagen? Wir traten in das Haus, ich sah Julia, wir sprachen viel, sehr viel von Laura. Aber ich that es schon nicht mehr mit der Begeisterung, mit der ausschließlichen Bewunderung, wie ich es ehedem that.

Julia wurde bald wieder gesund und damit stellte sich auch das geistige Wohlbefinden wieder ein. Die ganze Heiterkeit, der ganze Reiz unserer vertraulichen Gespräche, unserer langen Spaziergänge erneuerte sich wieder. Ich dachte mit Wehmuth an Laura, aber diese Wehmuth milderte, sänftigte sich allmählich.

Georgine, welche sich bisher durch ihre Schwester verdunkeln zu lassen schien, glänzte jetzt, da jene nicht mehr

da war, in ihrem ganzen Lichte, in ihrer Grazie, ihrem Geiste, durch ihr einfaches freies Wesen, ihre Sanftmuth in Bewegung, Stimme, Ausdruck.

Julia ging ganz in ihr auf und ich betete sie endlich an. Ewige Schmach über mich! aber es ist so: ich liebte sie mehr als Laura; oder glaubte sie mehr zu lieben, was eben so viel werth ist.

Weiß ich es denn? — Nein, ich liebte sie nicht so sehr. Aber ich liebte sie.

Ich liebte sie, ja, und ward geliebt.

Drei Monate lang dauerte mein Glück. Es ist die längste Periode von Glück, die ich in meinem Leben aufzählen kann. Es war ein falsches Glück, aber doch ein Glück.

Das gebieterische Gesetz der Ehre verlangte, daß wir uns trennten und ich nach den Azoren abging. Ich reiste ab. Niemand opferte jener Expedition mehr als ich. Die Geschichte wird von vielen Diensten, von vielen Opfern sprechen. Davon wird Niemand Etwas wissen.

Die Geschichte ist eine Närrin.

Ich kann kein Geschichtswerk aufschlagen, ohne zu lachen. Insbesondere finde ich die Folgerungen, die Prophezeiungen der Geschichtschreiber höchst komisch. Was wissen sie denn von den Ursachen, den Beweggründen, von dem Werth und der Wichtigkeit fast aller der Thatsachen, die sie erzählen?

Noch weiß ich nicht, wie ich fortkam, wie ich anlangte, wie ich die erste Zeit meines Aufenthalts auf jener Meeresklippe, die man die Insel Terceira nennt, und wohin sich die armen Ueberreste der constitutionellen Partei geflüchtet hatten, verbrachte.

Endlich gewöhnte ich mich daran. An was gewöhnt sich nicht der Mensch?

Eines Tages nahmen sie mich mit nach dem Gatter eines dort befindlichen Nonnenklosters. Mein melancholisches, zerstreutes, gleichgiltiges Aussehen erregte das Mitleid der guten Nonnen. Eine von ihnen, ein junges, feu-

riges, leidenschaftliches Mädchen wollte es unternehmen, mich zu trösten. Sie brachte es nicht zu Stande, die Arme! Mein Herz war in — shire in England, in Indien, im Thale von Santarem.

„Durch die Welt hin in Stücke vertheilt!"

Es war überall, aber am wenigsten dort, wo nichts von ihm war noch sein konnte.

Soledade nannte sich die kleine Nonne; sie blieb wie ihr Name — allein. Mochten die Schwätzer, an denen es ja nirgends fehlt, sagen was sie wollten, mochten sie lügen wie sie fast immer thun, sie täuschten sich, wie sie sich immer täuschen.

Ich liebte Soledade nicht.

Und dennoch gedenke ich ihrer mit Schmerz, mit Sympathie — Daß ich nun einmal so bin, mein Gott! und so sterben soll!

Wir schifften nach Portugal; den Rest meiner Geschichte kennst du.

Ich kam endlich in unser Thal und vergaß die ganze Vergangenheit, als ich dich sah. Ich liebte dich — doch dies ist nicht der Ausdruck. Als ich dich kaum beim Licht der Sterne unter jenen Bäumen sah, erkannte ich, daß ich dich allein von jeher geliebt hatte, daß ich für dich geboren war, daß mein Herz, wenn ich noch eines zu geben hatte, wenn meine Seele noch fähig und würdig war, sich mit der Engelsseele zu verbinden, die in dir wohnt, nur dir gehören konnte.

Aber ich bin deiner nicht würdig, Joanna, du siehst es wohl und fühlst es, wie ich es fühle und sehe.

Wohl war ich geboren, um die Süßigkeiten des Friedens und des häuslichen Glückes zu genießen; ich war, davon bin ich überzeugt, ganz für den stillen Ruhm, für die bescheidenen Freuden eines guten Familienvaters geschaffen.

Aber mein Stern wollte es anders. Meine Phantasie

berauschte sich in Poesie und ging darüber zu Grunde; ich finde mich nicht wieder. Das Weib, das mich liebt, muß nothwendig unglücklich werden, das Weib, das ihre Zukunft mir anvertraut, wird sie scheitern sehen.

Ich will, ich kann, ich darf Niemand mehr lieben.

Schmach und Schande sind in den Schooß unserer Familie gekommen. Ich verzichte für immer auf den häuslichen Herd, auf Alles, was ich liebte, auf Alles, was ich lieben kann. Möge Gott mich strafen, wenn er eine Ungerechtigkeit zu begehen wagt: denn nicht ich machte mich so wie ich bin, nicht ich schmiedete mein Glück, und das Verhängniß, welches mich verfolgt, ist nicht mein Werk.

Lebe wohl, Joanna, lebe wohl, theures Bäschen, lebe wohl, Seelenschwester! Bleibe du bei unserer Großmutter, tröste den Unglücklichen, der der Urheber seines und unseres Unglückes ist. Du allein kannst das und — vergiß mich.

Was soll aber ich anfangen — ich, der ich nicht einmal sterben konnte, der leider diesen Krieg gerade in dem Augenblicke zu Ende gehen sah, da ich ihn segnen, da er mich mit einer Kugel beglücken könnte, die er mir gerade ins Herz schickte —?

Ich glaube, ich werde mich der Politik widmen, viel von dem Vaterlande reden, das mir gleichgiltig ist, über die Minister spotten, die ich nicht kenne, von meinen Diensten schwatzen, die ich nicht freiwillig that. Und wer weiß! vielleicht ergebe ich mich endlich dem Börsenspiel, denn dieses bietet ja allein noch Aufregungen, wenn man sonst keine mehr haben kann.

Lebwohl, meine Joanna, meine angebetete Joanna, zum letzten Male lebe wohl!

Neunundvierzigstes Kapitel.

Wie Carlos Baron wurde. — Ende von Joanninha's Geschichte. — Georgine Aebtissin. — Ausspruch des Frei Diniz über die Frage der Mönche und der Barone. — Die Gesellschaft kann nicht mehr zu dem zurückkehren, was sie war, noch weniger aber das bleiben, was sie gegenwärtig ist. Was sie sein wird, weiß Gott und wird es schon recht machen. — Der Verfasser schläft in Cartaxo. — Traum, den er da hat. — Er kehrt nach Lissabon zurück. — Eisenbahn und Papierbahnen. — Schluß der Wanderung und des Buchs.

Als ich mit Carlos' Brief zu Ende war, gab ich denselben dem Frei Diniz zurück. Er wendete sich gegen mich:

Haben Sie gelesen?

Ich habe.

Was wollen Sie weiter wissen? Ich fühle, daß ich Ihnen Alles sagen kann. Ich kenne Sie zwar nicht, aber —

Aber Sie sollen mich als einen Mann kennen lernen, der ein lebhaftes Interesse hat —

Für was? Für Wahlsachen, für das Börsenspiel, für unsere Staatsgüter?

Nein, Senhor. Ich war Carlos' Kriegskamerad, ich habe ihn seit Jahren nicht gesehen und —

Würden ihn auch nicht wieder erkennen, wenn Sie ihn jetzt sähen; er ist dick und reich geworden, er ist Baron —

Baron!

Baron und wird eines Tages Deputirter werden.

Welche Verwandlung! Wie ging denn das zu, heiliger Gott? Und Joanninha? und Georgine?

Joanninha verlor den Verstand und starb. Georgine ist Aebtissin in einem englischen Kloster.

Aebtissin?

Ja. Sie wurde katholisch; da sie reich war, gründete sie ein Kloster in — shire und dient dort ihrem Gott.

Und jene arme Frau, die Großmutter Joanninha's?

Da sitzt sie, wie Sie sehen, innerlich für Alles todt. Sie sieht nicht, hört nicht, spricht nicht und erkennt Nie-

mand. Joanninha starb hier in diesem unglückseligen Hause, ich war gegenwärtig, sie verschied in ihren Armen und in Georginens. Von diesem Augenblick an verfiel die Großmutter in diesen Zustand. Sie ist todt und ich warte hier nur noch auf die Auflösung des Körpers, um ihn einzuscharren, wenn ich nicht vorher sterbe, was Gott verhüten wolle! Wer würde sich dann noch um sie bekümmern und für die arme Blödsinnige sorgen? Dann aber — o dann — hoffe ich auf den Herrn, daß er endlich Mitleid mit so viel Jammer haben und auch mich zu sich nehmen werde.

Aber Carlos?

Carlos ist Baron; habe ich es Ihnen nicht schon gesagt?

Aber wenn er auch Baron ist —

Wissen Sie nicht, was es heißt, Baron sein?

Ob ich es weiß! Haben wir denn so wenige?

Nun denn, diese Börsenbarone sind die Nachfolger der —

Der Mönche — ein schlechter Ersatz.

Ich sah eines jener liberalen Blätter, in welchem dies stand; es ist dies das einzige, was ich seit vielen Jahren las. Man brachte es mir zum Lesen.

Und was däuchte Ihnen davon?

Es war gut geschrieben und mit Wahrheitsliebe. Wir waren schuldig ohne Zweifel, aber die Liberalen waren es nicht weniger.

Wir irrten beide.

Wir irrten und so, daß nicht mehr zu helfen ist. Die Gesellschaft ist nicht mehr was sie war; sie kann nicht wieder werden, was sie war, aber noch weit weniger so bleiben, wie sie ist. Was aus ihr werden wird, weiß ich nicht. Gott wird es schon recht machen.

Nachdem der Mönch dies gesagt hatte, bekreuzte er sich, griff nach seinem Brevier und begann zu beten. Die Alte haspelte fort und fort. Ich erhob mich und betrachtete

Beide ein paar Secunden lang. Keines von beiden achtete weiter auf mich, sie schienen nicht zu wissen, daß ich da war.

Es war mir, als stehe ich vor dem Tod und ich entsetzte mich.

Dann faßte ich mich, ging ruhig nach meinem Pferde, stieg auf, gab ihm heftig die Sporen und hielt nicht eher an, als bis ich in Cartaxo war.

Dort traf ich meine Begleiter; es war spät, wir blieben außerhalb des Orts in dem gastlichen Hause des Herrn L. S.

Wir lachten und scherzten bis tief in die Nacht hinein; dann schliefen wir bombenfest.

Ich aber träumte von dem Mönche, von der Alten — und von einem ungeheuern Sternbild von Börsenbaronen, das an einem Papierhimmel leuchtete, von welchem wie Schneeflocken in einer Polarnacht, blaue, grüne, weiße, gelbe Noten, Noten von allen möglichen Farben und Schattirungen herabregneten. Es waren Millionen und wieder Millionen und abermals Millionen.

Nie sah ich so viel Millionen, nie hörte ich von solchen Schätzen, außer etwa in den Märchen von Tausend und Einer Nacht.

Ich erwachte am anderen Tage und sah nichts — als ein Paar Elende, die an meiner Thüre um ein Almosen bettelten.

Ich fuhr mit der Hand in die Tasche und fand nur Noten — Papiere!

Ich reiste nach Lissabon voll Ahnungen und trauriger Vorgefühle.

Das Dampfboot war fast leer und fuhr aber deshalb nicht schneller.

Es war reichlich Abends fünf Uhr, als wir am Terceiro-do-Paço ausstiegen.

So endete unsere Reise nach Santarem und so endet dieses Buch.

Ich habe Einiges von der Welt gesehen und Einiges von dem Gesehenen geschildert. Aber von allen Reisen, die ich machte, waren mir die Wanderungen in meinem Vaterlande stets die interessantesten.

Wenn auch du so denkst, geneigter Leser, wer weiß, ob ich dann nicht noch einmal den Pilgerstab ergreife und durch dieses Land Portugal wandere, um nach einer Geschichte zu fahnden, die ich dir erzählen könnte.

Ich schwöre dir aber, daß ich die Eisenbahnen dieser Börsenbarone nicht benutzen werde.

Doch der Schwur ist überflüssig.

Wenn die Bahnen von Papier wären, dann würden sie dieselben ohne Zweifel rasch herstellen.

Aber von Metall! Das ist etwas Anderes.

Möge die Regierung verständig sein und sie aus Stein erbauen, dann werden wir mit viel Vergnügen und großem Nutzen in unserem schönem Lande reisen.

Anmerkungen.

Seite

„Daß Einer eine Rundreise in seinem Zimmer macht, wenn er am Saum der Alpen lebt“ 7

Es ist dies eine Anspielung auf das populäre und unnachahmliche Büchelchen Xaviers de Maistre: Voyage autour de ma chambre — das in Turin zu schreiben angefangen, aber wie Viele glauben, erst in St. Petersburg beendigt wurde.

„Die meiner Reise (nach Santarem) einen bestimmten politischen Zweck unterschieben wollte“ 8

Dies ist historisch, und eben so wahr, daß die brutale Verfolgung, welche der Verfasser einige Monate später erlitt, zum großen Theil hierin ihren Ursprung nahm.

„Bei einer Regatta von Dampfern“ 8

Regatta nannte oder nennt man vielleicht noch in Venedig das Wettrennen von besonders dazu bestimmten Gondeln. Wort und

Seite

Sache hat sich auch in England eingebürgert, wo dieses Wettfahren höchst populär geworden ist.

„Mit Klee würd' meinen Degen ich bekränzen“ 20

Diese Verse sind eine Parodie der bekannten Fragmente des Alkäos, die nur in den von Eustathius erhaltenen Scholien noch vorhanden sind.

„Wo man durch die vielen Enquête-Commissionen die Zahl der Seelen wohl gefunden haben wird“ 21

Die Protokolle der Enquête-Commissionen über den Zustand der armen und arbeitenden Klassen in England sind eine thatsächliche Probe für die schönen Berechnungen der Nationalökonomie, eine Wissenschaft, die, wie ich zu Gott hoffe, sehr bald ihren Credit verlieren wird.

„Ein Chourineur, eine Fleur de-Marie“ — 22

Allgemein bekannte Persönlichkeiten aus dem so populären Roman Eugène Sue's: die Geheimnisse von Paris.

„Nur eine Königin Anna konnte“. 25

Der Dichter Addison wurde Minister der Königin Anna von England und Mitglied des berühmten Cabinets, das den Namen Au-wits führt.

„Als er nach den Prazeres kam“ 39

Einer der beiden Kirchhöfe Lissabons heißt Dos Prazeres nach einer Einsiedelei der heiligen Jungfrau mit diesem Namen, welche sich hier befand, ehe der Ort seine jetzige Bestimmung erhielt.

„Der eigentliche Schwertfeger hielt es mit dem Volk und wollte nichts von den Parteien wissen. 43

Derjenige, welcher diesen Dialog hielt, kannte diese merkwürdige Persönlichkeit aus der Zeit des Connetables offenbar nicht aus der Chronik, sondern aus dem Drama dieses Namens.

„Vom sacre-Coeur und dessen eleganten Frommen“ . . 56

Das Kloster dieses Namens in Paris ist ein Erziehungshaus für vornehme junge Mädchen und zugleich eine Klausur für Damen.

„Eine anmuthige Sculpturarbeit des Antonio Ferreira“ . 66

Antonio Ferreira, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen lebte, modellirte mit derselben Anmuth und Natürlichkeit in Thon, wie er den Majoratsherrn von Setubal malte; seine kleinen Figürchen werden von den Kennern ebenso geschätzt, wie die besten alten Porzellanfiguren von Sèvres und Sachsen.

„Der Vogel Phönix, der daraus entstand, daß unsere Vorfahren nicht Griechisch verstanden“. 70

Die Fabel von diesem unsterblichen Vogel entstand in jenen

Seite

dunkeln Zeiten Europa's, wo die Kenntniß des Griechischen abhanden gekommen war. Was die Alten Phönix nannten, auf griechisch Palmbaum, nahmen unsere barbarischen Vorfahren für einen Vogel, woran jene nicht im Traum dachten.

„**Deshalb sind wir ohne Nibelungen**" 153
Die Nibelungen sind eine Sammlung altdeutscher Rhapsodien, welche die poetischen Gestalten der deutschen Urgeschichte behandeln und für die Deutschen das sind, was die Iliade für die Griechen war. Der Name des deutschen Homers, der sie in ihre jetzige Form zusammenfaßte, ist unbekannt.

„**In den Lamas zu krebsen**". 153
So heißt die Niederung des Tejo entlang dem Gestade von Sanctos, wo die Rümpfe alter und nicht mehr brauchbarer Kriegsschiffe verfaulen.

„**Die Füße auf dem Kaminfender**" 154
Fender heißt im Englischen ein niederes Metallgitter, welches den Zimmer-Kamin umgibt und verhütet, daß glühende Kohlen auf den hölzernen Fußboden fallen. Wenn man sich am Kamin wärmt, stellt man unwillkührlich die Füße darauf.

„**Mit den wohlriechenden Düften alten Sekts**" 154
Man hat viel darüber gestritten, was für ein geistiges Getränk, das von Shakespeare unter diesem Namen so oft gerühmte Gebräu gewesen sei. Die am meisten angenommene Ansicht ist, daß es ein guter, alter französischer Branntwein war.

„**Als unsere Ahnen den San Tiago als einen castilianischen Hund aufgaben**" 154
Das allgemeine Kriegsgeschrei aller christlichen spanischen Völker war: San Tiago! Als wir uns aber bei der Thronbesteigung des Hauses Avis mit England gegen Kastilien verbanden, begannen wir den heiligen Georg, San Jorge anzurufen.

„**Das Kuhfleisch mit Reis des Bruders Bartholomeu dos Martyres**" 157
Dieses einfachen und originellen Ausdrucks bedient sich jener heilige Erzbischof in einem Einladungsschreiben an einen Freund. Die Phrase wurde mit Recht sprichwörtlich.

„**Ein glücklicher Ausdruck des Grafen Raczynski**" . . . 214
In seinem Werke: Les arts en Portugal, Paris 1845.

„**Wo der Centro das Centrum der Schwerkraft verliert und der Barbas den Bart ausrauft**" 216
Centro und Barbas sind Bezeichnungen und Namen gewisser Theaterdirectionen.

Ende.